General Library System
University of Wisconsin - Madison
728 State Street
Madison
U.S.A.

Hüben und drüben.

Grenzroman aus dem Hochland

von

Arthur Achleitner.

Erster Teil.

Das Recht der Übersetzung ist vorbehalten.

Berlin 1903.

Verlag von Otto Janke.

General Library System
University of Wisconsin - Madison
728 State Street
Madison, WI 53706-1494
U.S.A.

Nem
PT
2601
C53
H834
1903
v.1-2

7286065

Hüben und drüben.

Erſter Teil.

Digitized by Google

haft in winzigen Flocken zu ſchneien, und kaum waren die Flöckchen auf die Halme der Sauerwieſen unweit des Amtsgebäudes gefallen, zerfloſſen ſie auch ſchon, perlengleich niederrinnend. Doch der ſteif aus Weſt blaſende Wind brachte gröberes Gewölk und energiſche Abkühlung, es ſchneite tüchtig in großen Flocken, an Weihnachten gemahnend, und nach kaum einer Stunde trug der noch nicht völlig ausgereifte Hafer das winterliche Geflock auf dem Halm, und die Wieſen waren weiß geworden.

In ſeiner ebenerdig gelegenen Kanzlei, deren Fenſter auf die Straße jederzeit den Blick geſtatteten, ſaß am Amtstiſch der Zolleinnehmer Alfred Freiherr von Feldberg, emſig in Zollliſten rechnend, nicht achtend des Ereigniſſes in der Natur, eines Schneefalles im halben September. Der in Mitte der dreißiger Jahre ſtehende ſchmucke Beamte mit dunklem Haupthaar und einem auffallend blonden Schnurrbart wunderte ſich lediglich, daß es an dieſem Abend ſeltſam lange hell ſei, und kritzelte weiter. Todruhig iſt's im Amtsgebäude wie auf der Grenzſtraße, das Knarren der ausgeſchriebenen Feder auf dem rauhen Kanzleipapier gibt das einzige Geräuſch, an welches

der Zolleinnehmer jedoch ſo gewöhnt iſt, daß er es nicht hört.

Plötzlich ward jäh die Kanzleithür aufgeriſſen, eine junge Dame in eleganter Hauskleidung erſchien, die Gemahlin des zur amtlichen Einſamkeit gezwungenen Zolleinnehmers rief in erſichtlicher Erregung dem fleißigen Beamten zu: „Schändlich! Alfred! Es ſchneit! Schnee in Mitte September! Unerhört! Ein miſerables Neſt!“

Feldberg blickte raſch zum Fenſter hinaus und erwiderte dann gelaſſen: „Richtig! Wirklich Schnee! Alſo deshalb iſt es heute ſo lang ſchreiblicht! Bitte, Bella, ſchließe die Thür, es zieht wahrhaftig kalt herein!“

Mit kräftigem Griff drückte die junge Dame die Thür ins Schloß und poſtierte ſich dann vor dem äräriſchen, wackeligen Schreibtiſch, um lebhaft zu jammern, daß dieſer „infame“ Schneefall die Nelken und den Rosmarin ſowie die letzten Stauden Salat ruiniere, ganz abgeſehen davon, daß eine Dame in dieſer entſetzlichen Einſamkeit nicht mehr wiſſen könne, welche Toilette bei ſolchem Schandwetter gewählt werden ſolle.

Baron Feldberg ſtrich ſich den hellblonden Schnauzer und lächelte.

„Alfred! Das iſt ganz und gar nicht lächerlich! Im Gegenteil zum Weinen! Der Schnee um dieſe frühe Zeit! Gräßlich! Der hat mir in dieſem Exil juſt noch gefehlt! Anderswo badet man noch; in Scheveningen, an der Adria iſt noch volle Saiſon, und wir können zum Abendbrot heizen!“

„Nu, nu, liebe Bella! So gefährlich iſt es noch nicht! Morgen kann Frau Sonne wieder ſcheinen, und der Herr Schnee muß ſich gehorſamſt wieder entfernen! Nur den Mut nicht verlieren, nicht verzagen! Es hat auch unſere Einſamkeit ihre Reize und ihr Gutes!“

„Ich wüßte nicht, was!“

„Nun vor allem die wohlthätige Ruhe ringsum! Kein Lokomotivenpfiff, kein Trambahnlärm irritiert die Nerven. Ein einziges Fuhrwerk heute den ganzen Tag und das ohne Peitſchenknall! Die reine Idylle!“

„Ich danke für ſolche Idylle, bei der man verſauert und verblödet!“

„Aber Geliebte! Wer verſauert in der Einſamkeit, iſt nur ſelbſt daran ſchuld!“

„Wie? Was? Du sprichst völlig unverständlich! Mir ist das Leben in diesem Sibirien qualvoll, schrecklich! Gott, wie schön haben es die Menschen in der Großstadt! Um diese Stunde flutet ein Lichtmeer in den Straßen, strahlen die Anlagen in elektrischem Licht, frohes Leben überall, Getriebe, Geselligkeit, Konzerte, Theater! Und wir haben Todesruhe hier und dazu Schnee auf dem Halm! Blumen und Spätfrucht vernichtet, Winter in dieser entsetzlichen Einsamkeit, und keinen Menschen zum Plaudern!“

„So? Bin ich etwa kein Mensch?“

„Nein! In meinem Sinne nicht! Ein Faszikelwurm und Listenkritzler, der kein Herz hat für sein verlassenes, gelangweiltes, verzweifelndes Weib, und der nur für sein Amt lebt!“

„Aber Bella! Bin ich denn nicht jede dienstfreie Stunde und schier darüber hinaus an Deiner Seite? Lebe ich denn nicht nur für Dich? Bin ich etwa nicht mit jedem Atemzug Dir dankbar, daß Du meine Gattin geworden und meine Einsamkeit mit mir teilst?“

„Ja doch! Aber ich langweile mich doch zum Sterben!“

„Das kommt davon, daß Du Dir zu wenig Arbeit ſuchſt!“

„Wie? Soll das etwa ein Vorwurf ſein, daß ich das Hausweſen vernachläſſige? Soll ich vielleicht tagtäglich Stöberfeſt veranſtalten? Einfach ſchändlich dieſe Zollexiſtenz! Wenn ich das gewußt hätte —“

„Bitte, Bella, ſei nicht böſe und ungerecht! Ich habe Dir meine Exiſtenz ehrlich und ohne Schönfärberei geſchildert, Dich aufmerkſam gemacht, was es heißt, Zöllner in der Bergeinſamkeit zu ſein! Trotzdem beglückteſt Du mich mit dem Entſchluß, als meine Gattin mein Schickſal zu teilen, auszuharren an meiner Seite!“

„Ja doch! Es hat aber alles ſeine Grenzen! Wir ſind bereits ein halbes Jahr in dieſem Exil, genügend lang, um eine Domizilsveränderung anzuſtreben! Und der infame Schnee dazu!“

„Geliebte, ſei nicht böſe! Ich bin ſchon zehn Jahre in der Teuchel und habe mich noch keine Stunde ſeither gelangweilt!“

„Was? Zehn Jahre! Ohne Ausſicht auf Verſetzung und Avancement?! Das ſieht ja einer ſtrafweiſen Verbannung ähnlich!“

„Doch nicht, Bella! Mir iſt das einſame Thal ans Herz gewachſen, ich bin gern in der Teuchel! Und avanciert zum Einnehmer bin ich inzwiſchen auch! In dieſem Hauſe wohnte ich ſchon als Führer der Grenzwacheſtation, war zufrieden trotz des harten Kontrolldienſtes im Hochgebirge, glücklich, und als Dein Gatte geradezu überglücklich! Ich wünſche mir gar nicht mehr vom Leben, als hier bleiben und in Eintracht mit Dir und in Liebe meine Tage verbringen zu können. Verzeih, Bella, nur noch wenige Minuten, ich möchte die Liſte abſchließen, damit morgen früh die Lieſel ihr Blochholz vom Amt wegfahren kann!“

„Die Lieſel? Aber wer iſt denn das? Und ſo zarte Rückſicht! Als wenn dieſe lieben Bergbauern nicht warten könnten! Aber natürlich, da es eine ‚ſie‘ iſt, krümmt ſich der Herr Einnehmer vor Hochachtung und Eifer, und die Frau Baronin-Gemahlin kann in erſterbender Ehrfurcht geduldig warten, bis es dem Gebieter genehm iſt, zum Abendbrot zu erſcheinen und ſich der Gattin zu widmen!“

„Aber Bella! Das Warten iſt immer und für jedermann eine unangenehme Sache, für Geſchäfts-

leute ganz beſonders! Über das Knie läßt ſich die zollamtliche Behandlung ohnedem nicht brechen, ſie erfordert immer eine gewiſſe Zeit. Lieſels Fuhrwerk ſteht am Zollſchuppen, Lieſel iſt mit den Pferden heim ins Dorf, muß morgen wieder heraus, den Zoll zahlen, und kann dann erſt den Holztransport weiter dirigieren. Lieſel kann morgen zu Beginn der Amtsſtunden mit Fug und Recht ihre Abfertigung verlangen, es iſt meine Pflicht, die Papiere inzwiſchen fertig zu ſtellen."

„Lieſel hin, Lieſel her, jedes zweite Wort ‚lieſelt'! Ich will nicht hoffen —!"

Der Einnehmer lachte auf: „Auch noch Eiferſucht! Bella, das iſt köſtlich! Bitte, betrachte Dir doch morgen früh acht Uhr dieſes Unikum eines Frauenzimmers! Ich bin überzeugt, daß Du mir reumütig Abbitte leiſten wirſt. Die Lieſel, dieſes Mannweib, das weibliche Arbeit haßt und beſſer fuhrwerkt denn der ſtärkſte Mann, und Baron Feldberg — na, ich danke!"

„Ein Mannweib, ſagſt Du? Ich revoziere. Auch bin ich nicht gewillt, bei ſolchem Schneewetter ſchon morgen um acht das warme Bett zu verlaſſen!

Aber nun komm zum Abendbrot hinauf! Hoffentlich hat Fanny den Braten nicht anbrennen lassen!"

„Was, Braten gibt es, heute an einem gewöhnlichen Werkeltage?! Bella, Bella, Du treibst Verschwendung! Wir leben zu üppig, in keinem Verhältnis zu meinem kleinen Gehalt!"

„Dein Gehalt würde allerdings nur einmal im Monat einen Braten gestatten! Doch verfüge ich ja über reichliche Mittel und werde wohl so frei sein dürfen, meinem Gebieter etwas Leckeres auf den Tisch zu stellen. Außerdem beziehe ich Fleisch und so weiter von Hochblößen jenseits der Grenze, wo alles viel billiger zu stehen kommt!"

„Verzeihe, Bella, wenn ich Dich bitte, unseren Tisch weniger üppig zu gestalten. Ich möchte vermeiden, daß es heißt, der Einnehmer läßt sich von seiner Frau satt füttern. Des weiteren möchte ich bitten, daß der Bezug von Viktualien aus dem nahen Ausland sich in den zollamtlichen Grenzen bewegt!"

„Wie? Was willst Du damit sagen? Ich als die Frau des Zolleinnehmers werde doch wohl herüberkommen lassen dürfen, was mir beliebt und nötig zum Haushalt erscheint?!"

„Doch nicht, Bella! Wir und ganz beſonders ich als der Vorſtand des Nebenzollamtes ſind an die bezüglichen Vorſchriften gebunden, und darf ich mir erſt recht nicht ein Jota mehr erlauben, als im Zolltarif und deſſen Beſtimmungen für den Grenzverkehr ſteht!“

„Ach du lieber Himmel! Welcher Zopf! Und dieſe lächerliche Ängſtlichkeit! Ich bin ſchon mit zehn Kilo Fleiſch von Hochblößen herüber, und kein Aufſeher hat mich angehalten. Ich würde mir übrigens jegliche Einmiſchung gehörig verbitten! Wir ſind geſtraft genug, in dieſem Exil leben zu müſſen, und der Staat wird nicht zu Grunde gehen, wenn wir uns etliche Pfund über das Normale herüberholen.“

Baron Feldberg ward tiefernſt, beſtimmt und metallhart klangen ſeine Worte: „Bella! Ich verbiete Dir dieſen Bezug, der nichts anderes als Schmuggel unter erſchwerenden Umſtänden iſt, und mache Dich auf die gefährlichen Folgen Deines leichtſinnigen Thuns aufmerkſam.“

Die junge Frau lachte auf, doch klang dieſes Lachen etwas gepreßt: „Huhn! Das klingt ja

ſchrecklich! Habt Ihr Zöllner wohl gar eine ‚eiſerne Jungfrau‘ im Hauſe zum Schmugglerzwicken?“

„Laß den Spott, Bella! Dir iſt der Ernſt des Lebens noch nicht bekannt geworden, daher die Leichtfertigkeit des Sinnes in amtlichen Angelegenheiten! Ich verwarne Dich! Abgeſehen von einer exemplariſchen Beſtrafung Deiner Perſon, könnte über mich, ſo unſchuldig ich bis zu dieſer Stunde geweſen, die ſtrafweiſe Entlaſſung verhängt werden. In Deinem Leichtſinn ſcheinſt Du nicht zu bedenken, was eine Entlaſſung für mich bedeutet!“

„Pah, dieſe lächerliche Stellung und die Bettelgage!“ maulte gleich einem verzogenen, geärgerten Kinde die junge Frau.

„Mag der Poſten wenig angenehm und noch ſo gering dotiert ſein, für mich bedeutet dieſe Stellung meine Exiſtenz. Ich bin, wie Du weißt, aus verarmtem Hauſe und auf dieſe Stellung angewieſen, muß Gott dafür danken, ſie erreicht zu haben.“

„Danken auch noch?! Wie oft habe ich Dir ſchon zugeredet, den Dienſtrock an den Nagel zu hängen! Ich habe für uns genug, wir privatiſieren einfach aus meinen Mitteln und ziehen in die

Reſidenz! Ich habe dieſe Einſamkeit ſatt, gründlich ſatt!“

„Nein, Bella! Wir bleiben, und Du wirſt Dich meinen und den zollamtlichen Anordnungen fügen! Nimm Vernunft an, liebe Bella, und nun geh hinauf, ſorge für einen Imbiß, ich komme in wenigen Minuten nach! Adieu, liebes Kind!“

„Gut, ich gehe, denn das Streiten mit einem verbohrten Amtsmenſchen führt zu nichts! O, dieſe Bureaukraten!“ Frau Bella trippelte aus der Kanzlei und warf mit erſtaunlicher Kraft die Thür hinter ſich ins Schloß.

Feldberg ſeufzte und beugte ſich über die Amtspapiere, um bei nun ſchnell entſchwindendem Schneelicht die Ziffern zu ſummieren.

Am Zollhauſe ſtieß ſich jemand den klebrigen Septemberſchnee von den Füßen, dann wurden kräftige Schritte im Flur hörbar und eine knöcherige Fauſt pochte an der Kanzleithür.

„Herein!“ rief der Einnehmer, welcher eben das Bureau verlaſſen wollte. Beim Anblick der drallen, üppigen Frauensperſon zuckte Feldberg zuſammen.

„Grüß Gott, Herr Baron!“ ſprach die Frau

Amanda Pauly, Witib des verſtorbenen Schmiede- und Schloſſermeiſters Pauly von Sankt Veit in der Teuchel, machte aber keine Anſtalten, den Rückenkorb behufs zollamtlicher Reviſion abzunehmen.

Feldberg hatte ſich raſch gefaßt und fragte, ob die Frau zollpflichtige Waren in der Kraxe habe.

„Ah nein, Herr Baron! Bin nur herein'kommen, weil es ſo Brauch iſt beim Zollamt. Gleich nur etwas Gutelen hab' ich, wiſſen S', fürs Bubele, und die Gutelen werden wohl zollfrei ſein, mein' ich! Hihi!"

„Wie viel an Gewicht iſt es?"

„Könnt' ich nicht ſagen, hat halt vierzig Kreuzer koſtet drüben beim Kramer! 's Bubele ſchleckt ſelles Zeug ſo viel gern!" ſprach die Frau und hielt das Paketchen Leckerli hin.

„Soll aber nicht ſchlecken, der Bub, die Gutelen machen ſchlechten Magen, ſtören die Verdauung. Iſt der Kleine etwa krank? Wer beaufſichtigt den Knaben während Ihrer Abweſenheit von Hauſe?"

„Werden wohl Leut' genug zu Haus ſein, und mein Franz iſt die beſte Kindſin ſelber, hat es ja ſo viel gern das Bubele. Fehlt ſich nichts bis auf

Kleinigkeiten, mein', wird halt etwas Grimmen sein, der Dokter von Hochblößen hat mir ein Trankl dafür mit'geben, es hätt' nichts zu bedeuten! Wollen S' das Bissel Gutelen wirklich verzollen, Herr Baron?"

„Ja, das ist meine Pflicht!" erwiderte Feldberg und legte das kleine Paket auf die Amtswage.

„Ist aber zum Lachen, Herr! Gehört ja fürs Bubele! Ich zahl' den Zoll nicht und wenn's auch nur etliche Pfenning' ausmacht, geht nicht auf meine Rechnung, und 's Trankl auch nicht."

Der Einnehmer hatte das Gewicht festgestellt, schrieb nach Vorschrift die Quittung: „Konditorwaren 0,26 kg, Betrag des davon entrichteten Eingangszolles 0,15 Mk.," drückte das Amtssiegel auf den Zollzettel und entnahm seinem eigenen Portemonnaie den Betrag von fünfzehn Pfennigen, welchen er dann in die Amtskasse legte. „Hier, Frau Pauly, die Quittung, es ist nun alles in Ordnung, vorausgesetzt, daß Sie nichts anderes an zollpflichtigen Waren im Korbe haben!"

„Keinen Schein, Herr Baron! Gleich nur etwas Fleisch, wie es erlaubt ist; wissen S', 's Bubele muß

gute Brühe bekommen und Gerſtenſchleim, könnt' ſonſt doch der Durchfall werden, meint der Blößener Dokter."

„Nur vorſichtig ſein, Frau Pauly! Bei ſolchem Wetterſturz den Knaben ja nicht ins Freie laſſen, warm halten, nahrhafte Koſt geben!"

„Fehlt nixen! Adjes, Herr Baron!"

„Adieu, Frau Pauly, gute Nacht!"

Während die Schmiedin das Zollhaus verließ, tönte von oben Frau Bellas Stimme mahnend herunter: „Alfred! Alfred!"

Feldberg ſchloß die Kanzlei ab und rief zur Treppe hinauf: „Gleich, Bella, bin ja ſchon unterwegs!"

Schwach genug beleuchtete die ärariſche Laterne, deren Kerze bis zur zehnten Abendſtunde amtlich brennen muß, den Flur und die Treppe zur Dienſtwohnung des Einnehmers. Um ſo heller ſtrahlte das Licht der Korridorlampe oben, und ob dieſer Petroleumverſchwendung brummte der ſparſame Zollamtsvorſtand und ſchraubte den Docht etwas herab, bei welcher Manipulation ihn die junge Gemahlin überraſchte.

„Was fällt Dir ein, Alfred? Die Lampe wird bei gemindertem Licht übelriechen!“

„Verſchwendung, reine Verſchwendung! Sparen, Bella, ſparen! Aber nun zu Tiſch, ich habe ordentlich Hunger!“

War die Amtslokalität ärmlich ausgeſtattet, um ſo wohliger iſt es in der Wohnung des Einnehmers, die ſeiner Frauengeſchmack mit reichlichen Mitteln elegant und behaglich zu möblieren gewußt hat. Niemand würde in dem alten, nüchternen Amtsgebäude ſolche Eleganz, ja einen gewiſſen Luxus in der Ausſtattung vermuten, und nun beim Scheine mehrerer Lampen erſchienen das Wohnzimmer wie der daran ſtoßende, geöffnete Salon wahrhaftig wie ein Schmuckkäſtchen, zauberiſch beleuchtet, durchflutet von einem ſanft roſafarbigen Licht. Nur die geringe Zimmerhöhe ſtörte etwas und wirkte drückend.

Feldberg trat ein und rief angenehm berührt: „Gott, wie hübſch wohnen wir doch! Viel zu nobel für einen armen Zöllner im Exil! Solange ich doch ſchon hier in dieſer Behaglichkeit wohne, immer gefällt es mir erneut!“

Frau Bella lächelte geſchmeichelt. „Ja doch! Iſt ja das einzige, was wir hier haben, und wenig genug! Kein Gas, die Zimmer zu niedrig, keine Waſſerleitung, jeden Tropfen vom Brunnen unten holen, die Köchin jammert tagtäglich über dieſe Schererei und wird uns noch auf und davon gehen. Und der Himmel weiß, wie es im Winter mit den Öfen ſein wird, ärariſche Öfen rauchen alle! Sollteſt ſofort vom Bauamt neue Öfen verlangen, es iſt höchſte Zeit; ſchau nur, wie es draußen ſchneit!"

Feldberg ſetzte ſich an den Speiſetiſch, legte die Serviette auseinander und ſchmunzelte: „Kind, biſt Du doch naiv! Vom Bauamt etwas verlangen, einfach drollig! Eher zahlen die Chineſen die dreihundert Millionen Kriegskoſten bar an Deutſchland, bevor wir vom Bauamt auch nur die ſelbſtverſtändlich abſchlägige Antwort nebſt einer Rüge für ſolch frivoles Verlangen bekommen! Die Gnädige kennt die Baubehörde ſchlecht! Solange die Öfen nicht in Trümmer liegen und das obere Stockwerk zerſchellt im Parterre liegt, iſt an Genehmigung einer Reparatur nicht zu denken, es wäre denn, daß der Miniſter zu erwarten

ſtünde. Der kommt aber in die Teuchel nicht! — Ah, iſt der Braten aber famos!“

Bella ſtocherte an ihrem Bratenſtück herum und hatte allerlei auszuſetzen nach Art junger Damen, die ſelbſt nicht kochen können, aber alles viel beſſer wiſſen. „Es freut mich zwar, daß es dem gnädigen Gebieter ſchmeckt, aber ‚famos‘ iſt der Braten nicht, im Gegenteil etwas trocken. Das kommt davon, wenn der Herr ſo lange am Kanzleitiſch hockt. Und das ſchlimmſte iſt dabei, daß unſereins gar nichts ſagen darf und froh ſein muß, wenn die Köchin in der Einöde nur bleibt! Wir werden die Fanny nächſten Monat aufbeſſern müſſen, ſonſt kündigt ſie, und wir ſitzen dann völlig im Elend!“

„Aufbeſſern auch noch? Der Lohn iſt ohnehin ſchon enorm hoch, ganz großſtädtiſch!“

„Ach wo! Mein Vermögen wird ſchon eine Weile reichen, und bis dahin ſteht wohl doch Deine Beförderung mit erhöhtem Gehalt zu hoffen. Will der gnädige Herr weiß oder rot trinken? Den Deidesheimer Schafböhl habe ich kühlen laſſen!“

„Hör mal, Bella, das iſt Unſinn! Für den

Zolleinnehmer in der Teuchel ist eine Halbe Flaschenbier vollauf genügend!“

Schnippisch erwiderte die hübsche junge Frau: „Wie's beliebt! Ich trinke nach ärztlicher Verordnung den alten Medoc. Laß Du nur die guten Weißweine in dem moderigen Amtskeller verderben! Ganz nach Belieben, Herr Einnehmer!“

Feldberg zog die Stirn in Falten, schellte und forderte von der Köchin eine kleine Flasche Bier.

Hastiger als sonst trank der Beamte das Fläschchen dünnen Landbieres leer und erklärte dann der überraschten Gattin, daß ein Abendspaziergang nach langem Sitzen im Amt absolviert werden müßte.

„Wie? Ausgehen? Bei diesem Schneegestöber? Willst wohl kneipen gehen in ein Dorfwirtshaus? Und die arme Frau darf einsam verlassen in der Stube hocken und Trübsal blasen! O, wenn ich das gewußt hätte — —!“

„Liebe Bella, sei doch vernünftig! Etwas Bewegung muß der Kanzleimensch doch haben! Ich muß laufen! Ich verspreche Dir, daß ich keinen Schritt in ein Wirtshaus mache!“

„Aber ins Dorf rennst Du doch!“

„Gewiß! Das Sträßlein bis Sankt Veit iſt wenigſtens eben; zur Grenze geht es abwärts, der Graben iſt ein berüchtigtes Schneeloch, ich müßte die Steigung wieder heraufklettern und das würde mich übermüden. Ich bin in längſtens einer Stunde wieder zurück!“

„Das kennt man ſchon! Kommt Dir ein Bekannter in den Weg, wird es ſicher Mitternacht! Wir warten auf keinen Fall! Adieu, Herr Einnehmer!“ Frau Bella wandte das zierliche Köpfchen ab, um eine Liebkoſung zu verhindern, und trommelte mit den Fingern ärgerlich auf die Tiſchplatte.

Kühl ſprach Feldberg: „Auf Wiederſehen in einer Stunde!“ und verließ das Gemach.

Trotz des Schneetreibens riß die zarte Frau das Fenſter auf, überzeugte ſich, ob der „Brummbär“ wirklich den Weg zum Dorfe nimmt, und guckte dem Gatten ebenſo mißmutig wie neugierig nach, bis die wirbelnden Flocken zwangen, das Fenſter zu ſchließen. Mit wütigem Pianoſpielen ſuchte ſich die gelangweilte Baronin die Zeit zu vertreiben, doch hielt ſie bald inne, eilte in die Küche und plauderte mit Fanny über dieſe troſtloſe Einſamkeit mit dem Erfolg, daß

die Köchin augenblicklich die günſtige Situation unter lautem Gejammer zu einer Lohnaufbeſſerung nützte und richtig zwei Mark monatliche Erhöhung durchſetzte. Erfreut über dieſes Ergebnis wußte die dicke Fanny ſogleich einen Troſt zu ſpenden, indem ſie der wachsweichen Gnädigen baldige Beſſerung des Wetters verſprach und ihr riet, das Stubenhocken aufzugeben und die überflüſſige Zeit mit Bergſteigen tot zu ſchlagen.

Frau Bella meinte aber, daß ſolche Kraxlerei doch ſehr langweilig ſei.

„Allein ſchon! Gnädige müſſen ſich eben jemand von Stand und Bildung zum Begleiter nehmen!“ flüſterte die getreue Köchin.

„Ach wo! In dieſer ſchauerlichen Einöde! Ich kann doch nicht den Grenzaufſehern nachlaufen!“

„Nein, das wäre auch kein ſtandesgemäßer Umgang für eine wirkliche Baronin! Aber der Oberkontrolleur von der Grenzwache! Der iſt ein feiner und feſcher Herr, nett, gefällig, Gnädige ſollen nur ſehen, wie dem Herrn die Uniform ſitzt!“

„So? Na, Dienſtbotengeſchmack iſt nicht der meine!“

„Gott ſei davor, daß ich das aus Eigenem ſage! Ich bet' ja nur nach, was man allgemein in der Gegend über den feſchen Kontrolleur ſpricht! Ein Wunder, daß der bildhübſche Mann noch immer ledig iſt! Freilich gibt es in der Teuchel keine paſſenden Partien, ſind ja bis auf den Forſtmeiſter keine Beamtenfamilien da, und die Forſtmeiſter Milla angelt wohl, iſt aber bei aller Nettigkeit gänzlich vermögungslos, ſonſt aber ein hübſches Mädel."

„Sie meinen alſo, Fanny, ich ſoll dieſen Oberkontrolleur zu meinem Kavalier auf Bergtouren ernennen?"

„Freilich! Iſt ja eine große Ehr' für den feſchen Mann! Der muß dienſtlich oft hinauf in die Berg' ſtundenlang. Gehen S' nur mit, Frau Baronin, ich richt' die Arbeit ſchon allein; gnä' Frau wiſſen ja: auf mich können S' Ihnen verlaſſen! Ich bin allweil am liebſten allein bei der Arbeit und im Hausweſen! Der Gnädigen thut die Luft im Freien gut; bis in den Oktober hinein können Frau Baronin Touren machen . . ."

„Ja, aber mein Mann?"

„Der Herr Baron ist allweil angehängt in der Kanzlei!“

„Gott sei's geklagt! Ich hab' eigentlich gar nichts von meinem Mann!“

„Darum sollen sich gnä' Frau eben selber Vergnügen schaffen, wo immer es möglich ist. Ich glaub', der Herr Baron wird froh sein, wenn gnä' Frau Anschluß finden. Gefahr hat es ja keine, gar nicht, in keiner Weise! Aber verzeihen S', gnä' Frau, ich muß noch mal vorm Schlafengehen hinunter und Wasser holen. Ist ein Jammer hier! Nicht einmal eine Wasserleitung im Haus!“

Während Fanny die leeren Kupfereimer ergriff, wehrte Frau Bella ab: „Heulen Sie mir nur nicht die bekannte Jeremiade vor! Aufgebessert sind Sie, das kann bis Weihnachten genügen!“

„Gleich komm' ich wieder, gnä' Frau,“ flötete die schlaue Köchin und trottete die knarrende, schwachbeleuchtete Treppe hinab, um vom nahe dem Zollgebäude errichteten Brunnen das nötige Wasser zu holen.

Frau Bella war in die behagliche Wohnstube gegangen, drückte das Näschen an der Fensterscheibe

platt und blickte in die Schneelandſchaft hinaus, auf welche ab und zu ein fahles Licht der Mondſichel fiel.

„War das nicht Alfred auf der Straße unten?“ fragte ſich plötzlich die junge Frau, und im Nu war das Fenſter aufgeriſſen.

Eine Männergeſtalt huſchte eilig das Zollſträßlein hinab zur nahen Reichsgrenze.

Bella blickte, weit über die Fenſterbrüſtung gebeugt, dem laufenden Manne, der dem Gatten auffällig ähnelte, nach, bis ihn die Straßenkurve den Blicken entzog.

„War das Alfred? Was ſoll dann der Lauf an die Grenze bedeuten?“ ſtammelte verwirrt, erregt die junge, hübſche Frau, die Hand auf die wogende Bruſt preſſend. Und flink eilte Bella vom offenen Fenſter hinweg, die Treppe hinunter, in den Flur, wo ſie mit Fanny zuſammenſtieß.

„Haben Sie den Herrn Baron geſehen?“

Befangen ſtotterte die Köchin: „Ich? Den guä' Herrn? Wo?“

Die Verlegenheit Fannys wahrnehmend, wiederholte Bella die Frage energiſch, ein Argwohn erfaßte das Herz, ein böſer Verdacht ſtieg auf.

Schnell überlegte Fanny, auf welche Seite ſie ſich ſtellen ſolle, um beſſer zu fahren: hält ſie zum Herrn und leugnet ſie ab, ihn im Vorbeihuſchen erkannt zu haben, und kommt die ſonderbare Geſchichte ſchließlich doch an den Tag, ſo iſt das Vertrauen der Gnädigen verſcherzt und die gute, einträgliche Stelle im Hausweſen verloren. Außerdem hat der Einnehmer nichts, reich iſt nur die Gnädige. Der Entſchluß iſt alſo nicht ſchwer zu faſſen. Abſichtlich etwas zögernd ſprach die ſchlaue Köchin: „Spaßig das, gnä' Frau! Faſt glaub' ich es ſelber, der Herr Baron war's, der vorbeigelaufen iſt! Spaßig!"

„Alſo haben auch Sie ihn erkannt! Sie müſſen den Herrn unten ja ganz genau geſehen haben, beſſer als ich vom erſten Stockwerk aus! Haben Sie eine Ahnung, was das bedeuten kann?"

„Keine Idee von einer Ahnung hab' ich! Recht g'ſpaßig, gnä' Frau! So ſpät im Schnee bei der Nacht dahinlaufen, kurios das! Aber mich geht's ja gar nichts an!"

„So? Sie geht das nichts an?! Sie ſind mir ſchon die Wahre! Ein ordentlicher Dienſtbot' hat zur Herrſchaft zu halten, immer, verſtehen Sie mich!

Der Herr kann in den Tod rennen! Sie hätten ihn aufhalten, warnen ſollen!“

„Aber ich bitt' Ihnen, gnä' Frau! Wie hätt' ich denn das machen ſollen? Einen ausgewachſenen Mann aufhalten, in der Nacht, er hat's eilig gehabt, gerad' vorbeihuſchen hat er wollen, nicht geſehen werden, alſo ein heimlicher Gang —!“

Bella zitterte vor Angſt und Froſt, die Stimme bebte, als ſie erſchrocken rief: „Heimlich! Gräßlich! In der Nacht! Vorbeilaufen, über die Grenze rennen! Großer Gott, was das zu bedeuten hat?! Kommen Sie ſchnell mit hinauf, ich kann nicht allein bleiben, die Angſt drückt mir das Herz ab!“

„Nein, nein, gnä' Frau! Nur keine Angſt! Fenſterln wird er nicht gelaufen ſein, der Herr Baron! Er hat ja alles, was er will, ſo ſchön und hübſch warm im Haus! Vielleicht hat er mich nur ſchrecken wollen? Ich glaub', der gnä' Herr wird gleich zurückkommen, er war immer ein ſpaßiger Herr, allweil ein biſſel anders als die Herren ſonſt ſind, extrig!“

„O Gott! So kurz verheiratet und ſchon ſolche Aufregungen, Heimlichkeiten und dieſe ſchreckliche Ein-

ſamkeit dazu! Sie müſſen zu mir halten, Fanny, ich ſterbe noch vor Angſt!"

Der Gebieterin Troſt zuſprechend, geleitete Fanny das zitternde Frauchen hinauf, ſchloß vor allem das Fenſter der Wohnſtube und leiſtete der Baronin dann Geſellſchaft, eifrig ſchwatzend über Schauergeſchichten, die in einem weltentlegenen Bezirk paſſiert ſein ſollten.

Darüber verging eine volle Stunde; Feldberg kam nicht zurück. Um zehn Uhr hörte man die Stationsköchin Emerenz unten hantieren, die ärariſche Flurlampe auslöſchen, aus Gefälligkeit den Schlagbaum zur Straßenſperre niederlaſſen; dann ward es ruhig, totenſtill im Amtsgebäude.

Des langen Aufbleibens ungewohnt, begann Fanny zu gähnen, erklärte ſich außer ſtande, das Ausbleiben des gnädigen Herrn deuten zu können, und bat ſchließlich um die Erlaubnis, das Bett aufſuchen zu dürfen.

„Ich fürchte mich! Gott, dieſes gräßliche Alleinſein!" jammerte Bella, entließ aber ſchließlich Fanny doch und wartete in der Wohnſtube auf des Gatten Rückkehr, bis die Müdigkeit die Angſt und Sorge überwand und die Äuglein ſich ſchloſſen.

Das Geräuſch knarrender Stiefel weckte Bella

auf, erſchreckt und ſchlaftrunken ſtarrte ſie auf den eintretenden Gatten, der ſich mit der Rechten den Schweiß von der Stirn ſtrich und heiſer die Gemahlin um Entſchuldigung über ſein unbeabſichtigtes langes Ausbleiben bat.

„Alfred, wo warſt Du? Wie konnteſt Du mich den langen Abend allein laſſen? Was war los?“

„Verzeihe, Bella, eine — hm — dienſtliche Angelegenheit! Fuhrwerk war nicht aufzutreiben, blieb nichts anderes übrig, als trotz Nacht und Schnee nach Hochblößen zu laufen —!“

„Das glaubt Dir der ſtärkſte Gendarm nicht!“

„Bella!“

„Nein, ich glaube es nicht! Du biſt doch kein Außenbeamter! Wie kommſt Du dazu, plötzlich Streckendienſt zu machen?“

„Ein außergewöhnlicher Fall erheiſcht außerordentliche Maßregeln! Nichts für ungut, Bella!“

„Was iſt denn eigentlich vorgekommen? Du mußt mir das ſchon erklären, wenn ich Dir glauben ſoll!“

„Bedaure, Schatz! Das Dienſtgeheimnis verſchließt mir den Mund! Du wirſt müde ſein, ich bin es zum Umfallen, komm, Herz, gehen wir zur Ruhe!“

„Immer der gleiche alte Spruch: Amtsgeheimnis, Dienſtſache! Lächerlich!“

„Frauenſinn kann Ordnung und Dienſt nie erfaſſen! Streiten wir nicht! Gute Nacht, Bella! Nichts für ungut!“ Alfred ging ſchleppend in das Schlafzimmer.

Unſchlüſſig ſtand Bella noch einige Augenblicke in der Wohnſtube, ſinnend, wie man dem Gatten hinter die geheimnisvollen Schliche kommen könnte. Doch für heute war es zu allem zu ſpät und die Müdigkeit zu groß. So löſchte die junge Frau ſchließlich die Lampe aus und taſtete durch die Finſternis gleichfalls in den gemeinſamen Schlafraum.

In die weichen Kiſſen vergraben, die blauſeidene Decke bis zum Halſe heraufgezogen, lauſchte Bella den tiefen Atemzügen des feſtſchlummernden Gatten. Nun im weichen Bette iſt der Schlaf wie weggeblaſen, und wirre Gedanken jagen durch den Kopf. Dazu heult draußen der Bergwind, rüttelt an den Fenſterläden und Laternen, ein Klirren und Klappern, ein Geräuſch, das kein Schlummern geſtattet. Was mag vorgefallen ſein? Leichtgläubig war Bella nie, nicht als Mädchen und jetzt im halbjährigen Eheſtande erſt

recht nicht. Von Alfred ist es geradezu ein Verbrechen, ein Geheimnis im Busen zu verwahren, ein strafwürdiges Verbrechen schon aus dem Grunde, weil Alfred ein vermögensloser Beamter und mit der Hand einer Tochter aus gutsituiertem Hause in angenehme Lebenslage gekommen ist. Ein solcher Mann darf erst recht keine Geheimnisse vor seiner noch dazu jungen und hübschen Frau haben.

Bella strich ein widerspenstiges Löckchen aus dem Gesicht und seufzte: „Baronin bin ich ja geworden, Mama wünschte es, und auch mich hat die Standeserhebung gereizt; aber ist diese Baronie in dieser Einsamkeit nicht zu teuer erkauft? Erscheint sie in solcher Stellung, unter Bauern nicht geradezu deplaziert? Was habe ich davon? Und Alfred hat Geheimnisse, gefährliche Heimlichkeiten! Gräßlich, niederträchtig! Wenn Mama das wüßte?! Doch sie darf nichts erfahren, wenigstens solange nicht, bis ich selbst weiß, was dahinter steckt!“

Ächzend warf sich Feldberg im Bette auf die andere Seite, ein Stöhnen entquoll der Brust, und dann murmelte er: „Hilf, guter Gott!“

Mit jähem Ruck richtete sich Bella auf und lauschte.

Doch kein Wort mehr kam über die Lippen des Gatten, der nun ruhig weiter ſchlummerte.

„Hilf, guter Gott! Was ſoll Gott helfen? Zum Einfangen eines Schmugglers?“ murmelte Bella. „Es ſteckt offenbar etwas nicht Dienſtliches dahinter!“ Fröſtelnd kroch Bella wieder unter die Decke und ließ ſich in die Kiſſen fallen. Erſt gegen Morgen ſchlief ſie ein.

Ein Frühaufſteher und fleißiger Beamter war Feldberg ſchon um ſieben Uhr des Morgens in der Kanzlei thätig und verzehrte ſein Frühſtück am Schreibtiſch, wohin es Fanny bringen mußte. Zu Beginn der Amtsſtunden erſchien das Mannweib, die Fuhrlieſel, welche ihre Gäule an der Barriere vor dem Amtsgebäude feſtgebunden hatte, in der Kanzlei, erlegte den Zollbetrag für das eingeführte Nutzholz und blieb dann vor dem Einnehmer ſtehen, ſich vorſichtig gegen die Thür wendend.

Feldberg meinte: „Nun, Lieſel, was haſt Du denn noch auf dem Herzen?“

„Iſt niemand um die Wege, Herr Baron?“

„Wir ſind allein in der Kanzlei!“

„So? Dann kann ich die Botſchaft ausrichten:

‚Es geht beſſer‘ hat mir die Schmiedin zu ſagen aufgetragen!“

„Danke Dir ſchön, Lieſel! Hier die Quittung, kannſt fahren, wann Du willſt!“

„Ich dank’, Herr Baron! B’hüt Gott!“

„Adieu, Lieſel!“

„Soll ich was ausrichten?“

„Danke, nein! Ich komme gegen Abend ſchon ſelbſt ins Dorf!“

„Adjes, Herr Baron!“

Bald darauf fuhr Lieſel peitſchenknallend vom Zollhauſe weg, dem Dorfe zu, ſchimpfend über die „Sudelſuppe“ auf der Straße, erzeugt vom rapid ſchmelzenden Schnee.

Ein prächtiger Sonnenſchein lachte in das Hochthal und die warmen Lichtſtrahlen biſſen den Vorboten eines verfrühten Winters unbarmherzig weg. Munter rauſchten die von Schmelzwaſſer geſpeiſten Quellbächlein hernieder, hellgrün wurden wieder die Wieſen, Fichten und Tannen ſchütteln ſich das läſtige Geflock aus den Aſten, immer höher hinauf und zurück muß die Schneedecke weichen, ſie bleibt nur hoch über der Holzgrenze an Karen und Felsſpitzen

haften, die im blendenden Weißschmuck zum blauen Äther ragen. Dazu bläst der Gutwind aus Ost, prächtiges Herbstwetter verheißend und nun rasch die Straße auftrocknend.

Zum zweiten Frühstück verzehrte der allzeit sparsame, bescheidene Zolleinnehmer einen Apfel nebst einem Stück altbackenen Hausbrotes. Üppiger dagegen gestaltete sich das Frühstück der Gnädigen im oberen Stockwerk: Schokolade, Schinken, Butter, Honig und ein Becher Rheinwein, in welchen Eier kunstgerecht gequirlt sind. Das ist Bella von Hause her gewöhnt, und ihre Mittel erlauben ein solches Frühstück, das Alfred noch jedesmal abgelehnt hat. Eine Stunde Zeit erfordert hierauf die Toilette, an diesem Morgen jedoch mehr, da Frau Bella sich erst den wonnigen Sonnenschein betrachten wollte, hernach sich ankleidete, um dann die Toilette doch wieder zu ändern und das Radfahrkostüm zu wählen. Das gute Wetter wird eine Radfahrt auf voraussichtlich bald getrockneter Straße ermöglichen, und Frau Bella will nach Tisch ins Ausland nach Hochblößen fahren, wo vielleicht Näheres über das nächtliche Amtsgeheimnis zu erfahren ist.

Zum Küſſen hübſch ſieht die junge Frau in dem feſchen Sportkoſtüm aus, elegant, faſt zu elegant für die rauhe Gebirgswelt in der Teuchel, einem Kolibri unter Sperlingen gleich. Endlich fertig, klingelte Bella und forderte von Fanny Rapport über die Ereigniſſe des Vormittags, um dann ſofort über die troſtloſe Langweiligkeit dieſes Daſeins zu jammern, denn Fanny wußte nichts zu melden.

Das Menü intereſſierte die junge Gnädige nicht, die Poſtſachen kommen erſt nachmittags mit dem Omnibus ins Dorf und werden zum Abend ins Zollhaus gebracht. Nach dem kräftigen Frühſtück kann Bella nicht ſchon um zwölf Uhr dinieren, zu thun iſt nichts, jegliche Arbeit verrichtet ja Fanny.

„Tragen Sie mir das Rad hinunter, ich fahre aus," befahl Bella und trippelte graziös die Treppe hinab. Durch die halb geöffnete Kanzleithür rief die Gnädige dem Gatten einen guten Morgen zu und fügte bei, daß der gnädige Herr allein ſpeiſen möge. „Ich fahre zu Rad über die Grenze. Adieu!"

Schwapp war die Thür wieder zu, und elegant wie ſicher ſaß Bella auf, eifrig tretend, ſo daß das

Stahlroß wie der Wind hinwegſauſte. Mancher Pfützenreſt ſpritzte wohl beim Durchfahren auf und kalkige Tropfen hüpften auf Bellas Sportrock, doch dergleichen Kleinigkeiten achtete die Dame nicht, im Bewußtſein, daß die Schneiderin in der Reſidenz Erſatz genug liefern könne.

Bella hat Eile, das Geheimnis des Gatten peinigt das junge Herz. Wo die Grenzſtraße ſich zum romantiſchen Graben ſenkt, warnt eine gelbe Tafel des Touring-Klub die Radfahrer zur Vorſicht, doch Frau Bella bremſt nicht und läßt das Stahlroß luſtig das Gefälle hinablaufen, hinein in die wilde Schlucht, an deren Ende das öſterreichiſche Zollamt „Starkenbach“ jeglichem Wanderer ein Halt gebietet.

Bella wirbelte auf ihrem eleganten, kettenloſen Vehikel heran, eifrig tretend, in der Abſicht, am Zollhauſe glatt vorbeizufahren.

Allein die Grenzer, hier „Finanzer“ (Finanzwache) genannt, kennen ihre Pflicht wie die ſcharfen Vorſchriften ihrer Behörden. Zwei Mann ſtellen ſich in die Straßenmitte und winken der feſchen Radlerin zu. „Bitte, halt! Abſteigen!“ ruft der Oberaufſeher.

Graziös hüpft Bella vom Rad, einigermaßen

über ſolche Unhöflichkeit indigniert. „Sie wünſchen?“ fliegt es faſt ſchnippiſch von ihren Lippen.

„Bitte! Hat die Dame einen Einfuhrſchein für das Rad?“ fragte der eine Finanzer.

„Ich? Einen Einfuhrſchein? Lächerlich! Ich bin die Baronin Feldberg!“

„Gehorſamſter Diener, Frau Baronin! Aber ohne Einfuhrſchein dürfen gnä' Frau nicht herein! Oder Sie bezahlen nach Vorſchrift den Eingangszoll von dreißig Gulden!“

„So viel habe ich nicht bei mir! Ich will ja nur nach Hochblößen fahren! Komme nachmittags wieder zurück!“

„Bedaure ſehr, gnä' Frau! Wir dürfen Sie unter dieſen Umſtänden nicht durchlaſſen!“

„Was? Nicht? Mein Mann iſt doch der Zolleinnehmer drüben in Sankt Veit!“

„Sehr angenehm, Frau Baronin kennen zu lernen! Aber bedaure ſehr, es geht nicht! Drüben darf der Herr Gemahl auch keinen Radler ohne Schein einlaſſen!“

„Aber bitte, meine Herren, ich gehöre doch auch zum Zollweſen! Geſchwind hinein, in einer Stunde

komme ich wieder zurück! Eine Spritzfahrt, weiter nichts!“

„Thut mir sehr leid, Frau Baronin,. aber wir können über unsere strengen Vorschriften nicht hinweg! Wenn ich etwas empfehlen darf, ist es die Lösung eines temporären Einfuhrscheines mit Depot des bestimmten Zolles. Gnädige können dann ungehindert zu jeglicher Stunde über unsere Grenze. Nach Ablauf der Gültigkeit des Scheines erhalten Frau Baronin das deponierte Geld wieder zurück. So lautet die Vorschrift!“

„Gut! Werde ich so machen! Aber für momentan lassen Sie mich durch, ja? Seien Sie doch galant, meine Herren! Ich habe Eile!“

Wieder bedauerten die Finanzer, den Wunsch nicht erfüllen zu können.

Es blieb der Dame nichts anderes übrig, als umzukehren, das Rad die langgedehnte Steigung hinaufzuschieben und im heimatlichen Zollhause das nötige Depot zu holen. Der Einfachheit halber forderte Bella in der Kanzlei vom Gatten die nötigen fünfzig Mark, dabei über die Bosheit der ungalanten Finanzer maulend. Zur größten Überraschung Bellas

erklärte Feldberg jedoch, daß er der Amtskaſſe kein Geld zu Privatzwecken entnehmen dürfe, die Gattin ſich alſo gefälligſt aus der Privatſchatulle in der Wohnung oben die benötigte Summe nehmen möge.

Im erſten Augenblick guckte Bella den Gemahl verdutzt an, dann rief ſie zornig: „Lächerlicher Zopf! Die echte Zöllnerſchikane!“ und eilte hinaus.

Kaum ein Viertelſtündchen ſpäter ging die Fahrt in raſendem Tempo abermals thalwärts zur Grenze nach Starkenbach. Durch den Graben aufwärts ritt im gemächlichen Schritt auf einem zottigen Braunen der feſche Grenzoberkontrolleur Wilhelm Lauber in der hübſchen dunkelgrünen Uniform mit baumelndem Schleppſäbel, und drehte die Spitzen ſeines martialiſchen braunen Schnauzers, welcher dem gutmütigen Geſicht einen faſt kriegeriſchen Ausdruck verleiht. Lauber war außerdienſtlich im Ausland, privatim in Hochblößen geweſen, hatte ſeine Rückkehr auf den Abend im Zollhauſe Sankt Veit angeſagt, kehrte nun aber um mehrere Stunden früher heim, in der Abſicht, unvermutet Kontrolle der ihm unterſtellten Wachmannſchaft zu üben. Da der Verkehr auf der

kurvenreichen Grabenſtraße gering iſt und nur ſelten etwa ein Sägemehlfuhrwerk über die Grenze hereinkommt, achtete der Kontrolleur weder auf Pferd noch Weg und ließ dem Leibgaul die Zügel lang, ſo daß das „Schlachteſel“ genannte Roß nach Belieben ab und zu ein Grasbüſchel von der grünen Böſchung abrupfen konnte. Manchmal ſtellte ſich der Schlachteſel in aller Bequemlichkeit quer über das ſchmale Sträßlein, welches dadurch völlig verſperrt iſt, und Lauber hing völlig ſeinen Gedanken an ein gewiſſes Fräulein in Hochblößen nach, das ſeinem Grenzerherzen nahe ſteht, wenngleich eine offizielle Werbung bislang nicht ſtattgefunden hat.

Eben knabberte der Schlachteſel wieder und ſteht quer zur Grenzſtraße an einer Kurve; Lauber merkte gar nichts, ein wonniges Lächeln umſpielte ſeine feingeſchnittenen Lippen. Da ſchwirrte kaum hörbar etwas vom Gefäll herab, ein Schrei, ein Krach, der Gaul ſchrie vor Schrecken und ſtieg ſo plötzlich mit den Vorderfüßen in die Luft, daß der überraſchte Reiter, die Bügel verlierend, über die Pferdekruppe hinabrutſchte und zu Boden fiel.

Frau Bella iſt im ſauſenden Tempo dem Gaul

an die Weichen gefahren, und nun liegen in einem Knäuel Roß und Menſchen bei einander. Ein Glück, daß der Gaul, wenn auch zitternd, nun ſtehen blieb ohne zu treten.

So ſchnell als möglich richtete ſich die Radlerin wie der Reiter auf, Bella ließ das verbogene Rad liegen und rettete ſich aus der gefahrvollen Pferdenähe. Lauber ſprang zunächſt zum Schlachteſel, griff in die Trenſenzügel knapp hinter dem Maul und führte das Roß zur Seite, worauf der Oberkontrolleur der Dame das Bedauern über die unbeabſichtigte Karambolage ausdrückte. „Sehe ich recht, habe ich die Ehre, Frau Baronin Feldberg begrüßen zu können. Verzeihen gnädige Frau gütigſt, ich habe, wie man in der preußiſchen Kavallerie ſagt, ‚auf dem Pferde gedöſt‘, die Paſſage verſperrt! O, verzeihen Sie gnädigſt! Sind Gnädige verletzt? Einen Augenblick — ich will nur das Unglücksroß anbinden, ſtehe ſofort zur Verfügung!“

Bella hatte den Sportrock raſch von Schmutzflecken gereinigt, und ihn glatt ſtreichend, rief ſie munter: „Keine Sorge, es iſt weiter nichts paſſiert! Wohl Herr Grenzoberkontrolleur, der Uniform nach?

Freut mich! Jedenfalls eine eigenartige Bekanntſchaft und etwas ſpät erfolgt! Doch ich war ja bei Ihrer Staatsviſite nicht zu Hauſe, und bei der Erwiderung unſerſeits waren Herr Oberkontrolleur dienſtlich abweſend. Sind Sie unverletzt geblieben?“

„Danke ergebenſt, gnädige Frau! Völlig heil, Kavalleriſtenglück! Doch Ihr Rad hat einen ſchweren Defekt erlitten, ein kompletter Achter — Gott, wie ungeſchickt von mir!“

Völlig herantretend, meinte Bella leichthin: „Pah, was liegt daran! Es gibt noch mehr Räder in der Fabrik! Mißlicher iſt freilich die Unmöglichkeit, die Fahrt fortzuſetzen!“

Lauber hob das unbrauchbar gewordene Rad auf, beſah den ſchweren Schaden und legte die Maſchine auf die Böſchung. „Unverzeihlich von mir, werde für den Schaden aufkommen, gnädige Frau!“

„Haha! Was Ihnen nicht einfällt! Die Schuld am Zuſammenſtoß trage allein ich, weil ich ohne zu bremſen und ohne zu läuten fuhr. Daher habe ich ſelber den Schaden zu tragen. Laſſen Sie das Rad nur liegen, ich werde es ſpäter abholen laſſen. Was

machen wir aber nun! Sie können weiter reiten, ich aber ſtecke feſt!"

„Sehr fatal, iſt mir wirklich peinlich! Gnädige wollten über die Reichsgrenze, mutmaßlich nach Hochblößen?"

„Sie kommen von dort?"

„Ja, Frau Baronin! Wollte mir mal ein Viertele Rötel leiſten! Würde gern raſch nach Sankt Veit reiten, den Schlachteſel vor das Viktoriawägelchen ſpannen, hierher eilen und gnädige Frau ſelbſt nach Hochblößen fahren, ich fürchte jedoch, der Frau Baronin wird das Warten zu lange währen!"

„Topp! Ich acceptiere dieſen Vorſchlag und werde auf Sie warten. Bitte, nehmen Sie aber mein Rad gleich mit und geben Sie es im Zollhauſe ab."

Lauber guckte betroffen auf die Dame; zu Pferd ein Rad auf der Achſel tragend, noch dazu ein verbogenes Damenrad, das muß einen prachtvollen Anblick geben, und wehe dem Beamten, wenn er von ſpottſüchtigen Leuten geſehen wird. Einen Verſuch, der zweifellos ſehr übermütigen, hübſchen Frau dieſe Marotte auszureden, wollte Lauber doch noch machen,

und fragte er daher, ob dieſer Befehl wirklich ernſt gemeint ſei.

„Aber natürlich, Herr Oberkontrolleur! Es iſt doch das einfachſte, Sie nehmen das Rad mit, die Strecke bis zum Zollamt beträgt kaum drei Kilometer, und das Gewicht iſt doch nicht nennenswert.“

„Es iſt aber ein Damenrad! Und was wird der Herr Gemahl denken, wenn ich ſolcher Art ankomme?“

„Haha, mein Mann ſitzt am Schreibtiſch und rechnet die Glückſeligkeit des Königreiches aus. Sollte Feldberg Sie wahrnehmen, ſo ſagen Sie einfach, daß wir hier karambolierten. Alſo, bitte, reiten Sie!“

„Alſo wirklich? Ein feiner Einritt ins Königreich!“

„Und ich ſpaziere einſtweilen voraus zu den ungalanten Finanzern und werde in oder bei Starkenbach auf meinen Ritter warten! Auf Wiederſehen im Wagen, Herr Oberkontrolleur!“ Vergnügt lachend hüpfte Frau Bella das Sträßlein hinab und war alsbald in der Kurve verſchwunden.

Lauber brummte über Weiberlaunen und ſtieg in den Sattel. Dann hieß es den Gaul hart an die Böſchung drücken und das Damenrad auf die Achſel

zu nehmen, eine Prozedur, die keineswegs raſch von ſtatten ging, zumal der Schlachteſel bockte und von Damenrädern offenbar nichts wiſſen wollte. Endlich gelang es aber doch, und der Beamte mit dem Rad auf der linken Achſel ritt bergan, insgeheim hoffend, daß ihm von der allzeit ſpottſüchtigen Bevölkerung des Stationsdorfes niemand begegnen werde.

Zwei Kilometer lang blieb Lauber auch allein; doch als die Grenzpfähle in Sicht traten, kam ein Jägersmann in Alpentracht, mit Büchſe und Bergſtock, von einem Teckel begleitet, flott das Gefäll herab. „Heiliger Sebaſtian, der Forſtaſſiſtent, der hat mir juſt gefehlt! Nun brauche ich für Spott nicht mehr zu ſorgen!“ knurrte Lauber und munterte den Schlachteſel zu lebhafterem Tempo auf.

Des Grenzbeamten mit dem Rad anſichtig werdend, rief Forſtaſſiſtent Gratt, ein dünner, langbeiniger, junger Mann mit pechſchwarzem Schnauz- und Spitzbart, Lauber von weitem zu: „Hoho! Ein famoſer Aufgriff! Und ein Damenrad auch noch! Iſt die Schmugglerin hübſch? Verflixt ſchneidig, der Herr Oberkontrolleur! Und gar noch jenſeits der Grenze! Sind Sie Ausländer geworden?“

„Hol Dich der Geier!“ fluchte Lauber und ritt heran.

„So reden Sie doch! Fabelhafter Aufgriff! Sieht gut aus, das Radl! Der Oberkontrolleur zu Pferd mit einem Weiberradl auf der Achsel! Schade, daß ich meinen Kodak nicht mit habe!“

„Gott sei Dank! Wohin, Herr Assistent?“ rief Lauber und zwang sich zur Freundlichkeit.

„Graben auf und ab! Reden Sie doch: Wie kommen Sie zu dem schön verbogenen Damenrad?“

„Frau Baronin Feldberg vom Zollhause ist verunglückt zu Rad, ich kam dazu —“

„Und Sie müssen zu Pferd das Radl transportieren! Das ist nicht übel! Na, weiß schon, einer hübschen Frau kann man nichts abschlagen! Habe nicht gewußt, daß Sie ein solcher Schwerenöter sind! Na ja, stille Wasser sind tief!“

„Schwätzen Sie doch kein Blech! Entzückt war ich auch nicht über solche Zumutung, aber es blieb mir nichts anderes übrig, als der Dame diese Gefälligkeit zu erweisen.“

„Ist die Baronin verletzt? Wo liegt sie? Ich will gleich zu Hilfe eilen!“

„Circa drei Kilometer von hier im Graben an einer Kurve liegt ſie, ein Fuß gebrochen, der andere gequetſcht, der dritte wurzweg ab, eilen Sie! Ich hole Hilfe vom Dorfe!“

„Schad' um die feſche Frau! So ein nettes Weiberl! Hab' den Baron immer beneidet! Na, ich will laufen! Servus, Herr Oberkontrolleur!“ Und den Teckel ſchnallend, ſprang der Aſſiſtent in wuchtigen Sätzen die ſteilabwärtsführende Straße hinab.

„Kannſt lange ſuchen!“ ſpottete Lauber und ritt das Wegendchen zum Zollhauſe im engliſchen Trab. Vor dem Amtsgebäude ſetzte der Beamte nicht übermäßig ſanft das Rad zu Boden, ſtieg ab und wollte die Maſchine in der Einnehmerkanzlei deponieren. Da aber das Bureau verſchloſſen war, legte Lauber das Rad einfach auf die Amtswage, kletterte dann auf den Schlachteſel und jagte im Galopp ins Dorf, an deſſen letzten Häuſern ihm Baron Feldberg begegnete, dem er haſtig Meldung über die Karambolage ohne Verletzung der Dame erſtattete.

Der Einnehmer ſchien ſehr erſchrocken, beruhigte ſich aber auf die Verſicherung, daß der Baronin abſolut nichts geſchehen ſei, und lief dann wie ein

vom Gendarm verfolgter Verbrecher das Zollsträßlein hinaus, um die Verspätung einigermaßen einzuholen. War es doch bereits dreißig Minuten über Beginn der nachmittägigen Amtsstunden. Glücklicherweise war kein Passant mit zollpflichtiger Ware gekommen, eine wahre Totenruhe herrschte im Amtsgebäude, es hatte somit die Verspätung gar nichts zu bedeuten. —

Auf keinem Pirschgang äugte Forstassistent Gratt schärfer denn jetzt im Graben nach der schwerverletzten Baronin, welcher rasch Hilfe zu bringen der junge Mann bestrebt ist, zunächst ohne Hintergedanken auf spätere Belohnung etwa in Form eines Kusses. Gratt küßte gern Mädchen im Alter bis zu vierundzwanzig Jahren, sofern die Mädels nicht zu häßlich sind und die Haare nicht „gebuttert" haben. Den Schmalzduft der vom Tanz erhitzten Gebirglerinnen fürchtet Gratt und riecht er ihn wie die Erlanger Studenten schon einen halben Kilometer vom Tanzboden. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Baronin Butter nicht als Pomade benützen.

Wo der Starkenbachgraben sich einigermaßen öffnet, steht die Finanzerstation in breiterem Gelände. Obzwar nun Gratt im „Ausland" absolut nichts

dienſtlich zu ſuchen hat, ſtrebt er der Zollſtation doch eilig zu, um bezüglich der verunglückten Baronin Nachfrage zu halten. Der Aſſiſtent traute ſeinen erprobt guten Augen nicht, als er die zierliche Dame heil aus dem Amtsgebäude treten und die Richtung zum Dorfe Hochblößen nehmen ſah. „Kein Zweifel," ſagte ſich Gratt, „der Kontrolleur hat ſich einen Witz erlaubt! Zur Revanche ſchneide ich nun der hübſchen Frau die Cour und ſteche Lauber aus!" Mit flinken Schritten eilte der Aſſiſtent der Zollſtation zu, hinterlegte hier, um alle Weiterungen zu vermeiden, ſein Gewehr nebſt Munition, und ſtrebte, gefolgt vom munter ſpringenden Teckel, der Dame nach, die auch bald eingeholt war.

Frau Bella war ob des Freudengeläutes des Teckels ſtehen geblieben und erwartete den ihr bekannten Forſtaſſiſtenten neugierig. „Sie hier im Ausland?!" rief ſie Gratt entgegen.

„Ergebenſter Diener, Frau Baronin! Gottlob, daß ich Sie endlich finde und wohlauf dazu!"

Lachend erwiderte Bella: „Sie ſuchten wohl die Unglücksſtelle behufs Errichtung eines Marterls?!"

„Das nicht, gnädige Frau! Aber Hilfe wollte ich Ihnen bringen, nachdem der Unglücksrabe von Kontrolleur mir von einer bösen Karambolage erzählte!“

„Sehr freundlich von Ihnen! Aber wie Sie sehen bin ich heil und guter Dinge! Wartete nicht einmal auf Herrn Laubers Fuhrwerk, das nachkommen soll!“

„Daran thun gnädige Frau gut, die Chaise des Oberkontrolleurs hat schon Methusalem als nicht mehr neu ausrangiert, und Laubers Schlachtesel ist als damenfeindlich berüchtigt. Letzteres haben gnädige Frau bereits selbst an sich erfahren!“

„Ein besonderer Freund des Oberkontrolleurs scheinen Herr Gratt nicht zu sein?!“

„Ist ein Tugendbold, Frau Baronin! Daher nicht nach meinem Geschmack!“

„Ei, ei! Von Tugend wollen Sie also nichts wissen?“ lachte Bella belustigt auf.

„Einstweilen noch nicht! Es heißt doch in einem schönen Liede: Freut Euch des Lebens, so lang die Erdäpfeln blühen! Zum Solidwerden bin ich noch nicht alt genug!“

„Also ein Schwerenöter in der Einsamkeit! Da

müſſen Sie mir ſchon erzählen, was Sie in negativer Tugend leiſten! Iſt ja nichts los in der weltentlegenen Teuchel! Zum Sterben langweilig; mich wundert, daß ich überhaupt noch nicht infolge Langerweile geſtorben bin. Sie verdrehen wohl den Gebirglerinnen in dienſtfreien Stunden die Köpfe, was?"

„Das iſt ganz unmöglich!"

„Wieſo?"

„Weil die Teuchler Schönen kopflos ſind!"

„Gott, ſind Sie doch ein Renommiſt! Sie wollen wohl andeuten, daß die Mädchen den Kopf verlieren, wenn der Herr Aſſiſtent ſie mit ſeiner Anweſenheit beglückt?! Kopie aus Witzblättern, Herr Gratt, nichts anderes als der Leutnant aus den ‚Fliegenden' in Forſtuniform!"

„Solch' himmelſchreiende Ungerechtigkeit hätte ich gnädiger Frau wahrlich nicht zugetraut! Ein Lämmlein, weiß wie Schnee, kann nicht unſchuldiger ſein wie ich, und von einem Witzblatt-Leutnant habe ich doch wahrhaftig nichts an mir!"

„Na, ich weiß nicht, Herr Aſſiſtent! Sie ſehen doch ſehr — unternehmungsluſtig aus, faſt kühn zu nennen!"

Gratt ſtutzte und wußte im Augenblick nicht, wie er die Äußerung deuten ſollte. Will ihn die hübſche Frau foppen oder animieren, aus der Reſerve herauszutreten?

„Nun? Warum antworten Sie nicht?“

„Weil ich nicht weiß, wie gnädige Frau es meinen! Sie machen ſich wohl über den täppiſchen Waldbären luſtig! Ein Salonlöwe war ich nie, habe das Zeug nicht dazu, und fürchte die Überlegenheit großſtädtiſcher Damen!“

„Sie fürchten mich? Köſtlich! Sind Sie ſchon mal gebiſſen worden?“

„Gebiſſen? Nein! Müßte übrigens ein Genuß ſein, von ſo hübſchen Zähnen gefaßt und gezwickt zu werden!“

Eine leichte Röte ſchoß in Bellas Wangen. „Wohin wollen Herr Aſſiſtent marſchieren?“

„Ich habe auf dem Kitzeckhorn zu thun!“

„Der nächſte Weg dort hinauf iſt die Straße nach Hochblößen juſt nicht!“

„Ganz richtig! Die Abſicht, Ihnen Hilfe zu leiſten, hat mich vom richtigen Weg gebracht. Mit gnädiger Erlaubnis werde ich nun umkehren und der Pflicht gehorchen.“

„Sind Sie auch ein Minutenmensch?“

„‚Auch‘ ist gut! Auf wen belieben Gnädige zu exemplifizieren?“

Bella biß sich auf die Unterlippe und meinte dann ausweichend: „Es gibt in den Ämtern auf dem Lande unglaubliche Minutenreiter, wiewohl es niemals pressiert!“

„Stimmt! Die Forstbranche wird jedoch völlig auszunehmen sein! Bei uns pressiert gar nichts!“

„Bravo! Deshalb also können wir es nicht erleben, unser Brennholz angewiesen zu erhalten!“

„Ich weiß kein Wort davon! Wenn Gnädige gestatten, werde ich im Forstamt sofort der Sache nachgehen!“

„Sehr lieb von Ihnen! Indes hat es bei gutem Wetter keine Eile! Haben Herr Assistent Lokalkenntnisse in Hochblößen?“

„Meinen Frau Baronin die Honoratioren in dem Nest?“

„Ja!“

„Du lieber Himmel, da ist nicht viel zu berichten! Der Pfarrer kopuliert nicht gern, will den

Hochblößener Mädchen das Cölibat als zuträglicher beibringen. Der Poſtmeiſter —"

„Iſt denn der Pfarrer noch jung?"

„Wird ein Vierziger ſein und iſt ein guter Hirte! In Hochblößen iſt ſeit etwa fünf bis ſechs Jahren keine Trauung mehr vorgekommen!"

„Alſo alles civiliter?"

„O nein, das gibt es nicht! Ohne Stola keine Heirat!"

„Der Mann intereſſiert mich! Was iſt es mit der Poſt?"

„Der Poſtmeiſter liebt Wein und Geſang, vernachläſſigt ſein Weib und fordert Unſummen, wenn man von ihm ein Fuhrwerk braucht. Hübſch, doch unzugänglich ſoll die Telegraphiſtin ſein, eine vom Pfarrer bewachte Feſtung, deren Belagerung auch von Herren aus Sankt Veit — meine Wenigkeit ſelbſtverſtändlich ausgenommen — verſucht wird!"

„Was Sie ſagen! Wer ſind denn die Belagerer?"

„Unſere Zöllner!"

„Wer?" rief erſtaunt Frau Bella und blieb ſtehen.

„Unſere Zöllner!“

„Detaillieren Sie!“

„Ich weiß nichts Näheres!“

„Keine Ausflucht! Sie ſind zweifellos gut, ſogar ſehr gut informiert und wollen nur nicht mit der Sprache heraus!“

„Ganz unmöglich, Gnädigſte! Einen der Belagerer kann ich ja nennen: der ſanfte Willem, unſer ſchmucker Grenzoberkontrolleur!“

„So? Ich danke Ihnen! Ich will Sie nicht länger aufhalten, beſten Dank! Auf Wiederſehen, Herr Aſſiſtent! Kommen Sie morgen zum Thee? Ja? Freut mich, wir wollen vierhändig ſpielen, und dann können wir eine Partie ins Hochgebirge verabreden. Möchte mal hinauf, doch in ſicherer Führung! Beſten Dank, Herr Aſſiſtent!“

Etwas verblüfft trat Gratt, nachdem er zugeſagt und ſich verabſchiedet, den Rückweg an. Er iſt keineswegs auf den Kopf gefallen, aber wohin die Gnädige zielte, kann er dennoch nicht erraten. Und die Verabſchiedung kam ſehr plötzlich, unvermutet, überraſchend. „Hat den Teufel im Leib, die feſche Baronin!“ murmelte Gratt, holte im Amtsgebäude

ſein Gewehr und ſtieg ſofort ſchräg das Mittelgebirge an, von welchem ein Steilpfad zum Kitzeckhorn führt.

Bellas Hoffnung, das Dorf Hochblößen vor Rückkehr des Grenzbeamten zu erreichen und dort die „Feſtung“ zu beſichtigen, ward alsbald zu nichte, denn Lauber kam in ſcharfer Gangart angefahren, grüßte und fuhr voraus, um an beſſer geeigneter Stelle die Umkehr des Gefährtes zu bewerkſtelligen. Mit keinem Worte fragte der Oberkontrolleur, ob es der Dame auch genehm ſei, ſo nahe vor Hochblößen auf den Beſuch des Dorfes zu verzichten und nun die Heimfahrt anzutreten. Lauber handelte mit verblüffender Selbſtändigkeit, und Bella fügte ſich gegen ihre eigentliche Abſicht, ſie ſtieg in den Wagen und blieb ſchweigend an der Seite des ſelbſtkutſchierenden Beamten, nachſinnend darüber, welche Beweggründe der hübſche Mann haben könne, nicht mit ihr ins Dorf Hochblößen zu fahren. Mutmaßlich will er an der Seite einer Dame nicht von einer gewiſſen Perſon geſehen werden; doch juſt die umworbene Telegraphiſtin hätte Bella gern kennen gelernt. Die Baronin ärgerte ſich, auf ihre Abſicht verzichtet zu haben, ver-

mied es aber gewandt, den Ärger merken zu lassen, und fing nach Passieren der Zollstation Starkenbach zu plaudern an.

„Es muß doch der Außendienst strapaziös sein in diesen Bergen? Müssen Herr Oberkontrolleur auch hinauf? Das Gebirge, durch welches die Grenze zieht, scheint sehr steil zu sein!“

Da der Schlachtesel bergan im Schritt ging, konnte Lauber gemächlich plaudern und gab Antwort: „Gnädige Frau sind irrig berichtet! Im Hochgebirge habe ich dienstlich nichts zu thun, meine Kontrolle findet zu Pferd statt, also auf den Straßen, in Grenzwachestationen diesseits und jenseits des Gebirgszuges, und im Grenzdistrikt, so weit ich, abseit der Straßen, bergan reiten kann. Allerdings heißt es für mich bei jeder Witterung und ohne Rücksicht auf Tages- oder Nachtzeit draußen zu weilen, sofern die Kontrolle wirksam sein soll. Ich muß daher immer überraschend auftauchen, stets unvermutet kommen!“

Gedehnt erwiderte Frau Bella: „So? Ich hatte gedacht, Sie kontrollieren hoch droben die Grenzaufseher!“

„Nein! Die Mannschaft kontrolliert sich gewissermaßen selbst durch die von mir angeordneten Treffungen. Von hüben und von drüben müssen die Aufseher genau auf wenige Minuten an einer bestimmten Stelle an der Grenzlinie sich treffen und gegenseitig den richtigen Eintrag in ihre Kontrollbücher einschreiben, bei Nacht genügt die mündliche Verständigung. Genaueſtes Einhalten der Treffung ist Pflicht."

„Also fast militärisch! Was aber, wenn unterdessen Schmuggler über die Grenze ziehen?"

„Ein guter Aufgriff würde die Unterlassung einer Treffung rechtfertigen! Wissen Schmuggler unsere Leute im Dienst, und hierüber sind die Schwarzgeher meist gut unterrichtet, so findet ein Transport nicht statt."

„Die anscheinend so hochwichtige Treffung kann aber doch sehr leicht illusorisch werden, wenn die Aufseher einfach sagen, sie haben sich getroffen, ohne daß sie den beschwerlichen Aufstieg bethätigt haben!"

„Nein, das ist ganz unmöglich, weil kein Mann wissen kann, mit welchem Kollegen er Treffung hat. Auch die Treffstelle ist jeweils eine andere, und

daher würde eine dienſtwidrige Verabredung und dergleichen alsbald aufgedeckt werden und zur Beſtrafung kommen.“

„Ja, aber es kann doch nicht immer jemand im Außendienſt ſein! Im Winter zum Beiſpiel müßten die Aufſeher ja erfrieren!“

„O nein, gnädige Frau! Einmal ſchützt der ſtrapaziöſe Marſch ſchon vor dem Erfrierungstod, des weiteren ſind die Leute an alle Unbilden der Witterung durch Abhärtung gewöhnt, und bei übergroßer Kälte wird baldige Ablöſung verfügt. Im Dienſt iſt ein Teil der Aufſeher immer, daher die Grenze ſtets bewacht. Die Schmuggler müſſen deshalb immer darauf gefaßt ſein, unvermutet irgendwo geſtellt zu werden.“

Das Intereſſe erloſch bei Bella, ſeit ſie nun weiß, daß der Oberkontrolleur nicht ſelbſt Hochtouren vollführt; was die Aufſeher dienſtlich leiſten müſſen, läßt die verwöhnte Dame völlig gleichgültig. Plötzlich aber ſchoß der hübſchen Frau ein Gedanke durch den Kopf, und unvermittelt fragte ſie: „Unter welchen Umſtänden muß der Zolleinnehmer ſich am Außendienſt beteiligen?“

„Unter gar keinen Umständen!“

„Wieſo?“

„Ein Zolleinnehmer hat niemals mit Außendienſt zu thun. Er iſt und bleibt Kanzlei- und Kaſſenbeamter, verpflichtet zum ſteten Sationsdienſt, und ſeine Amtskaſſe unterſteht meiner Kontrolle!“

„Aber mein Mann war doch vor kurzem erſt im Außendienſt beſchäftigt und kam ſpät in der Nacht von Hochblößen heim, müde und abgehetzt, daß es ein Jammer war!“

„Baron Feldberg — im Außendienſt! Ganz unmöglich!“ rief überraſcht der Beamte, und hielt dann inne im peinlichen Gefühl, dem Zolleinnehmer unbeabſichtigt eine Verlegenheit bereitet zu haben.

Kühl erwiderte Bella: „Danke ſehr! Das genügt vollauf!“

„Bitte ſehr, gnädige Frau! Ich möchte übrigens nicht gar zu beſtimmt die Möglichkeit eines Außendienſtfalles negieren, es kann ja ganz unerwartete Ausnahmen geben, ich bin nur nicht informiert! Wie ſagten gnädige Frau: der Herr Gemahl hatte dienſtlich in Hochblößen zu thun?“

„Jawohl! Dienſtlich, in der Nacht!“

„Und das auf öſterreichiſchem Boden? Undenkbar!“ Lauber ſchüttelte den Kopf in der Erkenntnis, daß der Baronin ein grandioſer Zollbär aufgebunden worden ſein müſſe.

Man war vor dem Zollgebäude Sankt Veit angelangt, und Frau Bella ſtieg vom Wagen, dankte haſtig und eilte ins Haus.

Bis Baron Feldberg aus der Kanzlei herauskam, hatte Lauber ſein Roß ſchon zur Weiterfahrt in Bewegung geſetzt, er grüßte winkend und fuhr weiter, den Einnehmer von Herzen bedauernd, daß der Kollege ſich einer ſo windigen Ausrede für einen mutmaßlichen Kneipausflug bediente und nun wahrſcheinlich von ſeiner Gnädigen gerüffelt werden wird. „Wie kann ein Kanzleizöllner aber auch mit dem Außendienſt ſo handgreiflich flunkern!“ brummte Lauber und jagte den Schlachteſel heim.

Treubeſorgt erkundigte ſich Alfred nach dem Befinden Bellas und jammerte über die Koſten, welche die Radreparatur verurſachen werde.

Die Gattin lachte und erwähnte der ihr gewordenen dienſtlichen Aufklärungen über den geheimnisvollen Nachtausflug Alfreds mit keinem

Worte. „Für heuer ist ausgeradelt, und zum nächsten Frühjahr gibt es sicher einen neuen Typ. Hoffentlich sind wir aber bis Georgi nicht mehr hier!“

„Eine Versetzung bezweifle ich sehr, liebe Bella! Und das verbogene Rad sollten wir irgendwie doch suchen verkaufen zu können, der Zinsen wegen! So ein Rad kostet doch ein Heidengeld!“

„Ah pah! Es gibt Vergnügungen, die ungleich kostspieliger sind!“

Alfred blickte betroffen der Gattin ins Antlitz und ging wortlos in die Kanzlei zurück.

Digitized by Google

II.

Vom Sankt Veiter Kirchturm ſchlug die Glocke die ſiebente Abendſtunde, als von der Hufſchmiede der drallen Witib Pauly das letzte Roß mit friſchem Beſchlag weggeführt wurde. „Feierabend!“ verkündete der Altgeſelle Gerhard in der Schmiede und ging dann in den Nebenraum, der die Schloſſerwerkſtätte bildete, um hier dem emſig bei Lampenlicht arbeitenden, etwa achtzehnjährigen Sohn der Witib, namens Franz, den Arbeitsſchluß zu befehlen.

„Gleich, Gerhard, bloß den Schlüſſel möcht' ich noch abſchleifen!“ rief Franz entgegen.

Gerhard, ein hagerer, ſehniger Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, blickte finſter auf den fleißigen Burſchen, mahnte nochmals zum Arbeitsſchluß unter Hinweis auf den Verbrauch des teueren Petroleums und kehrte in die Schmiede zurück, um ſich mit warmem Waſſer den Ruß von Geſicht und Händen wegzu-

waſchen. Als er dann in die hellerleuchtete Wohn- und Eßſtube kam, konnte man erkennen, daß der ſehnige Mann, der die Alpentracht, wenn auch ſehr verwetzt, trug, ein auffallend hübſcher Menſch iſt, dem der braune Schnauzbart einen herriſchen Geſichtsausdruck verlieh. Stechend war der Blick der braunen Augen, ein hartes Gemüt verratend, und ſcharf klang die Stimme, metallhart, auch dann, wenn der Altgeſelle nicht eben Anordnungen in der vielbeſchäftigten Schmiede traf. Nach Frau Paulys Meinung iſt der Mann ein wahrer Segen für das Geſchäft, ein vorzüglicher, erfahrungsreicher Hufſchmied, den die vielen Fuhrleute bevorzugen vor den übrigen Gehilfen, wenn es gilt, die Pferde richtig zu beſchlagen. Ein Glück fürwahr, daß Gerhard eines Tages die Bergſtraße hereinkam und in der Schmiede um Arbeit vorſprach. Der ſtechende Blick dieſes Geſellen hatte zwar der Witib nicht gefallen, aber ſein energiſches Auftreten, dann die Sicherheit im Hufbeſchlagen bewogen die Schmiedin, den Mann ſogleich einzuſtellen, und ſchon nach wenigen Monaten zum Altgeſellen zu befördern, dem die Leitung des Geſchäftes übertragen wurde.

Merkwürdigerweiſe hatte Gerhard bezüglich der Löhnung nie beſondere Anſprüche erhoben und ſich mit dem Lohn zufrieden erklärt. Daß er die Abende nicht in einer Wirtskneipe verbrachte, rechnete ihm die Witib zu Gunſten an; weniger angenehm war ihr aber ſein Herumſitzen in der Wohnſtube und ein gewiſſes Anſtarren ihrer ſchier übervollen Körperreize. Ein Werben um der Herrin Gunſt in weniger auffallenden Formen wäre vielleicht nicht übel aufgefaßt worden, doch dieſes Anſtarren beläſtigte die Witib, ſie fühlte ſich beſonders dann beengt und geniert, wenn ihr Sohn Franz in der Nähe war. Sonſt aber zeigte ſich Gerhard gefällig, ja höflich, erfüllte jeden Auftrag und wußte ſogar unausgeſprochene Wünſche der Arbeitgeberin zu erraten und zu vollziehen, ohne viel Weſens daraus zu machen oder einen Dank zu beanſpruchen. Wäre nicht der einzige, nun doch ſchon achtzehnjährige Sohn im Hauſe, die üppige Witib in beſten Jahren hätte vielleicht den Gedanken aus eigenem Antrieb ausreifen laſſen bis zur Erörterung der Frage, ob Gerhard nicht doch der geeignete Mann für eine Ein-

heiratung in das Schmiedanweſen ſein könnte. Tüchtig im Geſchäft iſt er, über allen Zweifel tüchtig, dabei nüchtern, willig, allzeit darauf bedacht, den Vorteil der Schmiedin zu wahren, und ein hübſcher Mann iſt er nebenbei auch, gar nicht ſo ohne für eine zweite Ehe. Unbegreiflich iſt der Witib nur der Blick und eine merkwürdige Liebe zu Kindern. Dem im Schmiedhauſe aufwachſenden kleinen Karli, einem reizenden, blonden Lockenkopf gegenüber, zeigte Gerhard eine Geduld, welche der beſten Kindsfin Bewunderung abgenötigt hätte; für Karli hatte Gerhard zu Mittag ein Stündchen Zeit zum „Hottoreiten" auf den Knien, mit dem kleinen Burſchen ſpielte er nach Feierabendeintritt in der Wohnſtube unermüdlich, bis das Bubele ſchläfrig ward und zu Bett gebracht werden mußte. Fehlte dem Knirps etwas, blieb der Altgeſelle in jeder freien Stunde am Kinderbettchen und pflegte Karli mit rührender Hingebung und ſo zart, daß niemand es bei einem robuſten Schmiedgeſellen für möglich gehalten hätte.

Des freute ſich die Witib, welcher manche Arbeit dadurch abgenommen erſchien, und ſehr angenehm berührte es die dralle Frau, daß Gerhard nie fragte,

weſſen Herkunft das ob ſeiner zarten Bauart und der blonden Chriſtkindlocken wenig in das Schmiedhaus paſſende Kind ſei. Mochte der Altgeſelle glauben, daß Karli ein Spätling aus der Ehe der Witib ſei, oder kümmerte er ſich überhaupt nicht um die Abkunft des herzigen Knäbleins, geſprochen ward hierüber nichts. Für Karli aber war der Altgeſelle die wichtigſte Perſon in der Schmiede.

Da Franzl, der Witib einziger Sohn, nach Feierabend gern in die Nachbarſchaft „heimgarten" ging und einige Stunden ausblieb, die Schmiedgeſellen hingegen ſich bald nach dem Eſſen krachmüde zu Bett begaben, fügte ſich's häufig, daß Gerhard, der zumeiſt mit Karli ſpielte, und die üppige Witib die einzigen Anweſenden in der Wohnſtube waren. An einem Abend war dies wieder der Fall; Frau Amanda die Schmiedin, ſtrickte fleißig an einem Strumpf, Gerhard herzte das Lockenbubele und nannte den Kleinen ein herzallerliebſtes Lumpele.

„Du verziehſt mir das Bubele noch völlig!" meinte die Witib zum Altgeſellen.

„Kann ſein! Iſt aber keine Sünd', weil's Bubele

gar ſo viel nett iſt! Wie ein Engerl! Kannſt ſtolz ſein auf das Kind, Schmiedin!"

Die helle Röte ſchoß der Witib ins Geſicht. „Aber nein! Wer wird denn ſo anhabig (zudringlich) ſchmeicheln!"

„Das kannſt doch nicht leugnen: das Bubele iſt herzig und ein ſchönes Kind!"

„Ja, das iſt wahr! Aber mir gehört er nicht, der Kleine!"

„So? Schad' darum! Hätt' gut zu Dir 'paßt das ſchöne Kind! Eine feſche Mutter, ein nettes Kind!"

„Gleich hörſt mir auf mit dem Gered!"

„Wie D' willſt, Schmiedin! Wird Dir ja nichts Neues ſein, daß die Sankt Veiter von der ſauberen Witib reden! Wahr bleibt allweil wahr! Und mir kann's recht ſein, auch wenn der Karli nur ein angenommenes Kind iſt!"

„Haſt Du geglaubt, der Karli wär' mein?"

„Der Schönheit wegen — ja!"

„Aufhörſt, anhabiger Menſch! Der Pauly ſelig, mein Mann, iſt ja ſchon länger tot, als das Bubele alt iſt!"

„Hätt' mir auch nichts zu bedeuten! Die Schmiedin bleibt deswegen doch eine feſche Frau!"

Der Witib gab es einen Ruck, energiſch kämpfte ſie die Verlegenheit nieder, das arg kräftige Lob ihrer Perſönlichkeit ſchmeichelte ihr. „Ich bitt' mir's fein aus: ich bin eine ordentliche Frau und will von einer Gſpuſi nichts wiſſen! Wenn ich noch einmal heirat', ſo geht es mit richtigen Dingen zu und vorm Altar, verſtanden!"

Karli war ſchläfrig geworden und lag in den Armen des geduldigen Altgeſellen.

„Wird Dir zuwider ſein, das Kindſen, Gerhard! Trag den Kleinen hinauf in meine Stub und leg ihn ins Bettl!"

„Preſſiert gar nicht! Ich geh ja auch bald ſchlafen!"

„Biſt ſchon wirklich merkwürdig gut auf das Bubele! Mußt ein rarer Mann ſein! Wer Kinder gern hat, iſt ein guter Menſch!"

„Weiß nicht, Schmiedin! Aber Kinder, ſchöne Kinder mag ich gern!"

„Schon wirklich ein beſonderes Mannsbild biſt, Gerhard, ganz anders als die andern! Nicht auf-

dringlich keck, gut bei der Arbeit, ſolid, ganz rar! Man ſoll ja Gehilfen und Dienſtboten nicht loben, weil ſie dann nachlaſſen in der Bravheit, aber Dir kann ich es ſchon ſagen: Ich betracht' es als ein Glück, daß Du mir ins Haus 'kommen biſt!"

„Dank' für die gute Meinung, Schmiedin! Müſſen halt alle zwei abwarten, wie es ſpäter einmal wird! Wie 's Wetter diemalen umſchlagt, geht es oft auch beim Menſchen!"

„Will's nicht hoffen bei Dir!"

„Kann man nicht wiſſen! Mein', fliegt den Menſchen eine Leidenſchaft gach an, wird der ganze Menſch geſchwind anders!"

„Meinſt etwa Weibetsgeſchichten? Du ſchauſt nicht danach aus, als wenn Dir ein Weibets den Kopf verdrehen könnt'!"

Gerhard lachte leiſe: „Kommt darauf an! Bin nur kein Hitziger!"

„Ja, ja! Stille Waſſer ſind oft tief! Hm! Hab' mir ſchon auch gedenkt, ein ruhiger Mann wär' das Richtige für mich und 's Geſchäft! Aber ein Lotterieſpiel bleibt das Einheiraten immer!"

„Freilich! Will alleweil gut überlegt ſein!“ Gerhard ſchloß für einen Augenblick die Augen.

Überraſcht muſterte die Witib das Geſicht des Altgeſellen und überlegte, was ſie von dieſer Antwort halten ſolle. Hat der treffliche Arbeitsmann Abſichten, will er ins Geſchäft einheiraten, ſo ſteht feſt, daß er ſolche Wünſche merkwürdig zu verbergen weiß. Oder iſt er ein ganz ſchlauer Menſch, der erſt warnt, zur Vorſicht mahnt, eher abrät, um das Opfer dann um ſo ſicherer ins Garn zu bringen? Zögernd ſprach die Schmiedin: „Recht haſt, Gerhard! Schon von wegen meines Franzl, dem ja doch 's Geſchäft und Anweſen verbleibt. Er erbt, auch wenn ich mich noch einmal verheirate!“

„Das verſteht ſich bei unſeren Geſetzern von ſelber! Den kürzeren Teil zieht allweil die Frau und Mutter, das iſt der Dank für all die Müh' und Plag' bisher!“

„Reden kannſt, wie's im Buch ſteht!“ ſtaunte die Witib, „ein Gefühl haſt auch!“

„Wird wohl geſchlagen genug ſein das Weib, dem der Mann wegſtirbt!“

„Freilich! Biſt wohl ein guter, braver Menſch, Gerhard!“

„Abwarten, Schmiedin!“

„Na, na, ich weiß was ich weiß und kenn' mich ſchon aus! Mein Gefühl täuſcht mich nicht! Werd' auch vielleicht doch nachgeben dieſem Gefühl! Gleich nur wegen 'm Franzl muß ich mir die Sach' noch überlegen! Und dann weiß ich halt ſo viel wie nichts über Dich ſelber!“

„Iſt auch nicht viel zu reden, Schmiedin! Ich bin armer Leute Kind, Mutter und Vater tot, waren ehrliche, arme Tagwerkerleut' draußen am See. Sie haben mir bei Lebzeiten mein Handwerk ordentlich lernen laſſen, dafür dank' ich ihnen ins Grab hinein. Vermögen hab' ich keines, nur etliche Groſchen erſpart, langt grad' auf ein neues Gewand auf Weihnachten. Mit Polizei und Gericht hab' ich nichts zu thun gehabt, bin auch noch nie aus 'm Wirtshaus hinausgeſchmiſſen worden, weil ich nicht hineingangen bin. Meine Papier' haſt Du ja ſelber in Händen, und was ich arbeit', weißt ja auch. — Aber jetzt iſt's Schlafenszeit und 's Bubele gehört ins Bettle. Gute Nacht, Schmiedin!“

„Gute Nacht, Gerhard!“

Behutſam nahm der Altgeſelle das Bübchen in die Arme und trug es hinaus.

Ein Weilchen blieb die Witib in weicher Stimmung ſitzen, nachdenklich, die Hände müßig im Schoß haltend, bis Franzl heimkehrte, den Kopf zwiſchen Thür und Angel hereinſteckte und rief: „Biſt noch auf, Mutter?“

„Komm herein, Franzl! Ich möcht' noch reden mit Dir!“

In die Stube tretend, richtete der Burſch einen fragenden Blick auf die Mutter und ſetzte ſich an den Tiſch.

„Franzl!“

„Mutter!“

„Ja, was ich ſagen wollte?! Bleibſt doch zu lange drüben beim Nachbarn! Biſt doch noch zu jung und bringſt Dich unnötig ins Gered'!“

„Nicht harb ſein, Mutter! Ich kann ja nichts dafür!“

„Wie? Was? Haſt am End' gar mit Nachbars Nanni was anbandelt? Bub, Du biſt erſt achtzehn Jahr' alt!“

„Weiß wohl, Mutter! Komm' ja erſt, wenn ſie mich nehmen, in zwei Jahren zur Militär! Aber, wenn die Mutter nichts dawider hätt', gern hab' ich die Nanni ſchon, und ſpäter möcht' ich's heiraten, mit Verlaub!"

„Jetzt ſchau' einer nur grad' den Buben an! So jung und denkt ſchon ans Heiraten!"

„Nicht bös ſein, Mutterl! Ich kann nichts dafür, daß ich die Nanni gern hab'! Will ja gern warten etliche Jahrle, mit Verlaub! Derweil arbeit' ich fleißig, will nach der Militär etliche Zeit in die Fremd', etwas Kunſtſchloſſerei dazu lernen, und ſo mit vierundzwanzig möcht' ich die Nanni heiraten. Sie will auf mich warten, hat ſ' geſagt!"

„So? Sehr ſchön das! Und ich werd' gar nicht gefragt, he!"

„Aber Mutterl! Hab' Dir ja jetzt alles geſagt, und um Verlaub hab' ich auch gebeten! Iſt alles in Ehr' und Ordnung! Bin noch nicht ein einzig Mal fenſterln 'gangen! Ich bitt', ſag' die Mutter nicht nein, ich werd' ſchon ſein ein braver Sohn und ſchauen allweil aufs Geſchäft! Und ein guter Schloſſer bin ich heut' ſchon!"

„Das iſt wahr! Grad' zu jung biſt noch!"

Franzl lachte: „Das kommt, weil ich halt noch eine junge Mutter hab'!"

„Gleich biſt ſtill, Du junger Loder! Und ins Bett gehſt jetzt, damit Du morgen in der Früh wieder friſch bei der Arbeit biſt! Gute Nacht, Franzl!"

„Ich dank', Mutter! Gute Nacht!" Flink verließ der Schmiedſohn die Stube.

Wieder ſaß die Witib nachdenklich und allein in der Wohnſtube, ihren Gedanken nachhängend, die ſich mit Sohn und Altgeſelle beſchäftigten. Will Franzl ſeine zweifellos ehrlichen Pläne verwirklichen, konnte die Witfrau ja den Altgeſellen heiraten, das Geſchäft fortführen bis zum Zeitpunkt, da der erwachſene Sohn das Anweſen als ſein Erbteil übernimmt und die Nanni dann heiratet. Mittlerweile ließe ſich vielleicht irgend ein auswärtiges Geſchäft käuflich vom Privatvermögen der Schmiedin erwerben und darauf eine neue Exiſtenz gründen, die der tüchtige Gerhard zweifellos in die Höhe bringen wird. Daß der jetzige Altgeſelle nebenbei ein ſauberer Mann iſt, kann nicht ſchädlich ſein, und verhältnis-

mäßig jung iſt die Witib ja auch noch, alſo berechtigt, das Herz mitreden zu laſſen.

Spät in der Nacht erloſch das letzte Licht im Schmiedanweſen, und Frau Amanda ſchlief ein mit dem Entſchluß zur Wiederverheiratung. —

Von Sankt Veit in der Teuchel gehen ſtarke Holztransporte über einen langen und ſteilen Gebirgspaß im Grenzbezirk in mehrſtündiger Fahrt zur Endſtation eines Lokalbähnchens, das zum Hauptſchienenſtraug des Weltverkehrs führt. Dieſe großen Holztransporte bedingen gutes Pferdematerial wie verläſſige Fuhrknechte, und ein wichtiges Erfordernis iſt guter Hufbeſchlag. An Arbeit fehlt es daher in der Pauly-Schmiede nicht, die ſich ob der Tüchtigkeit des Altgeſellen-Geſchäftsführers großen Zuſpruchs erfreut.

Gerhard iſt der erſte im Geſchäft am frühen Morgen wie der letzte am Abend, und beim Beſchlagen greift er perſönlich ein, zumal wenn es ſich um Pferde handelt, die nicht „ſchmiedefromm“ ſind, ſchlagen und beißen. In der Eſſe ſprühte das Kohlenfeuer, ein Gehilfe tritt fleißig den Balg und ſpritzt Waſſer auf die Kohlen, ein zweiter ſortiert

Hufeiſen. Im gedeckten Beſchlagraum, einem Holzſchuppen, der an den Arbeitsraum angebaut iſt und mehrere Schlagbäume zur Abſonderung der eingeſtellten Pferde enthält, wiehern am Morgen die Roſſe, denen die defekten Eiſen bereits abgenommen ſind.

Ein Schimmel erweiſt ſich dabei als ſehr bösartig, läßt niemand heran, ſchlägt vehement aus und ſchnappt bei jeder Gelegenheit. Jörg, der Knecht, hatte alle Mühe, den „Hundsteufel", wie er den Schimmel nannte, in den Pferch zu bringen, doch gelang es nicht, das Pferd auch nur für Augenblicke ſtill zu halten, es iſt unmöglich, dem Schimmel die Eiſen abzunehmen. Ärgerlich rief Jörg: „Gerhard, probier Du's, gib aber acht, der ‚Hundsteufel' ſchlagt ſo gut wie er beißt!"

„Gleich! Ich gewöhn' dem Schimmel zuerſt das Beißen ab!" lachte Gerhard und ließ von einem Gehilfen eine Kartoffel holen.

Betroffen guckten die Geſellen und auch der Knecht den Altgeſellen an. Kartoffeln zum Hufbeſchlag, das iſt den Leuten noch nicht vorgekommen.

Gerhard legte einige Kartoffeln in die Kohlen-

glut, bis ſie heißgebraten ſind, und ſpießte eine dann auf einen Holzſtecken an. Mit dieſer aufgeſteckten Kartoffel ging der erfahrene Altgeſelle zum Stand des Schimmels, er trat völlig an den Kopf des die Zähne weiſenden bösartigen Pferdes. Erſt ſchlug das Tier aus, dann aber ſchnappte es wütend nach der Kartoffel und zerquetſchte ſie mit den Zähnen, ſchrie auf und ließ die zerbiſſene, heiße Kartoffel aus dem verbrannten Maul fallen.

„So, Freunderl! Das langt fürs erſte!“ meinte Gerhard, ſteckte eine zweite heiße Kartoffel an den Holzſpieß und hielt ſie dem Schimmel hin, doch diesmal ſchnappte das Roß nicht mehr danach, drückte ſich an den Schlagbaum und blieb zitternd ſtehen.

Auf Gerhards Geheiß faßte der Knecht den Gaul feſt an der Halfter, während der Altgeſelle flink am rechten Hinterfuß zugriff und den Huf aufhob. Wohl ſchüttelte ſich der Schimmel, ließ den Geſellen aber hantieren, und nach wenigen geübten Handgriffen mit der Zange waren die Nägel entfernt, das Hufeiſen konnte abgenommen werden. Gerhard ließ den Pferdehuf los und ſprang augen-

blicklich zur Seite, juſt noch rechtzeitig, um einem vehementen Schlag auszuweichen.

Mit einer einzigen heftigen Kopfbewegung hatte der „Hundsteufel“ den Knecht zur Seite geſchleudert, der Schimmel tobte, ſchrie und biß wie beſeſſen, und die Gehilfen wie der Knecht lärmten gleichfalls. Nur Gerhard blieb ruhig, nahm einen derben Stock zur Hand und hielt ihn dem Pferde hin, das ſogleich danach ſchnappte.

„Noch eine Kartoffel, recht heiß!“ rief der Altgeſelle und hieb unterdeſſen aus Leibeskräften auf die Kruppe des bösartigen Tieres ein. Schreiend ſchlug der Schimmel aus, daß die Funken ſtoben, und ſuchte ſich loszureißen. Wieder vollführte Gerhard den bewährten Kniff mit der heißen Kartoffel, und das wütige Roß biß darein, diesmal noch ärger ſchreiend, denn Zunge und Gaumen ſind tüchtig verbrannt. Doch die Lektion brachte Erfolg, der Schimmel merkte ſich die Prozedur infolge der heftigen Brandſchmerzen und gab nun Ruhe. Raſch wurden die übrigen ſchlechtgewordenen Eiſen entfernt.

Bevor man nun aber zum friſchen Beſchlag überging, der bei böſen Pferden ſeine Gefahren hat,

wollte ſich Gerhard überzeugen, ob der „Hundsteufel“ noch „Mucken“ habe, und reizte den Schimmel durch Kitzeln mit einer Weidenrute an der Naſe. Der Gaul ließ das gewähren, er blieb zitternd ſtehen, ohne zu beißen und auszuſchlagen. Selbſt beim Aufheben des Fußes reagierte das gewitzigte Pferd nicht mehr. Gerhard vollzog raſch und ſicher die Anbringung des neuen Eiſens, nachdem der Huf vorſchriftsgemäß ausgeſchnitten war. Ruhig ließ dies der Schimmel gewähren. Noch dreimal ward die Probe gemacht, das Roß hielt ruhig und konnte völlig friſch beſchlagen werden.

„Das mit der Kartoffel merk' ich mir!“ meinte Jörg.

„Für andere Roſſ' ſchon, beim Schimmel wird es nimmer nötig ſein, der beißt nicht mehr!“ erwiderte Gerhard und befahl die Abführung dieſes Pferdes. Zum nächſten Fuhrknecht gewendet, fragte der Altgeſelle: „Na, Xaverl, was braucht denn Dein Brauner?“

Xaverl, ein robuſter, rothaariger Burſche, kraute ſich am Ohr und ſprach zögernd: „Ja, Gerhard, das ſein Sachen! Schau halt in die Huf' nach, ich weiß

nicht, was fehlt. Der Bräundel lahmt, kaum kann er mehr hatſchen (hinken)! Iſt mir z'wider genug, ſchon zwei Tagſchichten ſein pfutſch!"

Gerhard beſah ſich das Roß vom Huf bis zur Schulter, griff nach den unteren Gliedern des rechten Fußes, beugte und drücke ſie, ohne daß der Gaul Schmerzen äußerte. Am Huf fehlt auch nichts. „Bei Deinem Braunen muß es oben fehlen, Xaver! Da hört aber das Schmiedhandwerk auf! Wirſt ſchon zum Viehdokter gehen müſſen!"

„Ich bitt' Dich, nur das nicht! Mein Herr hat von der letzten Rechnung noch genug! Jeſſes, wurd' das wieder ein Geſchimpf! Schau doch nach, ich mein', Du biſt ein Praktiſcher und findeſt ſchon einen Rat!"

„Ja, mein', ſchauen kann ich wohl, aber dem Tierarzt wirſt nicht auskommen!" Gerhard begann am oberen Teil des Fußes zu drehen und zu ziehen, und wie er an Bug und Schulter kam, äußerte das Pferd lebhafte Schmerzen. Doch als der Fuß losgelaſſen ward, ſetzte er denſelben feſt auf den Boden. „Führ' den Braunen einmal rund herum!"

Beim Vorführen links hinkte der Gaul bedeutend stärker.

„Aha! Ist der kranke Fuß außen, sind die Schmerzen größer; rechts herum sind sie geringer. Der Braune kann den Fuß nicht ordentlich heben, also fehlt es in der Schulter, eine böse Sache! Kalte Umschläge darauf und hol den Viehdokter! Anders kann ich Dir nichts raten!"

Ein Weilchen versuchte Xaver noch, den Altgesellen umzustimmen und ihm die Behandlung des schulterlahmen Pferdes abzubetteln, doch der Altgeselle erklärte bestimmt, sich auf Kurpfuscherei nicht einzulassen. Daher führte der Knecht das hinkende Roß heim.

Noch vor Beginn der Brotzeit ward eine Zuchtstute zur Schmiede gebracht, bei deren Anmarsch Gerhard sofort äußerte: „Steffel, da fehlt es links unten, die Stute tritt die Fessel nicht durch!"

Das Pferd wurde vorgeführt, erst im Schritt, es hinkte jämmerlich, schnellte den Körper etwas in die Höhe und warf den Kopf auf, sobald der linke Fuß den Boden berührte. Ein Antraben war ganz unmöglich. „Führ die Stute in den Stand! Ist

grad' das Gegenteil vom Xaverl!" rief Gerhard, und unterſuchte nun Eiſen und Huf der wertvollen Zuchtſtute. „Hm! Alles in Ordnung!" Dann entfernte der Altgeſelle das Eiſen, ſchabte die Sohle ab und kratzte Strahl und Eckſtrebenwinkel ſorgfältig aus, ohne die Urſache des Hinkens finden zu können. Auch ein Beugen und Drücken des Kron- und Feſſelgelenkes ergab kein beſonderes Reſultat, die Stute zuckte nur beim Drehen. Gerhard befühlte nacheinander die Vorderfüße und fand den linken Fuß wärmer, auch etwas geſchwollen. „Kann nichts anderes ſein, als ein Übertreten und fehlt in der Feſſel! Umſchläge mit Eſſigwaſſer, etwas Eis darein, den Verband recht oft erneuern! Hilft es bis in drei Tagen nicht, ſo mußt ſchon den Tierarzt holen! Das Eiſen nagle ich wieder auf, weil es beſſer iſt für den Huf, das Roß braucht dann nicht ſo ſtark durchtreten!"

Nachdem dies geſchehen, führte Steffel unter Dankesworten die Stute heim.

Vom Fenſter aus hatte die Witib das Verhalten ihres praktiſchen Altgeſellen beobachtet, und

nun niemand Fremdes mehr in der Schmiede war, kam ſie herbei und meinte: „An Dir iſt ja ein wahrer Viehdokter verloren 'gangen! Mach nur nicht zu viel Konkurrenz, ſonſt werden wir als Kurpfuſcher fürig'fangt!“

Ruhig erwiderte Gerhard: „Keine Sorge, Schmiedin! Ich ſag' bei jeder Gelegenheit, die Leut' ſollen zum Tierarzt gehen. Nur wo es möglich und nicht gefährlich iſt, helfe ich, ſo gut ich es eben kann! Das iſt nötig wegen des Geſchäfts! Die Leut' kommen dann lieber!“

„Freilich, freilich! Ich ſag's ja: Biſt ein Segen fürs Geſchäft und verſtehſt es noch beſſer als mein Seliger, der war gewiß ein guter Hufſchmied!“

Am Abend, da nach Tiſch Gerhard mit dem Kleinen ſpielte, und die Witib ſtrickte, kam es zu einer Ausſprache, die Frau Pauly eröffnete und mit einem Verſpruch endete. Eine kleine Enttäuſchung blieb dabei freilich nicht aus, denn der Altgeſelle fiel vor Freude weder in Ohnmacht noch der Witib um den Hals. Gerhard blieb vielmehr gelaſſen ſitzen und dankte per Diſtanz für die Erlaubnis, die Schmiedin heiraten zu dürfen. Nicht einen Augenblick gab er

dabei Karli aus den Armen. Eine Verlobung mochte sich Frau Amanda denn doch etwas anders vorgestellt haben, schon auf Grund der Erfahrungen im ersten Verspruchfalle; es klang daher etwas pikiert: „Na, hitzig ist er nicht, der zukünftige Schmied!“

Kühl erwiderte der Altgeselle: „Laß mich erst Herr sein im Haus, dann wird es schon anders!“

„Ich hoff's! Wir sind an die Wärm' gewöhnt in der Schmitten, und einen Eiszapfen möcht' ich doch lieber nicht zum Mann!“

„Ist der Franzl wieder drüben beim Nachbarn?“ fragte, vom Thema abspringend, Gerhard.

„Ja! Er hat mir gestern vorm Schlafengehen alles gebeichtet! Ganz reelle Absichten, nur zu jung ist er halt noch! Und zu der Musterung muß er zuerst auch noch. Sonst paßt es aber ganz gut zu unsere Plän'! Also morgen kannst unsere Papier' herrichten und zum Bürgermeister tragen, später dann ins Pfarramt, auf daß die Sach' ihre Richtigkeit kriegt!“

„Ist recht, Schmiedin! Ich dank' halt recht schön für Lieb' und Ehr'! Daß ich aufs Geschäft

aus bin, weißt ja eh' (ohnehin), und das ist allweil die Hauptsach'!"

„Freilich! Aber 's Weib soll dabei nicht zu kurz kommen, mein' ich!"

III.

Den Theetisch zu arrangieren verstand Frau Bella meisterlich, verlockend genug sahen die kalten Platten mit ihrem Inhalt aus, und dank der Kochkunst Fannys stand ein goldbrauner Gugelhupf als Paradestück auf dem Tisch, wie ein solcher vom besten Großstadtkonditor nicht schöner und duftender geliefert werden könnte. Von all diesen Theetischherrlichkeiten bekam der bienenfleißige Einnehmer nichts zu sehen, denn Baron Feldberg saß seine Amtsstunden in der Kanzlei ab. Daß der Forstassistent zur Belohnung seiner Hilfsbereitwilligkeit eingeladen ist, hatte Frau Bella dem Gatten mitgeteilt und hinzugefügt, daß eine „Jause" dem Gebieter schon in die Kanzlei hinabgesendet werden würde. Alfred hatte aber dankend abgelehnt, da ihm ein Apfel mit Schwarzbrot als „Vesperle" genüge.

Mit größter Pünktlichkeit fand sich der hagere Assistent in der Feldbergschen Dienstwohnung ein,

ohne Teckel, doch mit einem Hunger, der, wie er der Baronin gleich anfangs versicherte, sehr gefährlich sei, wasmaßen sich Herr Gratt heute das Mittagessen ersparte.

Silberhell lachte Frau Bella auf: „Bravo! Fehlte nur das Hungerbad!“

„Was für ein Bad?“

„Nun, besonders raffinierte Leute nehmen vorher ein Bad, essen nichts bis zur Einladungsstunde, um einen richtigen Wolfshunger zur Freude der Hausfrau mitzubringen!“

„O, gnä' Frau, ein Bad brauch' ich dazu nicht! Das Wasser ist mir nicht sympathisch! Ich hab' dafür meine fünf Wegstunden Gebirgskraxlerei hinter, kein Frühstück, kein Mittagessen, also einen Bärenhunger! Ich bitt', gnä' Frau, fangen wir gleich an und wo möglich mit dem Nahrhaftesten zuerst, sonst passiert ein Unglück, ich verhungere Ihnen in den Armen!“

„Ein schöner Tod wäre das, was?“

„Und ob! Ich möcht' aber doch lieber im gesättigten Zustand enden!“

„Also los! Thee trinken wir hinterdrein!“ lachte

Bella und legte ihrem Gaſt wahre Berge von Eßwaren auf den Teller.

Friſch griff Gratt zu und ſetzte ſeine Kauwerkzeuge mit einer Energie in Thätigkeit, daß Frau Bella ſich vor Vergnügen ſchüttelte.

„Endlich einer, dem es ſchmeckt an meinem Tiſch!“

Der Aſſiſtent würgte den Biſſen hinunter, den er eben im Munde hatte, und lachte dann: „So? Iſt denn der Herr Baron ſo heiklig?“

„Das nicht! Aber es iſt ihm alles zu teuer und koſtſpielig!“

„Mir nicht! Haha! Darf ich um den halben Gugelhupf bitten!“

„Hier nehmen Sie gleich den ganzen! Nur feſt zugegriffen!“

„Mit Vergnügen! Nehmen Sie nur gleich Abſchied von ihm, ich fürchte, in einer Viertelſtunde iſt der Gugelhupf auf Nimmerwiederſehen verſchwunden!“

„Um ſo beſſer! Fanny wird eine Rieſenfreude haben, ſo ihr Kunſtwerk Anklang findet!“

„Fanny? Ach, das wird wohl die Küchenfee ſein?“

„Und ob! Wir wären verloren ohne dieſes

Juwel einer Nährfrau! Sie ſpeiſen als Garçon wohl in der ‚Poſt‘?“

„Nicht ganz richtig, gnä’ Frau!“

„Wieſo?“

„Ich hungere als Garçon in der ‚Poſt‘!“

„Hungern?“

„Jawohl! Große Schüſſeln, kleine Portionen! Dicke Taſſen, dünne Suppe und dünner Kaffee! Aber dafür Hotelpreiſe! Das Garçonleben iſt wunderſchön bis auf die Wirtshauskoſt!“

„Sie würden alſo lediglich zur Beſeitigung dieſes Übelſtandes einmal in den Eheſtand treten? — Nehmen Sie doch hier vom weſtfäliſchen Schinken, er iſt hart, alſo gut!“

„Gehorſamſten Dank, famoſer Biſſen! Ich und heiraten — ſo geſchwind nicht, mein Herz erlaubt es nicht!“

„Wie? Das Herz drängt doch ſonſt zum Ehebunde!“

„Bei mir nicht! Ich huldige mormoniſcher Anſchauung!“

„Ums Himmels willen nur keine Geſtändniſſe in dieſer Richtung!“

„Seien Sie unbesorgt, gnä' Frau! Genießt der Jüngling ein Vergnügen, sei er dankbar und verschwiegen!"

„Ah, also auch diskret kann der Herr Assistent sein!"

„Das ist oberstes Gesetz und seine Befolgung selbstverständlich!"

„Wünschen Sie den Thee mit Rum oder Arrak?"

„Das kommt auf die Qualität der Spirituosen an!"

„Nanu! Sie werden doch nicht glauben, daß ich Ihnen zweite Qualität vorsetze?!"

„Verzeihen Frau Baronin nur! Wenn gnä' Frau von den Spirituosen gewöhnlich nehmen, trink' ich das Zeug unbesehen!"

„Sehr schmeichelhaft für mich! Wenn aber mein allergnädigster Gebieter die Wahl getroffen hätte —"

„Dann würde ich mit ersterbendem Dank ablehnen!"

„Köstliche Grobheit! Weshalb?"

„Verzeihung! Herr Baron Feldberg ist zu lange schon in der Teuchel, der lange Aufenthalt gerbt die Zunge zu unempfindlichem Leder und außerdem war der Herr Einnehmer früher aktiver Grenzer . . ."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Unsere braven Grenzer essen dank der ‚fürstlichen Bezahlung' gegebenenfalls auch Schuhnägel ohne Magenbeschwerden."

„Huhu! Nehmen Sie hier von dem kalten Huhn!"

„Danke verbindlichst, es geht nun beim besten Willen nicht mehr! Aber Thee mit Rum erbitte ich gehorsamst!"

„Schön! Auf wie viel Tassen sind Euer Gnaden geaicht?"

„Zwei, wenn ich bitten darf!"

„Ah, ich verstehe! Habe zwar noch keinen Herrn vom Forstwesen zu Tisch gehabt, dennoch aber in einer Vorahnung etliche Flaschen ‚Kirchenstück' einkühlen lassen!"

„Gott, welch' ahnungsvoller Engel! Und ‚Kirchenstück' auch noch! Ich fühle mich im siebenten Himmel!"

„Das geht aber rasch bei Ihnen! Was ist denn im ersten Himmel los?"

„Gutes Bier und feiner Skat oder Tarock!"

„Und im zweiten?"

„Wein, Weib und Gesang!"

„So? Welche Erforderniſſe ſind für den dritten Himmel nötig?“

„Man kann den Geſang weglaſſen!“

„Und gibt es nach Nummer ſieben eine Fortſetzung?“

„Hunderttauſend Mark Mitgift!“

„Was Sie ſagen! Da müßte mein Mann alſo bereits im achten Himmel ſein!“

„O o o!“

„Was haben Sie?“

„Ich habe nichts als mein Lied und eintauſendvierhundertachtundzwanzig Mark und zweiundſiebzig Pfennige Jahresgehalt!“

„Und Durſt auf ‚Kirchenſtück‘!“ lachte Frau Bella und ſchellte der Köchin, welche auf das Zeichen gewartet zu haben ſchien und ſogleich die erſte Flaſche erleſenen und gut gekühlten Pfalzweines hereinbrachte.

Der luſtige Aſſiſtent begann zu ſingen: „Dies Bildnis iſt bezaubernd ſchön!“

Bella kicherte: „Nur keine Liebeserklärung an Domeſtiken!“

„Domestica cum vino iſt nicht zu verachten!“

Als Fanny das Zimmer wieder verlassen hatte, erklangen die Römer, und Frau Bella bat ihren Gast, sie nächster Tage auf eine Hochtour mitzunehmen.

„Aber mit größtem Vergnügen! Ich bin ja glücklich, Frau Baronin führen zu dürfen! Befehlen gnä' Frau nur! Alpelespitz, Schwarzenseekopf, Gamskarstein, Kitzeckhorn, Griessteinkogel, nach Auswahl!"

„Halten Sie ein, Herr Assistent! Ich war ja nie oben, kann also auch keine Tour bestimmen. Was ich möchte, wäre mal so eine richtige Kraxlerei hoch hinauf, etwas Apartes, zur Belohnung für den Aufstieg eine grandiose Aussicht, Blick auf die Firnwelt! Frei von allem Thalzwang, los von der gesellschaftlichen Etikette möcht' ich für einen Tag sein, die Alpennatur schauen und genießen und dabei an alles, nur nicht an das Nebenzollamt zweiter Klasse denken."

Gratts Augen funkelten, und sein Kopf deutete die Worte nach eigenem Sinn und Wunsch. Sich den schwarzen Bart streichend, sprach er: „Zu Befehl, gnä' Frau! Das läßt sich alles nach Wunsch arrangieren, morgen schon, denn das Wetter bleibt

gut, ist jetzt im September ganz ausgezeichnet zu Bergpartien. Doch sind einige Vorfragen an die gnädige Frau zu richten, von deren Beantwortung die Bestimmung des Berges abhängt. Sind gnä' Frau überhaupt schon, alpin gesprochen, im Berg gewesen?"

„Nein!"

„Sind gnä' Frau kniefest und schwindelfrei?"

„Gott, welche Frage für Damenohren!"

„Geht nicht anders! Eine richtige Hochtour ist kein Asphaltbummel, kann unter Umständen recht übel ausfallen. Also bitte ich, meine Fragen zu beantworten!"

„Schwindlig glaube ich nicht zu werden, wenigstens wurde ich es auf Bällen nicht, selbst wenn ich die ganze Nacht durchgetanzt habe!"

„Ball und Hochtour ist nicht dasselbe. Wie steht es mit der Ausrüstung?"

„Ich glaube das Nötige zu besitzen! Und Schneid habe ich auch!"

„Bravo! Ich bitte nur um die Erlaubnis, die Bergschuhe auf ihre Benagelung untersuchen zu dürfen."

„Ist das nötig?"

„Gewiß! Von der guten Beschuhung hängt oft das Leben ab. Unsere Berge sehen nichts gleich, sind auch nicht von überwältigender Höhe, dafür abscheulich wax, das heißt scharf im Anstieg und Gestein, erfordern gute Lungen und Kniefestigkeit, Ausdauer und bei Gratwanderungen absolute Schwindelfreiheit."

„Gott, das klingt doch recht unheimlich!"

„Hat keine Gefahr, wenn der Begleiter Bergkenntnis hat und zuverlässig ist! Ich bitte auch, morgen in aller Frühe jegliche Waschung zu unterlassen, welche die Haut nur empfindlich machen würde. Statt Wasser etwas Creme auf Wangen uud Nacken gelegt, Wollwäsche, Wettermantel und statt des ungefügen, langen Bergstockes, mit dem die wenigsten Menschen umgehen können, nehmen gnä' Frau besser einen festen Spazierstock mit Eisenspitze! Wann wünschen gnä' Frau die Tour anzutreten?"

„Das wollen nur Sie bestimmen!"

„Gut! Wir steigen dem Gamskarstein auf den Nacken, also Abmarsch um vier Uhr früh!"

„Allmächtiger! Um — vier — Uhr — früh?!“

„Geht nicht anders! Vier Stunden zur Karlalm, hier Frühstück, um neun Uhr Aufstieg zum ersten Joch, wir können um Mittagszeit auf der Schneide des Gamskarsteins stehen. Über den Rückmarsch möchte ich noch keine definitiven Bestimmungen treffen, es hängt zu viel vom Wetter ab, auch vom Befinden der Dame. Bitte auch etwas Cognac für alle Fälle mitzunehmen, kalte Küche in mäßigen Portionen —“

„Bei Ihrem gesegneten Garçonappetit?“

„Im Berg bin ich Temperenzler! Also kalten Braten, nicht Schinken, der unnötig Durst erzeugt, eine Flasche Wein, besser wäre kalter, mäßig gezuckerter Thee ohne Spirituosenzusatz, allenfalls eine mit Preißelbeeren gefüllte, kalte Omelette!“

„Das wird ja ein Tragkorb voll! Wer soll denn das schleppen?“

„Ich trage den Rucksack nebst Mantel der Gnädigen!“

„Gut, ich füge mich allen Anordnungen! Soll ich dem allergnädigsten Gatten über die Rückkunftstunde besondere Mitteilung geben?“

„Genaue Bezeichnung ist unmöglich; immerhin werden wir etwa um sieben Uhr zurückkommen, vielleicht eine Stunde später, ich kann das heute noch nicht wissen. Jedenfalls garantiere ich für eine Rückkehr mit ganzen Knochen!“

„Sehr freundlich! Ich möchte thatsächlich heil zurückkommen!“

Erst nach Besichtigung des immer noch zierlich zu nennenden Schuhwerkes sagte der in alpinen Dingen vorsichtige Forstmann bestimmt die Führung zu und entfernte sich nach lebhafter Dankeserstattung für die liebenswürdige Bewirtung.

Als Frau Bella am Abendtisch dem Gatten eröffnete, daß sie morgen eine Hochtour unter Führung des Assistenten Gratt unternehmen werde, blieb Alfred vor Staunen und Schrecken zugleich der Bissen im Halse stecken, und gurgelnd rief er: „Unmöglich!“

Jetzt war Bella in ihrem Element, Widerstand reizte sie immer und hartnäckig verteidigte sie den Entschluß, die Partie zu machen, wasmaßen eine Frau auch ihre Rechte auf Freiheit und einen eigenen Willen habe, außerdem die Verhältnisse in

dieſer Einſamkeit troſtlos genug ſeien, alſo ein harmloſes Vergnügen durchaus begreiflich erſcheinen laſſen müſſen.

„Aber, Herzensſchatz! Du biſt eine Dame, ſolcher Strapazen ungewohnt, Hochtouren ſind immer gefährlich, und dann ſchickt es ſich nicht —!“

„Lächerliche Bevormundung! Mein erkorener Begleiter iſt ein Ehrenmann, Kavalier, wenn auch bürgerlich! Ich will und damit baſta!“

„Ich könnte Dir den Ausflug verbieten, Bella!“

„Thu's doch! Aber bedenke vor dem Machtſpruch die unausbleiblichen Konſequenzen! Ich bin kein Kind mehr, ich will, da wir ſchon in der Bergwelt exiliert ſind, von ihr auch einen Genuß haben; ich brauche Luft, Bewegung und Zerſtreuung, genau ſo wie ein gewiſſer Herr Einnehmer, der nie im Außendienſt zu thun hat und trotzdem ‚dienſtlich‘ Nachtausflüge über die Grenze vollführt.“

Den ſcharfen, forſchenden Blick aus Bellas Augen hielt Alfred nicht aus, er ſenkte das Haupt und willigte ein. „Geh mit Gott und komm heil zurück, Bella! Ich wäre ein tiefunglücklicher Mann, wenn ich Dich verlieren müßte!“

„Keine Angſt, Alfred! So böſe ſind die Berge nicht, ich will ihnen mal ins Antlitz und wenn möglich ins Herz gucken! Und einmal zwölf Stunden ohne geſellſchaftlichen Zwang leben, deucht mich köſtlich zu ſein!“

„Ich werde in Sorgen am Schreibtiſch bleiben! Ein leiſer Troſt bleibt die Begleitung des Forſtaſſiſtenten, der ein tüchtiger Bergſteiger ſein ſoll.“

„Das hoffe ich auch! Alſo abgemacht! Entſchuldige mich jetzt, ich muß den Proviant zurechtlegen und einpacken!“

Bella wirbelte hinaus, ſeufzend widmete ſich Alfred der Zeitungslektüre.

* * *

Empfindlich kalt brach ein wolkenloſer Morgen an, der das Touriſtenpaar bereits unterwegs traf, im Anſtieg neben einem gurgelnden, dunſtenden Bergbach. Grau ſtarren die Berge auf, verſchwommen noch deren Konturen, dunkel der Wald, reifüberzogen die Hänge. Um Mund und Naſe der Wanderer ſchwebt Dunſt, den der warme Atem in der Morgenkühle erzeugt. Gratt muß die eifrig ſteigende Dame

ermahnen zur Beherzigung des uralten Bergsteigerspruches: „Zeit lassen!“

Lichter, immer lichter wird es am Firmament, eine der höchsten Spitzen im Gebirge flammt auf, Aurora küßt ihren Scheitel, ein rosa Licht erglänzt, Sonnengelb mischt sich drein, es flutet die immer mächtiger werdende Lichtwelle tiefer, Leben weckend im bisher kirchenstillen Wald. „Fink, fink!“ ruft der Lenzessänger, der nun im Herbst sich noch einmal mit leisem Schlag bemerkbar macht; es piepsen die geschäftigen Meisen und flattern durch das Geäst, Goldammern putzen das Gefieder, der Gimpel flötet, Amseln flattern schnalzend durch die Büsche, und die Odinsvögel streichen krächzend über den Bergkessel. Tief unten ziehen leichte Nebelschleier durch die Teuchel, im weiten Bergeskranze aber lacht goldiger Sonnenschein, rasch den Reif wärmend und aufdunstend, so daß es diamantengleich auf Halmen und Fichtennadeln glitzert. Lebenswarm ist die Farbe der Felsen geworden, über welchen ein reiner Himmel blaut.

Bewundernd diese ungeahnte Pracht war Frau Bella des öfteren stehen geblieben auf dem steinigen,

ſchmalen Pfad, den Blick zu Thal gerichtet, aus deſſen Siedelungen der Rauch durch die Schornſteine quirlte.

Gratt drängte zum Aufſteigen, da noch ein gewaltig Penſum touriſtiſcher Arbeit zu bewältigen iſt. „Oben wird es viel ſchöner! Bitte den Mantel jetzt abzulegen!“

Gehorſam fügte ſich Frau Bella den Anordnungen und ſtieg den immer ſteiler werdenden, durch Felsgewirr ſich hindurch windenden Pfad hinan. Bald ging der Atem hoch, die Lungen bekamen ungeahnte Arbeit wie die Knie, immer ſteiler wird der Pfad und ſchärfer das Geröll, unſicher der Tritt. Links die feuchte Felswand, rechts gähnender Abgrund ohne jede Sicherung, kaum daß ab und zu Legföhren ein kärglich Daſein zwiſchen Felsrippen friſten.

Bella blickte unwillkürlich in die Tiefe und erſchauerte; ein einziger Fehltritt hier und das Leben iſt zu Ende.

„Geradeaus ſchauen, nicht ſtehen bleiben!“ rief Gratt, der vorſichtshalber hinter der Touriſtin ging.

Noch eine Stunde angeſtrengten Steigens, dann

wich der Pfad den Felsen aus und zog in harzduftenden Fichtenwald, wo Gratt eine Schnaufpause gestattete, veranlaßt durch den pfeifend gewordenen Atem der Dame.

„Gott! Wie — scharf — sind —!"

„Nicht reden! Tief Atem holen!"

„Ja doch!"

„Bitte — schweigen! Tief atmen!"

Zwei Minuten später bat Gratt, den Marsch fortzusetzen. Das kurze Stückchen ebenen Weges wich wieder einem scharfen Anstieg, der Wald blieb zurück, kurzgrasiger Almboden begann, in welchem ein Hochleger sich befindet, von Almvieh belebt.

Eine Alm, die erste im Leben zu besuchende Hochalpe. Frau Bella versuchte trotz der Atemnot zu jauchzen, doch war es nur ein Krächzen, das der heftig wogenden Brust entstieg.

Gratt lachte: „Zu früh, gnä' Frau! Sie brauchen die Lungen vorerst zum Schnaufen!"

„Schrecklich grobe Berge! Ist das unsere Frühstückalm?"

„Nein! Noch ein Halbstündchen höher ist die Karlalm, wo wir rasten werden!"

„Ach, du lieber Himmel! Ich habe mich schon so sehr auf die Rast gefreut!“

„Nehmen Sie einen Schluck Cognac!“

Frau Bella gehorchte und schrie auf. „Schrecklich, wie das brennt im Halse!“

„Hier ein Schluck Wasser darauf!“ erwiderte Gratt und reichte den Becher, den er am Almbrünnlein gefüllt. „Halt! Nicht ganz austrinken! Zu viel ist von übel!“

„Die wahrhaftige Gouvernante, der Herr Assistent!“

„Wenn ich bitten darf: ganzes Bataillon — Marsch!“

„Militärisch auch noch!“ lachte wieder erquickt die junge Frau und trippelte vorwärts. „Ach, sehen Sie nur, Schafe! So nette Betzeln! Ich kauf' mir ein kleines, das nehm' ich mit!“

„Später! Vielleicht auf dem Rückweg! Jetzt können wir keine Belastung brauchen!“

„Sie sind doch ein arger Brummbär! Eine Bergpartie habe ich mir anders, netter vorgestellt!“

„Bedaure! Asphaltbummel ist es nicht!“ Gratt stieg voran, um ein kräftig Beispiel zu geben, denn

Frau von Feldberg ſchien Luſt zu verſpüren, der Sennerin einen Beſuch in der Hütte abzuſtatten. In der Angſt, allein zurückgelaſſen zu werden, lief ſie nun doch dem langſam, ſtetig aufwärtsſteigenden Forſtaſſiſtenten nach, ängſtlich ſchreiend, wenn der Pfad an einer gemächlich graſenden Kuh vorbeiführte.

Der Almkeſſel ward zurückgelaſſen, eine ſteile, von Krummholz bewachſene Halde mußte durchquert werden, dann ging es wieder eine Weile ſeitlich abwärts, wieder hinauf, bis ein Plateau, bedeckt von gewaltigen Felsblöcken, erreicht wurde, das im Hintergrund am Fuße einer ungeheuren Sturzwand die Karlalm beherbergte.

„Endlich! Ich bin aber auch am Verhungern!“ rief Frau Bella.

„Um ſo beſſer wird das Frühſtück munden! He, Sennerin!“

Die Baronin, vor Anſtrengung knallrot im Geſicht, ſchrie vor Entſetzen beim Anblick des zahnloſen alten Weibes, das auf den Anruf Gratts an der Hüttenthür erſchien und gleichgültig die Beſucher angrinſte.

„Schrecklich! Und da faseln die Romandichter immer von der Schönheit dieser Alpenmädchen!“

„Natürlich alles Mumpitz! Nie älter als neunzehn Jahre, sagt der Berliner Gipfelstürmer! Doch nur Mut, die Hauptsache ist, daß uns die Sennerin nun einen ordentlichen Holzknechtschmarrn kocht!“

Wieder erschauerte die stadtgewohnte Baronin: „Was? Holzknechtschmarrn, ich danke! Mein Magen streikt schon beim Zuhören! Ich will lieber Milch trinken!“

„Mit Opiumtropfen, ja! Andernfalls müßte ich protestieren!“

„Wie? Opium? Rätselhaft!“

„Nur praktisch, wegen der unvermeidlichen Folgen des Genusses ungekochter Milch! Doch lassen Sie mich nun mit der Alpenfee reden! — Du, Moidl, koch uns einen fetten Holzknechtschmarrn!“

„I mog net!“

„Bravo!“ kicherte Bella vergnügt.

„Maul halten! Gleich machst Feuer, und da hast ein Packl Tobak!“

„Ah!“ grinste die alte Sennerin erfreut, und ihr Mund verbreiterte sich zu den Ohren. „Wohl,

wohl! Gleich ſollſt 'n haben! Vergelt's Gott in Himmi auffi!" Und geſchäftig verſchwand die Alte.

Frau Bella ſtaunte: „Was thut denn das Weib mit dem Tabak?"

„Rauchen!" erwiderte trocken der Aſſiſtent.

„Nicht möglich!"

„Nur abwarten, Frau Baronin! In ſpäteſtens vier Minuten wird die Alpenfee ihr Naſendampfl (Tabakspfeife) in Brand geſteckt haben!"

„Unglaublich! Und dabei kocht die Donna dann?!"

„Und vorzüglich! Ich ſpreche aus Erfahrung!"

„Nicht um das ganze Königreich eſſe ich mit!"

„Hunger iſt der beſte Koch!"

„Nie, nie!"

„Gemach, Frau Baronin! Warm eſſen müſſen wir, der Proviant kommt ſpäter zur Geltung."

„Denke ich an das rauchende Weib, wird mir jetzt ſchon übel! Gräßliche Perſon! Iſt denn ſolches Leben auch lebenswert?"

„Leute dieſer Art, im Superlativ arm, abſolut nichts ihr eigen nennend, als was ſie am Körper tragen, ſind lebfroher denn wir und haben eine

neidenswerte Lebensluſt. Unſere Idealſennerin iſt mit dem Packl Tabak glücklicher, als wenn ich ihr einen Thaler geſchenkt hätte."

„Das begreife, wer es kann! Für einen Thaler kann ſich die Frau doch einen erklecklichen Vorrat an Tabak anſchaffen!"

„Hier im höchſten Almbereich nicht! Deshalb hat, bildlich geſprochen, der Sperling in der Hand einen bedeutend größeren Wert als eine Taube auf dem Dache. Was nützt Geld im Überfluß dieſen wirklich exilierten Leuten während der Alpzeit? Nichts, denn die Karlalm hat keinen Halterjungen und wird nur alle vierzehn Tage durch einen Knecht auf das dürftigſte verproviantiert. Es müßte die Sennerin alſo annähernd vier Wochen auf die Umwandlung des Thalers in Tabak warten; daher hat das ſofort geſpendete Päckchen Tabak einen beſonders großen, weil aktuellen Wert. Doch nun wollen wir frühſtücken!"

Frau Bella, die zum erſtenmal im Leben auf einer Hochalm weilte, unterzog die Alphütte einer eingehenden Beſichtigung, ſtaunend über die primitive und doch in jedem Gegenſtand praktiſche

Einrichtung, und allmählich gewöhnte sich die Stadtdame an den Anblick der häßlichen, alten Sennerin, die behaglich ihre Tabakspfeife rauchte und die Schmarrnspeise goldbraun krusten ließ. Der Duft aus der Pfanne drang nun doch verführerisch in die Nase, und da Gratt sich beharrlich weigerte, vom Proviant abzugeben, so blieb nur der Entschluß frei, thatsächlich von der Speise zu genießen. Eine Konzession bewilligte der Forstassistent, indem er einen Teil des Cognacvorrates zu Grog preisgab und mit heißem Wasser, Zucker und Cognac einen würzigen, heilsamen Trank bereitete, von dem zum hellen Entzücken auch die Sennerin in einem leeren Milchweidling ein Teil bekam.

Frau Bella aß anfangs zögernd, griff aber bald herzhaft zu und fand den Grog sehr angenehm als Beigabe zu der fetten Speise.

Wortlos sah die alte Sennerin dem Paare zu und schlürfte den süßen Trank, dazwischen eifrig rauchend.

„Sie leben also an Wochentagen immer von dieser fetten Kost?“ fragte Bella.

Die Sennerin ſpuckte erſt, bevor ſie ſprach: „Diemalen werden auch Kasnocken 'kocht!“

„Und was eſſen Sie an Sonntagen? Ich ſehe kein Bratrohr!“

Gratt lachte beluſtigt auf: „Bratrohr auf der Hochalm iſt gut!“

„Ich bitte: die Sennerin wird doch an Feiertagen gebratenes Fleiſch genießen wollen!“

„Köſtlich! Nein, gnä' Frau! Auf einer Hochalm gibt es niemals etwas anderes als Schmalzkoſt, nahezu vier Monate hindurch immer das gleiche!“

„Gräßlich! Und friſches Brot gibt es auch nicht?“

„Doch! Alle zwei Monate bringt der Knecht einen Laib Schwarzbrot herauf. Kommt oft vor, daß der Brotreſt mit dem Beil zerkleinert und dann in Waſſer oder Milch aufgeweicht werden muß.“

„Sehr verlockend! Und wenn ſo eine vereinſamte Perſon krank wird? Wer holt den Arzt?“

„Kommt nicht vor, und wenn doch, ſo muß Mutter Natur helfen! Gegen Blitztod iſt auch kein Kraut gewachſen, und alle Tage ſtürzt eine Sennerin nicht ab.“

„Gott! Da ist es unten in Sankt Veit bei aller Einsamkeit doch noch sehr gut bestellt! Wir verfügen sogar über mäßigen Komfort und haben zum mindesten das Nötigste zum Leben!"

„Sehen Sie, gnä' Frau: der erste Vorteil einer Hochtour zeigt sich bereits, die Erkenntnis dessen, was wir Gutes unten haben, bricht sich Bahn und führt zur Zufriedenheit!"

Bella nickte und fragte dann die Sennerin nach der Schuldigkeit.

„Nix als 's Wiederkemma (Wiederkommen) bist schuldig, 'bald (wenn) D' mir 'n Tobak mitbringst!" antwortete grinsend das Weib.

„Gern soll der Wunsch erfüllt werden! So billig hab' ich noch nicht gespeist!" lachte Bella.

Nach kurzem Abschied ward der Marsch fortgesetzt. Immer aufwärts, wieder hinunter, pfadlos über Schutthalden empor, immer geringer ward die Vegetation, eine Jochhöhe wurde erklommen, deren Schneide einen wundersamen Blick in die gleißende Berglandschaft gestattete. Wildzerrissene Wände, gähnende Klüfte, Spitze an Spitze grauen Gesteins. Keuchend stand Frau Bella auf der brüchigen

Schneide, den trunkenen Blick in dieſe gewaltige Wildnis gerichtet.

Der zunehmenden Hitze wegen drängte Gratt zum letzten Anſtieg auf den Gamskarſtein. Noch zeigten ſich keine beſonderen Anzeichen für eine Wetterveränderung, nur die Luft zitterte.

Ein Pfiff ſchreckte Frau Bella auf.

„Gemſen!“

„Wo?“

„Rechts von Ihnen, ſie ſauſen unten durch!“

Der Blick Bellas vermochte den flüchtigen Gemſen nicht zu folgen, und in einer aufſteigenden Schuttwolke verſchwanden die Alpengazellen.

Wieder ward es todruhig auf der einſamen Höhe, ſchweißtriefend ſtieg das Paar im Rücken des brüchigen Gamskarſteins aufwärts, Frau Bella bereits ermüdet und unſicher, ſo daß Gratt die Dame im Zickzackſteigen ſtützen mußte. Und das war gut und vorſichtig, denn mit jedem Schritt wich das Geröll.

„Nur noch eine halbe Stunde, dann ſind wir oben!“ ſprach Gratt und holte tief Atem.

„Ich kann nicht mehr!“ ſtöhnte Bella und hielt inne.

„So ſtehen Sie wenigſtens ruhig!“ Der Aſſiſtent blieb der erſchöpften Dame zur Seite, hielt jedoch Umſchau des Wetters wegen und zuckte zuſammen. Unheimlich genug ſtarren die Felszinnen herüber, in einem Farbengemiſch von ſchwarz und graurot, ſchwarz der Himmel im Weſten, ſtahlblau über den Wanderern, grau in entgegengeſetzter Seite. Zum Greifen nahe ſind die Koloſſe gerückt und plötzlich ſcheint es, als weichen ſie eilig wieder fort. Eine tiefdunkle Wolkenwand jagt heran, ein Windſtoß fährt kalt durch die erhitzte Luft, jäh-pfeifend, und dumpf dröhnt der Donner aus dem dräuenden Gewölk.

Bella zitterte vor Angſt.

„Schnell ſeitlich in die Felſen!“ rief Gratt und riß die Dame an ſich, ſie um die Hüften faſſend und mit ihr in raſendem Laufe der Vorderſeite des klippenreichen Gamskarſteins zuſpringend.

In ſchweren Strichen fällt dicker Regen, windgepeitſcht heranjagend, Nacht wird es plötzlich, Blitze zucken, ſchlagen knatternd in Geſtein, Trümmer ſtürzen, ein Wolkenbruch praſſelt mit Hagel untermiſcht in die Wildnis.

Mit Mühe vermochte Gratt eine Gufel im Geſtein zu erreichen, mit kräftigem Ruck ſtieß er die Dame in die kleine Höhle und gebückt ſuchte er ſelbſt Unterſchlupf, hart an der Seite Bellas.

Noch ein furchtbarer Blitz mit Gedonner, als ſollte der Bergkoloß berſten, dann ward es plötzlich ruhig, unheimlich ſtill, und ſelbſt der Regen hörte für einen Augenblick auf, kalter Luftzug ſtreicht durch die Hochwildnis, eiskalt. Mit einem Male aber beginnt es zu knattern, immer heftiger, ein Orkan bricht los, ein entſetzliches Hagelwetter praſſelt hernieder, ein weißes Chaos, das in betäubendem Lärm das Firmament mit der Erde verbindet, blendend, vernichtend, was ſich an Lebeweſen im Bereich dieſer Himmelsgeſchoſſe befindet. Knatternd ſchlagen die großen Hagelkörner auf den Felſen auf, kollern knirſchend die Platten hinab, ſtürzen in dichten Maſſen wie ungeheurer, dicker, weißer Staub in die Tiefen, und Felsblöcke, Millionen Steine losgeriſſenen Gerölls poltern mit, toſend, krachend zerſchellend.

Ein Felsſtück ſchlägt mit furchtbarer Wucht auf die vorſtehende Gufelwand, krachend bricht ein Teil

derſelben ab, ſtürzt zu Boden und reißt die Karzunge in die gähnende Tiefe.

Entſetzt, mit weitaufgeriſſenen Augen ſtarrt Bella vor ſich hin, das furchtbare Schauſpiel ereignete ſich kaum einen Meter vor dem zuckenden Körper, ſo nahe war der Tod erſchienen.

Gratt hatte im Augenblick die Dame mit jähem Stoß nach rückwärts gedrückt und zur Abwehr des zu befürchtenden Steinfalls ſich über Bella geworfen, ihren Körper deckend und ſeinen Rücken preisgebend.

Bella ſchrie verzweiflungsvoll und ſuchte den Mann von ſich zu ſtoßen.

„Ruhig! Sonſt ſind wir beide verloren!“ ſchrie Gratt und hielt die Dame gewaltſam niedergedrückt am ſteinigen Boden der Gufel.

Zahlloſe Hagelkörner praſſelten herein, da das vorſpringende Felsdach abgebrochen in die Tiefe geſtürzt iſt, und rutſchen hinunter. Ein klaffender Riß iſt vor der Gufel entſtanden, das Geröllfeld hinweggeriſſen.

Noch eine Weile tobte der Orkan, dann ſchwächte ſich das Geknatter ab, vereinzelt ſchlagen noch Hagelkörner auf die Felsplatten, und jäh lacht wieder die

Sonne hernieder, ein wunderſam Spiel zaubernd in der weiten Eisdecke des Hagelfeldes.

Mit größter Vorſicht erhob ſich Gratt und ſuchte eine Körperdrehung im engen Raum zu bewerkſtelligen, die ſich nur dadurch ermöglichen ließ, daß Frau Bella ſich völlig an die Rückwand der Höhle preßte. Nun mit dem Kopf nach vorn gewendet, kroch Gratt vorwärts und blieb wie gelähmt vor Schreck liegen.

„Teufel! Alles weggeriſſen! Nun ſitzen wir wie die Maus in der Falle!“

„Um Gottes willen, was iſt geſchehen?“ rief die Baronin, am ganzen Leibe bebend.

„Ruhig! Nicht rühren! Es wird ſo ſchlimm nicht ſein!“

„Gott! Mir wird übel! Ich ſterbe!“

„Unſinn! Das kommt ſpäter! Ich werd' ſchon noch einen Ausweg finden! Nur ruhig bleiben!“

„Luft, Luft!“ kreiſchte, nach Atem ringend, Bella.

„Hab's ja befürchtet! Zu eng geſchnürt! Weiberdummheit!“

Ein Röcheln drang von der Felswand her.

Gratt erkannte die Gefahr; in dieſem Moment

kann es keine Schicklichkeitsfrage geben. Der Assistent kroch zurück, riß das Korsett auf, nestelte die Bänder los und warf das Zeug hinaus zur Höhle, den Busen mit seinem Wettermantel bedeckend. Hastig ergriff Gratt verstreut liegende Hagelkörner und preßte das kühlende Eis auf Bellas Schläfen, mit dem Erfolg, daß die Dame alsbald zu sich kam. Die Situation erkennend, wollte Bella schreien, doch Gratt mahnte zu augenblicklicher Ruhe, flößte der Dame etwas Cognac aus seinem Fläschchen ein und gab Bella ein winzig Stückchen Eis zum Schlürfen, um das Brennen im Gaumen zu mildern.

„Keine Zimperlichkeit, Frau! Vor uns steht der Tod! Ruhe, Ruhe!“

Von Todesangst erfaßt, jammerte Bella und weinte.

„Das Kleid zuknöpfen! Halten Sie sich bereit! Ich versuche auszusteigen! Keine Angst! Ich hole Sie!“

Dank einer außerordentlichen Körpergeschmeidigkeit vermochte Gratt schlangengleich den Höhlenausgang zu durchkriechen, vor dem klaffenden Riß aber blieb er abermals liegen, die böse Situation machte den erprobten Gebirgler erschauern. Kommt er viel-

leicht über den Riß hinweg, wie wird er die Dame in Todesangſt hinwegkriegen ohne Seil?

„Seil! Hm!“ brummte Gratt und dachte nach, um dann wieder zurückzukriechen, die Tragriemen des Rucksackes abzunehmen und miteinander feſt zu verknüpfen. Sodann nahm der Aſſiſtent ſeinen Leibriemen ab und band dieſen an die Rucksackbänder, dazu noch ein Strickendchen, das er zufällig in der Joppentaſche hatte. „Viel und lang iſt's nicht, aber es wird helfen! Und ſo Gott will, hält es! Fertig machen, gnä' Frau! Kriechen Sie mir nach, behalten Sie das Riemenzeug feſt in der rechten Hand. Sobald ich anziehe, richten Sie ſich auf, halten das Seil feſt, ſo Ihnen das Leben lieb iſt, nicht loslaſſen, ſelbſt dann nicht, wenn der Arm knackſt! Jetzt, Herrgott, ſteh uns bei! Feſthalten!“

Erkennend, daß nur dieſer Mann ihr das Leben retten kann, gehorchte Bella willenlos und kroch bis zur Gufelmündung, feſt das Ledernotſeil um das Armgelenk gewunden haltend.

Schlangengleich wand ſich Gratt hinaus und unterſuchte die Lage; hinunter geht es in den Tod, ſeitlich gibt es weder rechts noch links einen Ausweg, alles

weggeriſſen. Bleibt nur noch die Möglichkeit, zu verſuchen, nach oben der Mauſefalle zu entkommen. Gratt informierte die Dame diesbezüglich, ließ das Roiſeil liegen und ſchwang ſich mit tollkühnem Satz auf das Gufeldach, juſt im rechten Augenblick, denn abermals bröckelte ein Stück Geröllbodens von der Gufelmündung ab und ſauſte in die Tiefe.

Bebend kroch Bella zurück, unfähig zum Denken, den grinſenden Tod vor Augen.

Gratt wußte nun, daß die Dame nicht länger mehr in der Gufel bleiben dürfe; wie ſich ein Ausſtieg an dem Felslabyrinth werde bewerkſtelligen laſſen, das mag dem Allmächtigen überlaſſen bleiben. Sich auf dem Felsdach niederlegend, langte Gratt mit dem Arm hinunter und befahl, es ſolle Frau von Feldberg ihm das eine Seilende in die Hand geben.

Zweimal mußte dieſer Befehl wiederholt werden, bis Bella ihn verſtand, dann aber das Seil ſo unſicher, ſchwankend hinaufreichte, daß Gratt ſich entſchließen mußte, das Rettungswerk augenblicklich vorzunehmen, wenn ein ſicher drohender Abſturz der energielos gewordenen Frau vermieden werden ſoll.

„Achtung! Festhalten! Ich ziehe Sie herauf! Eins, zwei, drei!“

Bella ward aufgerissen, stand schwindelnd vor der gähnenden Kluft und zitterte wie Espenlaub.

Kaum zog Gratt an, schrie Bella vor Schmerz, das Seil schnitt ein in das Handgelenk.

„Die linke Hand herauf! So! Achtung! Hopp!“ schrie Gratt und riß die Frau mit aller Kraft zu sich herauf.

Bella kam in Kniehöhe oben an, schlug sich die Knieschеiben am Felsrand an und fiel, im letzten Augenblick Gratts Knie umfassend. Doch ebenso rasch hatte der Assistent zugegriffen und Bella in die Höhe gerissen. „So! Heroben sind wir! Nun setzen Sie sich hier mitten in das Gufeldach, hübsch ruhig! Ich hole den Rucksack!“

„Nein, nein! Bleiben Sie bei mir! Ich verzichte auf den Rucksack!“ rief weinend vor Angst die Baronin.

„Aber ich nicht! Wir brauchen den Proviant sehr notwendig!“

„Heim möcht' ich!“

„Ich auch! Ruhig! Gleich bin ich wieder da!“

Springen wollte Gratt nicht wegen erneuter Gefahr einer Bodenabbröckelung, er ließ sich sachte der Länge nach hinunter, kroch in die Gufel, kam mit dem Rucksack, dessen Zipfel er zwischen den Zähnen hielt, zurück, erhob sich blitzschnell, warf den Sack hinauf und schwang sich augenblicklich noch oben. Wieder rutschte ein Stück des Geröllbodens in die Tiefe. „Fahr zum Teufel!“ lachte der Assistent, „die Hauptsach' haben wir!“

Eine noch viel wichtigere Sache ward nun aber das Studium der Felsen, um mit der verzagt gewordenen Dame aus der Wirrnis und thalwärts zu kommen. Für sich allein könnte Gratt den Abstieg leicht abkürzen, einfach von Platt zu Platt springen und auf einem beliebigen Felsband keck und verwegen niedersteigen. Doch einer sportungewohnten Dame kann ein solcher Abstieg unmöglich zugemutet werden. Hinauf versperrt eine gut klafterhohe Prallwand den Ausstieg, es gibt nur ein seitliches Ausbiegen und das muß mit ganz besonderer Vorsicht bethätigt werden.

Der Assistent überlegte, immer scharf äugend, er legte sich an den äußersten Rand, um in die Tiefe

blicken zu können. Plötzlich rief er: „Es wird gehen! Nur Courage!“ Sich erhebend, griff Gratt die Lederleine auf, prüfte sorgfältig deren Verknotung und bat Frau von Feldberg, sich nun gefälligst anseilen zu lassen.

Wohl zitterte Bella am ganzen Körper, sie fügte sich aber völlig den Anordnungen ihres Begleiters, der allein sie zu Thal bringen kann. Etwas wie Reue, sich in eine solch waghalsige Partie eingelassen zu haben, bewegte das Herz neben dem Angstgefühl.

Gratt hielt die Dame an dem primitiven Lederseil und ließ sie sorgsam vom Gufelplatt zum nächst tiefergelegenen Felsplateau hinab. Mit knapper Not reichte der Gurt so weit.

„Stehen Sie fest?“

„Ja!“

„Gut! Lassen Sie das Seil etwas locker, ich komme nach!“ rief der Assistent, warf den Rucksack voraus und ließ sich hinunter, die letzte Distanz im Sprung nehmend. „So! Der Anfang ist gemacht! Nun muß ich weiter studieren! Feines Studium, was? Theorie und Praxis hart beieinander!“

„O Gott! Wenn wir nur schon unten wären!“

„Nur Geduld! Wenn Sie zappeln, kommen wir sehr schnell hinunter, aber mit den Köpfen voraus! Der Kopf ist zwar kein ‚edler' Teil, er verträgt aber einen Sturz von etwa tausend Fuß doch nicht!"

„Schrecklich! Und in solcher Not machen Sie auch noch schlechte Witze!"

„Gewiß, mit vollem Recht! Nur der Humor hilft solche Situationen überwinden, gepaart mit der nötigen Schneid!"

„Mir ist durchaus nicht lächerlich zu Mute!"

„Es wird schon gehen!"

Nach sorgsamer Terrainüberprüfung konnte eine abermalige Etappe tiefer erreicht werden; zwar hatten beide blutende Finger, die Kleider wiesen klaffende Risse auf, doch das hat nichts zu bedeuten. Schlimmer ist es, daß der Gurt an einer Stelle vom scharfen Gestein zur Hälfte durchgewetzt ist und nicht lange mehr Dienst leisten wird.

„Hätt' es nicht geglaubt, daß man in diesen Berglein ein Gletscherseil braucht! Wir werden uns eins anschaffen müssen!"

„Ich verzichte!"

„Nur nichts verschwören! Den Schwur, auf

keinen Berg mehr zu gehen, hab' ich ſchon oft gebrochen. Seit ich beim Forſtweſen bin, zwingt mich der Beruf zum Eidbruch. Na, ernſtlich war es ja auch kein richtiger Schwur! Ich wette, gnä' Frau werden ganz anders reden. Iſt ja die Erſtlingstour!"

„Die läßt ſich übel genug an!"

Noch einmal ging es ohne Unfall tiefer. Doch plötzlich ward es dunkel, eine rieſige Nebelwolke zog um die Steilhöhe des Gamskarſteines und ſenkte ſich rapid hernieder, alles umwallend und ſo dicht, daß Gratt ſelbſt erſchreckt rief: „Feſtſtehen! Ihren Arm!" und Frau Bella zum Schutz an ſich zog.

Da ſtand nun das Paar in einem feuchten, weißgrauen Chaos auf winzigem Felsplatt, von dem auch nur ein einziger Schritt an unrichtiger Stelle den Todesſturz bringen muß. Ein entſetzliches Wallen und Wogen der dicken Nebelſchwaden ringsum, ein ungeheurer Dunſt, der die Felſen näßt.

„Wir müſſen uns niederſetzen! Vorſichtig niederlaſſen!" rief Gratt und half der bebenden Dame, ſich gleichzeitig langſam niederſetzend. „So! Nun ſitzen wir und wahrſcheinlich ſtundenlang! Eine ſchöne Beſcherung! Das hat uns noch gefehlt!"

„O Gott, wie wird das enden! Und wie kalt es ist! Wie lange wird diese Gefangenschaft dauern?“

„Bis uns ein Windstoß erlöst! Zum mindesten werden wir einige Stunden sitzen müssen! Für ein verliebtes Paar geradezu ideal! Kein Mensch kann sehen, wie sie sich küssen! Und die grimmigste Gardedame könnte nicht herauf kommen, haha!“

„Wie können Sie nur spaßen!“

„Ich meinte nur! Gnädige wissen nun, wie es zugeht in den Bergen! Stadtmenschen und Kanzleihocker haben davon keine Ahnung!“

„So schrecklich habe ich mir das nicht gedacht! Wenn mein Mann das wüßte! Er ist ohnehin ängstlicher Natur, es könnte sein Tod sein!“

„Ah, glauben Sie doch so was nicht! Die wenigsten Menschen sterben aus Angst! Oha! Mir scheint, es ‚reißt auf‘!“ Mit schnellem Griff zog Gratt sein Messer. „Ha! Gerad' vor uns tief unten zieht unser Weg!“ Flink legte der Assistent seinen Knicker in die Richtung, zog den Kompaß aus der Tasche und bestimmte den Abstiegkurs nach der Magnetnadel. Das war klug, denn abermals fiel dicker Nebel ein, und mit dem Ausblick war es vorbei.

„Haben gnä' Frau Hunger?"

„Ich kann keinen Biſſen eſſen!"

„Wir müſſen uns aber ſtärken! Wer weiß, wie lange unſere Gefangenſchaft währt. Möglicherweiſe bleiben wir hier über Nacht!"

„Entſetzlich!"

Die Vorbereitungen zum einſamen Diner geſtalteten ſich ſchwierig, weil Gratt zu wenig Platz hatte und nicht wagen durfte, von der Stelle zu weichen. Frau Bella mußte beim Rucksacköffnen helfen. Nun konnte in aller Gemächlichkeit ausgepackt werden. Das Entkorken der Flaſche ward umſtändlich. Die Baronin riet zum Halsabſchlagen, doch Gratt wollte das vermeiden, weil man ſpäter noch vom Weine werde Gebrauch machen müſſen. Eine zur Hälfte abgeſchlagene Flaſche kann man nicht transportieren. Das Entkorken gelang ſchließlich doch und Frau von Feldberg mußte einen Schluck nehmen, einen Happen eſſen. Gratt beſtand darauf und tröſtete ſo lange, bis Bella an das Gelingen des Abſtieges wirklich glaubte.

Stunden vergingen. An Gratts Schulter gelehnt ſchlief Bella ein, von Müdigkeit überwältigt,

und der Aſſiſtent hielt getreue Wacht, der Verlockung tapfer widerſtehend, dem zarten, lieblichen Weſen einen Kuß zu rauben. Wäre ja ſchändlicher Vertrauensbruch! Aber ſüß iſt es, in der Einſamkeit ein holdes Weib an der Seite zu haben. Ob der Stubenhocker einer ſolchen Frau wert iſt? Und was man aus dieſem jungen Weibe machen könnte! Anlage zur Alpiniſtin wäre vorhanden, es darf nur die Schneid geweckt werden, dann wird eine kühne Bergſteigerin daraus! „Hm! Das könnte auch bethätigt werden, ſolange die Dame Frau Einnehmerin iſt. Ob ſie dann an der Seite des Kanzleigatten verbleibt, wird eine Frage der Zeit ſein! Schade, daß es bereits Herbſt iſt, viel Gelegenheit zu Hochtouren wird nicht mehr gegeben ſein! Und die Strapaze dieſes Bergausfluges dürfte die zarte Frau noch lange ſpüren! So ſchnell wird eine neue Tour nicht folgen.“

Ein tiefer Seufzer ſtörte den Gedankengang Gratts, Frau Bella erwachte und ſtarrte erſchreckt vor ſich hin, unwillkürlich ſich bewegend.

Haſtig ergriff der Aſſiſtent ihren Arm und mahnte zum Stillſitzen.

Ein Rauſchen ging durch die nebelerfüllte Luft,

die Schwaden wichen nach oben, scharf pfiff der Wind und riß auf.

„Hurra! Nun winkt die Befreiung!“ rief Gratt, versorgte Messer und Rucksack und machte sich reisefertig.

Klar ward es im Felsgebiet, die letzten Sonnenstrahlen flogen herein, baldige Dämmerung kündend.

„Nun müssen wir rasch hinunter und zwar in veränderter Reihenfolge. Ich steige voraus, Sie klettern und springen nach! Keine Angst, ich fange Sie schon rechtzeitig in den Armen auf!“

Frau Bella nickte nur, sprechen war ihr unmöglich; die alte Angst war wieder in der Brust.

Wohl gelangte Gratt rasch tiefer, doch Frau von Feldberg konnte sich zum etwa klafterhohen Sprung nicht entschließen.

„Vorwärts! Es passiert nichts! Ich fange Sie auf!“

Noch zauderte Bella.

„In Teufels Namen, springen Sie!“

Die Grobheit wirkte, Bella wagte den Sprung und fiel in des Assistenten Arme.

„Na, also! Und jetzt fahren wir durch das Geröllfeld ab, eine feine Rutschpartie!“

„Ja, aber es werden die Kleider in Fetzen gehen!“

„Sei's darum! Es preſſiert! Schon dämmert's! Wir verlieren mit langſamem Abſtieg zu viel Zeit! Hoppla, Madam Renz!“

Gratt nahm die Dame in den Arm und ſprang keck in das Geröllfeld, das, hierdurch in Bewegung geſetzt, in ſauſender Eile in die Tiefe rutſchte. Sitzend fuhr das Paar mit, um am Ende der Karzunge rechtzeitig aufzuſpringen und in den graſigen Grund zu hüpfen.

Zum erſtenmal lachte Frau Bella und ſpottete über das verriſſene Ausſehen ihres Begleiters.

„Na, hoffähig iſt die Toilette der Gnädigen auch nicht! Aber wir ſind heil herunter und in einer feinen Gegend, will mir ſcheinen!“

„Wo ſind wir denn?“

„Poetiſch ſind die Namen dieſer Örtlichkeit nicht, etwas weiter unten heißt es zum ‚Sauboden‘, und rechts davon zieht der Bärfackelgraben! Doch nun tapfer ausgezogen! Wir haben reichlich vier Stunden heim!“

„Iſt noch zu klettern?“

„Buckel auf, Buckel ab, auch mal durch einen

Bach und grob die Steige! Nur munter mit, es hat keine Gefahr mehr!“

„Bravo! Nun freut mich die Partie! Wollen wir nicht einen Schluck auf die Rettung trinken?“

„Reſpekt, gnä' Frau! Ich hab' es ja geſagt, herunten kommt die Schneid wieder! So wie heut iſt's ja immer, die Berg' laſſen nicht jeden herein, die Schönheit will errungen ſein, und der tüchtige Alpiniſt kommt durch alle Fährlichkeit, ſo er nicht leichtſinnig iſt. Alſo proſt, Frau Baronin!“

„Proſit! Ich danke Ihnen herzlichſt! Sie haben mich die Wunder der Alpennatur ſchauen laſſen, treulich geführt und glücklich herabgebracht! Ich ernenne Sie zu meinem Kavalier! Die nächſte Tour mache ich wieder mit Ihnen!“

„Sehr gütig! Ich ſtehe zu Dienſten! Aber nun müſſen wir wirklich ſcharf marſchieren! Die Ankunft wird ohnehin in finſterer Nacht ſtattfinden.“

„Eine Stunde früher oder ſpäter hat nichts zu bedeuten!“

„So? Der Allergnädigſte wird ſich aber ſorgen!“

„Soll nur warten! Ich muß mich auch demütig bis zum Schluß der Amtsſtunden gedulden!“

Gratt hatte nun auch keine Eile mehr; drängt die Gnädige nicht nach Hause, dem Garçon kann es gleichgültig sein.

Das Marschieren in dunkler Nacht auf grobem Gestein, löcherigem Boden, über Geröll, Baumäste, morastige Wiesen mochte Frau Bella denn doch unterschätzt haben, sie jammerte bald und verlangsamte den Schritt.

Nun ward es ein Schleichen, und Gratt mußte die Dame Schritt für Schritt stützen, endlich tragen, Bella war willenlos geworden, übermüdet. Ihr Köpfchen lag an seinem Halse, Brust an Brust. Der sehnige Mann trug das Frauchen so leicht auf den Armen, wie wenn es ein Bausch Daunen wäre; nur langsamer, vorsichtiger ward sein Schritt. Manchmal stolperte Gratt aber doch, und zusammenschreckend legte Bella den linken Arm um seinen Nacken.

Der Veilchenduft aus Bellas Kleidern drang süß schmeichelnd in des Trägers Nase, ein nervenreizendes Gefühl verursachte es, wenn die Frauenhand seinen Hals sanft berührte. Eine köstliche Situation, nur zu finster und der Steig zu grob.

„Bin ich Ihnen nicht zu ſchwer?“ flüſterte Bella.

„Nein! Kinderleicht! Nur verdammt finſter! Oha!“ Beinahe hätte Gratt die Dame fallen laſſen, er war in ein Kiesloch getreten und hatte die Balance verloren. Doch flink ſtand der Forſtmann wieder feſt auf den Beinen und ſorglich trottete er mit der ſüßen Laſt auf den Armen den Hang hinab und hinein in den Fichtenwald. Der Weg geſtaltete ſich nun beſſer, ging eine Strecke ſogar völlig eben, doch war es ſo finſter, daß abſolut nichts mehr zu unterſcheiden war. Iſt es Gefühlstäuſchung, überreiztes Empfinden oder iſt es wirklich ein Kuß auf die Wange geweſen? Gratt wußte es nicht, leicht zuckte er und ſchritt langſam, gleichſam mit den Füßen den Steig betaſtend, weiter.

Eine beſeligende Stimmung erfaßte Frau Bella. Iſt doch dieſer Mann ganz anders als der Gatte, kraftvoll, energiſch, mutig in Gefahr, das Leben einſetzend, um ein anderes zu retten. Kein zweiter wird zu finden ſein, der den ſchwierigen Abſtieg in ſo bewundernswerter Ruhe und Sicherheit bewerkſtelligen würde. Ein ganzer Mann, dem das Empfinden ſchier mit Übermacht entgegendrängt, eine Sehnſucht,

wie ſie noch nie im Herzen gefühlt ward. Ob dieſer Mann der Rechte wäre? Jäh ſchrak Bella auf im Gedanken an die Feſſel, die ſie an den Gatten bindet, und aufdringlich ward ein weiterer Gedanke: Löſung eines übereilt geſchloſſenen Bundes. Aber wird ſich das ſo leicht, einfach und ohne Verdruß bewerkſtelligen laſſen? Nur keine Mühen, keine unangenehmen Stunden! Wenn es mit einem Wort, noch lieber mit einer brieflichen Zeile abzuthun wäre? Und was würde wohl der Aſſiſtent ſagen, wenn — — Bella zwang die wirren Gedanken nieder, und klammerte ſich feſter an Gratts Nacken.

„Iſt Ihnen was?“ rief mit rauher Stimme der Aſſiſtent.

„Nein, nein! Sie ſind ſo lieb und gut! Ich werde doch wieder verſuchen zu gehen!“

„Bleiben Sie ruhig! Meine Kraft reicht leicht aus!“ Schier heiſer klang ſeine Stimme vor Erregung, und vor den Augen flimmerte es trotz der rabenſchwarzen Nacht im dunklen Fichtenwald.

Bella bebte an des ſtarken Mannes Bruſt, der Drang, ihn zu küſſen aus Dankbarkeit und Herzensneigung, ſchien übermächtig werden zu wollen, es

kreiſen die Gedanken wie toll, es ſiedet das junge Blut. „Verräterin!“ klang es plötzlich in den Ohren. Wer hat gerufen? Mitten in Waldeswildnis? Gratt kann es nicht geweſen ſein, er kämpft ja fühlbar den gleichen Kampf, der Gatte weilt ſtundenweit entfernt —!

„Loslaſſen! Ich will herunter und gehen!“ Ächzend hatte es Bella gerufen, den Arm von Gratts Nacken genommen, und energiſch ſtrebte ſie loszukommen.

Gratt ſtellte die Dame auf den kieſigen Boden und wiſchte ſich wortlos den Schweiß von der Stirn.

„Ich ſeh' gar nichts, nicht einmal die Hand vor den Augen!“ jammerte Frau Bella.

„Ich auch nicht! Wir müſſen eben taſten, uns auf die Füße verlaſſen! Reichen Sie mir die Hand, ich führe Sie!“

Hand in Hand ſchritt das Paar weiter. Als der Wald durchſchritten war, zog der Gangſteig wieder durch felſiges Terrain, ſcharf im Gefälle.

„Wo ſind wir?“ fragte Bella, der die Knie zu ſchlottern begannen.

„Im letzten Stück unſerer Wanderung! Nur

noch einen halben Büchſenſchuß Weg, und Sie werden links die Lichter von Sankt Veit erblicken!"

„Gott ſei Dank! Aber es geht furchtbar ſteil hinab!"

„Ich werde Sie wieder tragen!"

„Nein, ich will nicht!"

„Gut! Dann gehen Sie hart hinter mir! Mein Rücken ſchützt Sie vor dem Abſtürzen!"

„Iſt das der Weg, den wir in aller Früh heraufgeſtiegen ſind?"

„Ja!"

„Dann beſteht Gefahr, jetzt zur linken Seite!"

„Stimmt! Sie dürfen eben nicht einen Schritt abſeit machen, genau hinter mir! Beſſer noch, ich trage Sie Huckepack!"

„Nein! Danke!"

„So legen Sie die Hände auf meine Schultern und marſchieren ſtramm hinter mir!"

Das that Frau Bella, und langſam ging es zu Thale.

Glühwürmchen gleich tauchten an den unteren Serpentinen Lichter auf und Rufe wurden hörbar.

Gratt ſtutzte und blieb ſtehen. „Verdammt!

Sie ſuchen uns! Das hat noch gefehlt und für Spott in der ganzen Teuchel brauchen wir nicht zu ſorgen!"

„Es wird mein Mann mit Hilfsperſonal ſein! Licht kann uns nur erwünſcht ſein!"

„Aber ich bin als Ihr Führer blamiert! Ein Forſtmann braucht kein Licht im Berg!"

Die Laternen kamen höher herauf, Männerſtimmen huppten, doch Gratt gab keine Antwort. Dafür rief Bella jauchzend: „Hier! Nur herauf!"

Ein Viertelſtündchen ſpäter ſtand Alfred, dem Angſt und Sorge die Stimme erbeben machte, vor Gratt, drängte nach flüchtigem Grußwort an ihm vorbei, und ſtürzte auf die Gattin mit ausgebreiteten Armen: „Bella! Du lebſt! Gott ſei geprieſen!"

Grenzaufſeher mit Laternen beleuchteten dies Wiederſehen.

Bella erwiderte die Umarmung kaum. „Mach doch kein Aufſehen! Ich bin heil dank der ſicheren Führung! Sprich Deinen Dank Herrn Gratt aus, das iſt wichtiger und beſſer am Platz!"

Zum Aſſiſtenten gewendet, wollte Baron Feldberg ein Dankeswort ſagen, doch Gratt war ſchon

im Abſtieg begriffen und knurrte: „Keine Urſach', Herr Baron!"

Bei Laternenſchein war der letzte Abſtieg Spielerei, in der Thalung angelangt, reichte Alfred der Gemahlin ſeinen Arm. Wo der Weg vor den Sauerwieſen gabelt, verabſchiedete ſich Gratt kurz und kühl und ſchritt den Seitenpfad zum Dorfe weiter.

„Ein ſonderbarer Geſelle!" meinte Alfred.

„Herr Gratt wird müde ſein! Es iſt beſſer ſo! Nun aber heim, ich bin zum Umfallen müde!"

„Es iſt Wahnſinn! Eine Frau und eine ſolche Tour vollführen! Gott, welche Angſt hab' ich ausgeſtanden! Du gehſt mir nie wieder hinauf! Dein Platz iſt an meiner Seite!"

„Wirſt Du wohl ſtill ſein! Eine männliche Gardinenpredigt im Moos bei Laternenſchein vor Grenzaufſehern! Nicht übel!"

„Nie wieder, ſag' ich Dir!"

„Still, Alfred!"

Man war vor dem Zollhauſe angelangt. Der Einnehmer dankte den dienſtwilligen Aufſehern für die freundliche Begleitung und führte die Gattin in die Privatwohnung hinauf. Erſt mußte der

Wortſchwall der hocherfreuten Küchenfee überſtanden ſein, dann konnte Feldberg zu Wort kommen. Aber viel Glück hatte er mit ſeiner Strafrede nicht, Bella lachte, befahl Eierwein, und ſuchte alsbald das Bett auf, in deſſen Daunen ſie den Stärkungstrank ſchlürfte, um dann in todähnlichen Schlaf zu ſinken.

Mit dem Vorſatz, der Gattin morgen den Standpunkt gründlichſt klar zu machen, ſchlief Alfred ein, von banger Sorge befreit.

IV.

So klein das Dorf Hochblößen ist, hatte es doch der Zementfabrik und sonstiger industrieller Etablissements wegen ein „zweispänniges“ Amt insofern, als ein Postfräulein ausschließlich für den Postdienst verpflichtet war, den Telegraphendienst jedoch in einer anstoßenden eigenen Kanzlei ein Fräulein, gemeiniglich die „Telegraphistin“ genannt, zu versehen hatte. Fräulein Grete Zillner galt weitum als eine Schönheit und war ob ihrer prachtvollen Rehaugen und des klassisch schönen Wuchses mit einer entzückenden Büste Gegenstand allgemeiner männlicher Verehrung. Es gab ein Bedauern in mehrfacher Beziehung insofern, als die Schwärmer das bildhübsche Mädchen lieber in der leichter zugänglichen Postkanzlei wissen möchten, wo man beim Kauf billiger Briefmarken Besuchsgelegenheit findet und dabei schmachten kann. Im Telegraphenamt

ist ein Besuch erschwert, die kleinste Depesche kostet sechzig Heller und bei Aufgabe eines Telegramms muß man doch immerhin wissen, wem man eine Depesche schickt. Irrtum in der Thür ist allenfalls einmal möglich, wiewohl die Absichtlichkeit der Thürenverwechslung nahezu handgreiflich erscheinen muß, denn das Amtsschild an der Kanzleithür enthält ungemein große Buchstaben: K. K. Telegraphenamt.

Ein weiteres Bedauern bestand infolge einer Unnahbarkeit der schönen Telegraphistin im außerdienstlichen Verkehr. Marmorkalt ist Fräulein Grete, tugendhaft, sittenstreng, und nach männlicher Meinung wahrscheinlich der Schönheit sich wohl bewußt, daher die Kälte ein Schutzmittel gegen zudringliche Schwärmer sein dürfte. In keinem Amt des Kronlandes werden so viel nichtssagende Depeschen aufgegeben als in Hochblößen und das nur der schönen Telegraphistin wegen. Zwar ist die allererste Blütezeit dieser Mädchenblume vorüber, aber entzückend ist Fräulein Grete auch mit ihren fünfundzwanzig Jahren immer noch, begehrenswert sinnverwirrend schön, dabei taub gegen jede Schmeichelei. Eine

„Feſtung", die zu belagern ſchier jeder verſuchte und als vergeblich nach einiger Zeit wieder aufgab, dabei aber geſtehend, daß dieſes Geſchöpf wert ſei, vom Fleck weg geheiratet zu werden. Mit ſeltener Ruhe verwaltete Fräulein Grete das anvertraute Amt, immer höflich gegen die Parteien, gefällig, hilfsbereit Leuten gegenüber, die mit der Schreibkunſt und Abfaſſung von Depeſchen auf Kriegsfuß ſtanden, doch eiskalt den Männern gegenüber, die ſich über den Seelenzuſtand der Dame den Kopf zerbrachen. Hat die herrliche Maid bitteren Schmerz erlitten oder iſt die Kälte im Verkehr Berechnung, ein Warten, bis ein Beſſerer, der Rechte in richtiger Stellung kommt, oder ungewöhnlicher Mädchenſtolz? Geradezu unglaubliche Gerüchte liefen in der Gegend diesſeits und jenſeits der nahen Grenze um, unſinniges Geſchwätz, das ſich zur platten Bosheit verdichtete in der kraſſen Behauptung: Grete Zillner ſei die „Braut des Pfarrers". Es wußte jedermann, daß der Pfarrer kraft des Cölibates niemals heiraten darf und kann, es iſt ſolche Behauptung Böswilligkeit und ſtrafbare Verleumdung, aber geglaubt wurde ſie doch, und weil es Thatſache iſt, daß der Orts-

pfarrer einmal wöchentlich Briefmarken in der Poſtkanzlei kauft, wurde dieſer harmloſe Gang auf das Telegraphenamt zur Marmorſchönheit erweitert und Fräulein Grete in Beziehung zum braven Pfarrer gebracht, von dem es heißt, er laſſe die Telegraphiſtin nicht heiraten, weil er ſie ſelber gern ſehe und wahrſcheinlich liebe. Die Herren „Belagerer" glaubten ſolchen Unſinn mit Freuden, nur der Grenzoberkontrolleur von Sankt Veit nicht, der ſeine Privattelegramme aus Herzensgründen ab und zu in Hochblößen aufgab. Briefe zu telegraphieren koſtet bei aller Kürze viel Geld, doch das Herz fragt nicht nach Mammon, und Lauber läßt des Monats ein- oder zweimal völlig harmloſe Nachrichten oder Anfragen um das Befinden einer Tante, der im Leben noch kein Brief gewidmet worden, durch den ſtaatlichen Draht befördern, ein auffälliger Luxus, der allein den Beſuch der Telegraphenkanzlei in Hochblößen rechtfertigen kann und eine Abweiſung des Beſuches unmöglich macht. Manches Glas Bier blieb ungetrunken, manche Cigarre wurde nicht gekauft, um Geld zum Telegraphieren einzuſparen.

Fräulein Grete ſaß eines Tages in ihrer Kanzlei,

die mit Spätlingen der Flora und Blattpflanzen hübsch geschmückt ist, und nahm am Morse-Apparat eine eingelaufene Depesche ab. Die Papierkurbel schnurrte, die schmalen Streifen rollten ab, und eben wollte die Telegraphistin die Kollationierung zurückgeben, da versagte plötzlich der Apparat, es muß die Leitung irgendwie unterbrochen sein. Alles Klopfen ist vergeblich. Betroffen guckte das schöne Mädchen auf den Apparat, nach einem Defekt suchend, doch alsbald erkannte die Beamtin, daß der Fehler auswärts, vermutlich irgendwo auf dem Gestänge stecken müsse.

Sofort verständigte Grete den Postmeister, der einen Mann herbeirief und der Telegraphistin zur Verfügung stellte. Das Fräulein gab mit klaren Worten Ordre, dem Gestänge so lange nachzugehen, bis der Leitungsbruch gefunden werde; alsdann solle der Mann die wahrscheinlich umgefallene Telegraphenstange aufrichten und die Drähte provisorisch befestigen. Nach Vollendung dieser Arbeit müsse der Mann sich im Telegraphenamt wieder melden, das sei unumgänglich nötig.

„Sehr wohl!“ antwortete der Handwerksmann und ging der Drahtleitung nach.

Für Grete war nun eine unfreiwillige Unthätigkeit gegeben, die möglicherweise einen halben Tag währen kann. An Arbeit gewöhnt, nahm das Fräulein sogleich die Erledigung einiger Akten vor. Doch nicht lange blieb die „unterbrochene Telegraphistin“ ungestört, es prasselte ein alter Bauer in die Kanzlei*), der ein Paar derbgenagelte Bergschuhe in der Faust trug und sich am Holzgitter, welches den Arbeitsraum umschloß, aufpflanzte.

Grete erkannte auf den ersten Blick, daß wieder einmal Post und Telegraph verwechselt worden ist, und bedeutete den Bauer, daß die Postkanzlei nebenan sich befinde.

„I bin da schun reacht!“ rief der Bauer.

„Ihr wollt doch die Schuhe fortschicken? Das geht nur per Fahrpost! Ihr müßt das Paket in der Postkanzlei aufgeben! Hier ist das Telegraphenamt!“

„Gonz richtig!“

„Nun, dann geht hinüber zum Postfräulein!“

*) Nachstehend geschilderte Episoden sind thatsächliche Ereignisse, aus Fachkreisen dem Verfasser zur Verfügung gestellt.

„Na! I mog nit! I will die Schuach meinem Seppl teligraphiſch ſchicken! Woaßt, der Seppl wird morgen von der Militär verbeurlaubt, er muß die Schuach no' heunt kriagen. Hun mi öppas verſpatet, hiazt preſſiert's aber damiſch!"

Lächelnd und geduldig belehrte Fräulein Grete den dickköpfigen Bauersmann, daß man handgreifliche Sachen nicht telegraphiſch ſenden könne.

„Ah na! Du mogſt grad nit! Biſt halt a damiſches Weibets! I rat' Dir im gueten: gleich ſchickſt 'm Seppl die Schuach!"

„Mann, habt doch ein Einſehen! Man kann ja nur Worte telegraphieren!" erwiderte geduldig Fräulein Grete.

„Dös iſcht gnetta (nur) a Plunder! I woaß es ganz genau, erſt geſtern haſt mein' Nachbarn zwanzig Gulden teligraphiſch fortg'ſchickt! Wenn Dir der Nachber öppa a Trinkgeld 'geben hat, gib i Dir au' oans! Aber fort müſſen die Schuach, heunt no', in dera Stund' müſſen ſie fort, es müßt ja der Seppl bloßfußet hoamlaufen, bald (wenn) er die Schuach' nit no' heunt kriagt!"

„Aber Mann Gottes! Geld kann man insofern telegraphisch schicken, als das Auszahlamt telegraphisch über die hier erfolgte amtliche Einzahlung verständigt wird. Ihr dürft es mir glauben: die Banknoten werden deshalb nicht auf den Telegraphendraht gehängt! Nur Wörter kann man telegraphieren, sonst gar nichts!“

„Alles nix wie Plunder! I geh' aufs Gericht und werd' Dich belangen! Willst hiazt augenblicklich die Schuach abteligraphieren?“

„Nein! Es ist das unmöglich!“

„Aufs G'richt geh' i, belangen thue i Di, Du hearrisches Luader! So a parteiisches Weibsbild! Der Teufi soll Di holen beim lebendigen Leib!“ Aus Leibeskräften über die ärarische Schandwirtschaft schimpfend, entfernte sich der ergrimmte Bauer und warf hinter sich die Kanzleithür mit solcher Wucht zu, daß die Fenster klirrten.

„Geduld verlaß mich nicht!“ flüsterte Grete und begab sich wieder an den Schreibtisch.

Schüchternes Klopfen an die Thür veranlaßte das Fräulein, „herein“ zu rufen, und sogleich schob sich ein junger Gebirgler in die Kanzlei, der ein

Brieflein in der Hand so sorglich trug, als enthielte es wahrhaftige Kostbarkeiten von unermeßlichem Werte.

Dies sehen und rufen: „Die Briefpost ist nebenan!“ war bei Grete eins.

„I bitt', isch da selles Teligraphenamt?“

„Schon! Aber wenn Sie einen Brief aufgeben wollen, müssen Sie sich in das Briefpostamt nebenan begeben!“

„I bitt reacht schön, i möcht' teligraphieren!“

Das Fräulein ging ans Gitter, über welches der Bursch das arg verklebte und mit Wachs verpichte Brieflein reichte.

„Das Briefl ist ja geschlossen! Soll ich es öffnen und den Inhalt wirklich telegraphieren? Ich mache Sie aber darauf aufmerksam, daß jedes Wort sechs Heller kostet, es wird somit Ihr Telegramm teuer werden.“

„Ah na! So a Teligramm kostet nit mehr wie dreißig Kreuzer! Sell woaß i ganz guet! Also schick' dös Briefl teligraphisch nach Oberau um dreißig Kreuzer, aber aufmachen derfst selles Briefl nit!“

Dem Burschen erst zu sagen, daß für heute die Leitung unterbrochen sei, hielt das Fräulein für überflüssig, ebenso erscheint eine weitere Belehrung zwecklos. Grete sagte nur, daß ein geschlossener Brief nicht abtelegraphiert, geschlossen nur mit der Post befördert werden könne.

Mit schnellem Griff entriß der Bursch dem Fräulein das Brieflein und schrie erbost: „Hun mir's decht gleich gedenkt! Möchst es gern wissen, was drin steaht! Müßtest jo koa Weibets nit sein! Dös geaht Di gor nixen on, wos i meiner Menschin schreib'! Na, da können wir zwoa nix mochen mitanander!"

Grete zuckte die Achseln und ging vom Gitter weg.

„Is decht oani wie die ander'; wenn's vorn nit außi därf, muß 's hint' außa! Pfüat Di' God!" Und weg war der Bursch mit seiner Liebesepistel.

Kirchenstill ward es in der Kanzlei; emsig schrieb Grete, Tabellen ausfüllend und die Monatsrechnung vorbereitend. Kaum, daß ab und zu ein Hahn krähte vor den Kanzleifenstern. Als plötzlich Hufschlag erdröhnte, blickte Grete auf, eine leichte Röte huschte über ihre Wangen.

In der schmucken Uniform der Grenzoberkontrolleure ritt auf seinem Schlachtesel Herr Lauber vorüber, hielt am Portal des Posthauses und stieg ab, das Pferd dem Hausknecht zur Verbringung in den Stall übergebend. Wenige Augenblicke später klopfte es an der Kanzleithür und der Beamte trat grüßend ein.

„Guten Tag, Herr Oberkontrolleur! Womit kann ich dienen?“ fragte kühl höflich die schöne Telegraphistin.

„Wenn ich bitten darf: ein Telegramm hätte ich aufzugeben!“

„Bedaure sehr! Es ist heute aus mir noch nicht bekannten Ursachen die Leitung unterbrochen, daher können Depeschen bis morgen nicht befördert werden!“

„Um so besser!“ rutschte es Lauber heraus.

„Wie beliebt?“

„Pardon! Ich meinte nur, so arg pressant ist es schließlich nicht, auch kann ich ja die Depesche daheim in Sankt Veit aufgeben!“

„Jedenfalls geht ein Telegramm von Sankt Veit heute noch weiter; unser Draht dürfte erst morgen wieder funktionieren.“

„Ganz richtig! Darf ich mich nach dem werten Befinden erkundigen?“

„Danke sehr! Geht es Ihnen auch gut?“

„Sehr gütig, gnä' Fräul'n, danke verbindlichst!“

„Bitte, lassen Herr Oberkontrolleur die hyperhöfliche Phrase weg, eine Telegraphistin ist und wird keine Gnädige, sie ist wie ein Postfräulein ein notwendiges Übel, geschaffen dazu, sich alles gefallen lassen zu müssen . . .“

„Wie? Wieso? Ich will nicht hoffen, daß Sie belästigt, schikaniert, schlecht gehalten werden! Wenn Sie gestatten, werde ich mich Ihrer mit aller Energie annehmen und Sie zu verteidigen wissen!“

Ein Blick voll Dankbarkeit flog zu Lauber, der militärisch stramm, echt männlich am Schalter stand. Ein Lächeln lag auf Gretes feingeschnittenen Lippen, das süße Gesichtchen völlig verklärend, und leicht bewegt hob sich die schöne Büste. „Herr Oberkontrolleur sind sehr gütig! Doch wir schützen uns selbst!“

„Freilich könnte ich nicht immer mit erhobenem Schild um Sie sein, der Dienst nimmt meine Zeit stark in Anspruch. Es ist ein Abstehlen weniger

Stunden, wenn ich den Ritt über die Grenze vollführe, und die leider so knappe, hier verbrachte Zeit muß durch außerordentlichen Nachtdienst wieder eingebracht werden."

„Nachtdienst kennen wir hier nicht, doch weiß ich von Kolleginnen in größeren Städten, daß der Nachtdienst strapazenreich ist. Herr Oberkontrolleur müssen ja wohl bei jedem Wetter und in jeder Nacht hinaus?"

„Gewiß! Immer aber unberechenbar für die zu kontrollierenden Organe des Grenzdienstes. Es ist indes nicht so schrecklich, und manche halbe oder gar ganze Nacht darf im Bette zugebracht werden. Also gewissermaßen Sybarit!"

„Großartige Schwelgerei!" lachte Grete.

Ob solcher Freundlichkeit ermutigt, glaubte Lauber die Einladung zu einem Schluck Wein mit Kuchen im Postgasthause wagen zu dürfen.

„Herzlichen Dank, doch muß ich ablehnen! Die Amtszeit muß in der Kanzlei zugebracht werden."

„Die Leitung ist doch unterbrochen! Fräulein können ja infolgedessen gar nicht telegraphieren!"

„Die Drahtunterbrechung schließt keineswegs

anderweitige Bureauarbeit aus! Die Direktion ſorgt ſchon dafür, daß wir nicht aus Langeweile übermütig werden! Alſo nichts für ungut, Herr Oberkontrolleur!“

Lauber machte ein betrübtes Geſicht und fragte, wann denn der Schalterdienſt ſein wohlthätig Ende nehme.

„Um ſechs Uhr abends iſt Schluß an Wochentagen.“

„Schade! So lange kann ich nicht hier und noch dazu im Ausland bleiben! Auf Wiederſehen, Fräulein! Ergebenſter Diener!“

„Empfehl' mich ſehr, Herr Oberkontrolleur!“ Grete reichte Lauber die Hand, eine Gunſtbezeigung, deren ſich bislang kein Mann hatte erfreuen können.

In ſeiner Herzensfreude drückte der Beamte das Damenhändchen ſo kräftig, daß Grete die Finger ſchleunigſt aus der Eiſenfauſt zog.

„Grüß Gott, Fräulein! Wenn Sie erlauben: auf Wiederſehen!“ rief Lauber und ſchritt ſporenklirrend, den Säbel in der Linken tragend, aus der Kanzlei.

Grete trat an eines der Fenſter und ſah dem feſchen Manne nach, unwillkürlich lächelnd, als ſie ihn rufen hörte:

„He! Vize! Herbei mit dem Schlachteſel, ich muß heim!“

Die Poſtmeiſterin kam herangetrippelt, ſüßfreundlich rufend: „Ja, was wär' denn das? Der Herr Oberkontrolleur will ſchon fort und hat noch kein Viertele getrunken! Ganz aus der Weiſ'!“

„Heut iſt eine Ausnahme, Frau Poſtmeiſter! Bin preſſiert! Sorgen S' nur gerad', daß die Telegraphenleitung wieder in Ordnung kommt! Muß meine Depeſche wieder mitnehmen! Adieu, Frau Poſtmeiſter!“

„Was Sie ſagen! Ich weiß kein Sterbenswörtel! Da iſt gewiß wieder die Telegraphiſtin ſchuld, das arragante Frauenzimmer!“

Lauber ſaß ſchon zu Pferde und wollte eben drücken, doch die letzte Bemerkung veranlaßte ihn zu einer Erwiderung: „Reden S' doch kein Blech, Poſtmeiſterin! Und merken Sie ſich gefälligſt, daß die Amtsfräuleins auch Menſchen ſind mit Gefühl und Nerven! Es genügt die ſchlechte Koſt, das Schikanieren iſt ganz überflüſſig! Adieu, Frau Poſtmeiſter!“ Im kurzen Galopp ſprengte Lauber weg, Grete mit der Hand an der Dienſtmütze grüßend.

Die Poſtmeiſterin im grimmen Ärger ſandte dem Beamten einige nichts weniger denn freundliche Worte nach und trippelte ſogleich ins Telegraphenamt. Grete trat eben vom Fenſter weg und wollte am Schreibtiſch Platz nehmen.

„Ich mein', Sie ſein zum Arbeiten da, nicht zum Fenſterlſchauen. Wegen dem Maulaffenfeilhalten zahlen wir die fünfzehn Gulden monatlich nicht, das dürfen S' glauben! Aber freilich, wenn ein feſcher Mann von drüben kommt, iſcht der Dienſt Nebenſach'! Ihnen werd' ich die Mucken ſchon noch austreiben, Sie ſcheinheilige Perſon! Schauen S' lieber, daß die Leitung wieder in Ordnung kommt; iſcht jedenfalls wieder eine Schlamperei von Ihnen!"

Grete erglühte, würgte aber jedes Zorneswort hinunter. Leiſe antwortete ſie: „Den Ausdruck weiſe ich als ungebührlich zurück und werde ihn mit Begleitbericht an die Direktion melden!"

„So? Na, der Direktion können S' auch ſchreiben, daß wir es dick haben mit Ihnen, und das Gerenn' der Mannsbilder hab' ich auch dick! Nicht einer trinkt was, alle wollen ſ' nur ins Tele-

graphenamt! Ich bin moraliſch, verſtanden, und das Gerenn' leid' ich nicht länger!"

Grete erwiderte keine Silbe auf dieſe ebenſo albernen wie ungerechtfertigten Vorwürfe und widmete ſich ihrer Schreibarbeit.

Solche Ignorierung erboſte die Poſtmeiſterin in hohem Grade, das Eintreten einer Bäuerin in die Telegraphenkanzlei verhinderte jedoch den beabſichtigten Rüffel.

Die zaundürre Bäuerin aus der Einöde rief beim Anblick der Poſtmeiſterin ſogleich: „Guet hun i 's derraten heunt, iſcht guet, daß die Poſchtmeiſterin au' da iſcht! Da werden ſie eahner (ſich) nit trauen, ſekieren ordentliche Chriſchtenleut, die Poſchtmenſcher!"

Jetzt war die Poſtmeiſterin im richtigen Fahrwaſſer und ſchnatternd ging es los: „Da hört man's ja! Red' nur von der Leber weg, Bäuerin! Glaub's, ja, ich glaub's gern, werd' ſelle Beſchwerden ſchon vorbringen bei der nächſten Viſitation beim Oberkommiſſär! Was willſt denn, Bäuerin?"

„Iſcht weiter koa' G'frett, warm iſcht's, damiſch warm um die Jahreszeit, rinnt mir die Fetten gleich außer da vom Butter!"

Die Poſtmeiſterin fragte, ob das Paket Butter fortgeſchickt werden ſolle.

„Freili'! Teligraphiſch, ſell geaht decht g'ſchwinder, moan i!“

„Sell wird nit gehen, Bäuerin! Das Paket mußt ſchon auf der Poſcht aufgeben!“ belehrte die Poſtmeiſterin.

„Ah! Halteſt Du hiazt au' zu die Faulenzerinnen? Möchteſt Du au' die Chriſchtenleut ſekieren?! Lauf' i zwoa Stund' weit mit mein' Butter, den i mir die gonz' Wochen vom Maul abg'ſpart hun, und aftn (hernach) derfet i 'n nit fortſchicken auf die Weiſ', wie i will?! Meiner Lebtag kauf' i Enk koa Markl (Briefmarke) mehr ab, verkehr'n thu' i Enk (kein Geſchäft mehr machen), i geah' hiazt in an anders Amt, wo ſie noblichter umgeahen mit die ehrlichen Chriſchtenleut'! I ſiech (ſehe) 's ſchun, Ös wollt nur ſekieren, alles iſcht verdraht da! Habt's a Uhr,*) die koane Ziffern hat und lei (nur) oan Zoager! Dös waar mir ſchun die reachte Wirtſchaft! Iſcht a Kreuz mit Enk! B'hüat

*) Gemeint iſt die Buſſole am Telegraphentiſch.

Gott! I loſſ' mi' nit ſekieren!" Das Weiblein ging.

Die Poſtmeiſterin ſchien verblüfft, Grete lächelte, es mochte ihr nicht unerwünſcht ſein, daß die ewig nörgelnde Poſtmeiſterin nun auch einmal Gelegenheit fand, ſich zu überzeugen, mit welchen unglaublichen Anforderungen die Gebirgler zu Amt kommen. Wenn ſich Grete aber der Meinung hingegeben hatte, daß die Scene aufklärend wirken und einen Sinneswandel bei der Poſtmeiſterin hervorrufen werde, irrte ſich das Fräulein.

Die Frau folgerte nämlich aus dem Verhalten der Butterbäuerin, daß die Fräuleins von Poſt und Telegraph ſchuld am Gebaren der zu Amt kommenden Parteien ſeien, und ſchwor hoch und heilig, ſolche himmelſchreiende Zuſtände zur Anzeige bringen zu wollen.

„Wie's beliebt!" ſprach achſelzuckend Grete und ſchrieb weiter.

Die Poſtmeiſterin verließ die Kanzlei in der Abſicht, den Gatten über dieſe Vorkommniſſe zu informieren.

Nach Schluß der Amtsſtunden wollte Grete

einen Abendſpaziergang unternehmen. Sie ſperrte die Kanzlei, welche zugleich auch das Nachtquartier für die Telegraphiſtin iſt, genau ſo wie das Poſtbureau für das Poſtfräulein, ab, ſteckte den Schlüſſel zu ſich und ſpazierte das Sträßlein nach Schwarzenſee hinab.

Ein Bauer vom Moosberg, der frühmorgens ein Telegramm, Viehverkauf betreffend, aufgeben wollte, dies aber unterließ, weil ihm der Betrag in Hellern zu hoch erſchien und daher erklärt hatte, die Depeſche lieber in Schwarzenſee aufzugeben, wo man zweifellos die Telegramme billiger berechne, kam die Straße herauf, und dieſe Begegnung veranlaßte die ſchöne Grete, den Mann zu fragen, ob die Telegraphiſtin in Schwarzenſee das Telegramm wirklich billiger berechnet habe.

Der Bauer rief höchſt ungehalten: „Sell iſcht's gleiche Luader! Werdet Enk ſchun z'ſammgeredet hoben!"

„Natürlich! Ganz richtig: private Verabredung!" Grete lachte hellauf und ſetzte den Spaziergang fort, bis die raſch zunehmende Dämmerung zur Rückkehr zwang.

Beide Amtsdamen werden von Poſtmeiſters beköſtigt, erhalten grobe Dienſtbotenkoſt, die auch mit den Dienſtboten eingenommen werden muß. Schwer genug fiel es den Fräuleins, in ſolcher Geſellſchaft zu ſpeiſen und oft genug war es den Damen unmöglich, die ſchwere, mitunter ſogar verdorbene Koſt zu ſich zu nehmen. Insbeſondere Grete hungerte lieber, der Magen ſtreikte ſchon beim Anblick der Speiſen. Beſſeres, ein ſogenanntes Herreneſſen aus eigenen Mitteln zu kaufen, erlaubte bei winziger Gage der Geldbeutel nicht. Gut war nur das Trinkwaſſer und koſtenlos dazu.

Frühzeitig an dieſem Abend und wie immer gingen die Fräuleins in ihren amtlichen Räumen zu Bett, nachdem die Vorhänge zugezogen und die Thüren von innen feſt verſperrt waren.

Es mochte Mitternacht vorüber ſein, da erwachte Grete infolge eines Geräuſches, das ſich anhörte, als wenn eine Leiter an das Kanzleifenſter angelegt würde. Die Fenſter ſind nun allerdings vergittert, immerhin konnte ſich eine ſchlanke Perſon durch die Stäbe zwängen, und ein Einſteigen macht dann um ſo weniger Schwierigkeiten, als die Kanzlei

im Hochparterre gelegen ist. Grete dachte zuerst an beabsichtigten Einbruch, Beraubung der Amtskasse, verließ das Bett, kleidete sich notdürftig an, öffnete die Thür und schlug mit gellenden Hilferufen Lärm, den das Gebell des in der Gaststube befindlichen Haushundes sofort verstärkte. Die Postexpeditorin kam gleichfalls in größter Angst herbei und schrie um Hilfe, ohne erst zu fragen, was denn los sei.

Die Treppe herab kam der Postmeister gesprungen, mit einem Gewehr bewaffnet, seine Rufe weckten die Knechte aus dem Schlummer, und alsbald stürmte die Schar beherzter Männer aus dem Hause, um den Verbrecher abzufangen.

Richtig steht jemand auf der Leiter am Fenster der Telegraphenkanzlei und nicht wenig verblüfft starrt der Mann auf die Angreifer.

Der Postmeister rief: „Gehst gutwillig runter?"

Keine Antwort.

„Was willst um Mitternacht am Kanzleifenster?"

Jetzt gab der verdatterte Mann Antwort: „Melden muß i mi' bei der Teligraphistin!"

„Was? Das wär' mir das Wahre! Einbrechen willst, Lump!"

„Na, g'wiß nit! I muß mi' melden! Verhockt hun i mi' in Schwarzenſee, drum bin i ſo ſpat dran!"

„Runter jetzt von der Leiter oder i ſchieß Di' runter!"

Die Knechte riſſen den vermeintlichen Einbrecher herab und führten den willenloſen Menſchen in die inzwiſchen erleuchtete Gaſtſtube, wo die Fräuleins frierend warteten.

Kategoriſch forderte der Poſtmeiſter nun das Eingeſtändnis unter Androhung der Gendarmerie-requiſition.

Wie der Lampenſchein voll auf den zitternden Menſchen fiel, erkannte Grete in dem Manne den Arbeiter, welcher beauftragt geweſen iſt, den Defekt in der unterbrochenen Telegraphenleitung zu ſuchen und wenn möglich zu beheben.

Mißtrauiſch meinte der Poſtmeiſter: „Täuſchen Sie Ihnen nit, Fräulein Grete?"

„Nein, gewiß nicht! Es iſt der von mir beauftragte Arbeiter!"

„Es iſcht aber doch zu dumm, ſich nach Mitternacht amtlich melden zu wollen!"

„Allerdings! Aber die Leute hier zu Lande sind einmal eigenartig, und der Mann hat meinen Befehl buchstäblich genommen und möglichst albern befolgen wollen, daher der geradezu unglaubliche Meldungsversuch nach Mitternacht!"

„Isch eigentlich schad'! Bleibt nichts anders übrig, als den dummen Kerl laufen zu lassen! Druck' Di', damischer Esel!"

Das ließ sich der Arbeiter nun nicht zweimal sagen und entfernte sich, froh, ungehauen loszukommen.

„Aftn gehen wir wieder schlafen!" meinte der Postmeister und schritt die knarrende Treppe hinauf. Auch die Knechte entfernten sich, und die Fräuleins schlossen sich wieder in ihren Kanzleien ein.

Am Morgen noch vor Amtsbeginn überzeugte sich Grete durch Anruf der Nachbarstation, daß der Telegraph wieder funktioniert, und alsbald wünschte die Kollegin in Schwarzensee „guten Morgen" durch den Morse-Apparat, um dann zu melden, daß ein umgefallener Grummetwagen eine Telegraphensäule zu Fall gebracht habe und dadurch der Draht abgerissen sei. Der Mann von Hochblößen habe

den Schaden, obwohl nicht Telegraphenarbeiter von Beruf, ganz gut behoben, Meldung im Amt zu Schwarzensee erstattet und sich dann verhockt im Wirtshaus. Ein Anruf des Hochblößener Telegraphenamtes am gestrigen Abend sei erfolgt, doch keine Antwort gegeben worden.

Sofort telegraphierte Grete zurück, daß sie abends einen Spaziergang gemacht habe, und die Kanzlei nach Schluß der Amtsstunden erst zum Nächtigen wieder betreten habe.

Der Draht ist also wieder funktionsfähig und dessen war Grete in ihrem großen Diensteifer froh.

Der Apparat knatterte denn auch alsbald, das Fräulein gab das Zeichen „bereit" und nahm die Depesche ab: „Rp. Telegraphenamt Hochblößen. Funktioniert Leitung wieder? Verehrungsvollste Grüße. Lauber, Grenzoberkontrolleur."

Grete lächelte beim Ablesen der Morsezeichen und freundliche Gedanken zogen durch den schönen Kopf. „Ein guter, lieber Mensch!" flüsterte das Fräulein und gab dann die gewünschte Antwort an das Amt in Sankt Veit, welcher gleichfalls ein Gruß beigefügt wurde.

Im Eifer des Depeſchenabklopfens hatte Grete nicht des Eintrittes einer Bauersfrau geachtet, die geduldig am Gitter wartete, dann aber plötzlich rief: „Oha!“ und hinausging, um vor der Thür kraftvoll anzuklopfen.

„Herein!“ rief Grete und ſah mit Verwunderung, daß dasſelbe Weiblein wieder hereintrat. „Was willſt denn, Bäuerin?“

„Na, na!“ ſchrie erſchreckt das Weiblein, ſtreckte abwehrend die Hände vor und ging rücklings zur Thür.

„Was iſt denn los, Bäuerin?“

„I bitt Di gar ſchian (ſchön), kimm mir nit her, dös geaht umigla (unmöglich) mit reachten Dingen zua, da ſtöckt decht der Gangele (Teufel) drein! Meiner Lebtag' hun i dös nia g'ſöchen (geſehen), hiaſt grauſt mi dechtoudla (es gruſelt mich ordentlich)! Weichbrunn (Weihwaſſer) hoſt eh' (ohnehin) koan da, a Toifelsg'ſchicht!“ Mit einem Satz ſprang das entſetzte Weiblein zur Thür hinaus.

Grete ſchüttelte ſich vor Lachen. Mehr Reſpekt vor dem Telegraphenapparat kann man unmöglich bekunden und die Forderung eines Weihwaſſerbeckens in einem Telegraphenamt iſt köſtlich.

Noch vor Mittag erſchien Oberkontrolleur Lauber in der Kanzlei, erhitzt vom ſcharfen Ritt, um ſich für das freundliche Telegramm zu bedanken. Auch bat Lauber das Fräulein ſo herzlich, das Mittagmahl im Poſtgaſthauſe mit ihm zu teilen, daß Grete, ohne dem freundlichen Manne wehzuthun, nicht ablehnen konnte. Zu bereuen hatte Grete die Zuſage nicht, denn einmal war ihr eine Plauderſtunde mit dem aufmerkſamen Beamten angenehm, und dann belehrte ein Blick auf die den Dienſtboten und dem Poſtfräulein gereichte Mittagskoſt, daß die ſchrecklichen Käsnocken mit übelduftendem Sauerkraut wieder einen Faſttag für Grete gebracht hätten.

Die Poſtmeiſterin ſtrahlte vor Vergnügen, wie ſie die Telegraphiſtin am Tiſche des Oberkontrolleurs erblickte. Hoffentlich wird das Fräulein ihn zum Zechemachen animieren.

V.

Oft genug hatte Gerhard als anerkannter Bräutigam der Schmiedwitib den Ausspruch wiederholt: „Laß mich erst Herr sein im Haus, dann wird es schon anders!“

Die Braut erhoffte sich denn auch eine gründliche Änderung, zunächst im Wesen des Altgesellen selbst, der ein seltsam kühler Bräutigam ist und Liebkosungen eher ausweicht als fordert. Nach Frau Amandas Meinung scheint der Mann in verhältnismäßig doch noch jungen Jahren ein lebendiger Eiszapfen zu sein und keine Ahnung vom Umgang mit dem weiblichen Geschlecht zu besitzen. Die üppige Witib hegte in dieser Beziehung ganz andere Erwartungen und hielt mit ihren Wünschen in keiner Weise hinter dem Berge. Aber selbst in solchen Augenblicken folgte von Gerhards Lippen keine andere Antwort als der bekannte Spruch. Geschäftlich klappt alles wunderbar, der Altgeselle ist ein Segen für die

Schmiede, ſachverſtändig auch in der Schloſſerei, wo er des öfteren dem jungen Franz Anleitung gibt, wie man als Kunſtſchloſſer in die Höhe kommen könne.

In Befolgung ſolcher eminent praktiſcher Winke ward Franz immer ſicherer im Fache, probierte Neuerungen in der Konſtruktion von kunſtreichen Schlöſſern, und entwickelte eine ſtaunenswerte Kunſtfertigkeit, die den Jungen ſelbſt das Beſte von der Zukunft hoffen ließ. Eigentümlich bei Franz ward, daß er auch außerhalb der Werkſtätte über Neuerungen grübelte und mit den Händen gleichſam mechaniſche Bewegungen wie bei der wirklichen Schloſſerarbeit vollführte, jedoch ſich ſolcher Bewegungen, wenn über den Grund dazu befragt, nicht erinnern konnte, oder angab, die Urſache nicht zu wiſſen; er habe nur den unbeſtimmten Drang, es mit Händen und Armen ſo wie in der Schloſſerwerkſtätte machen zu müſſen. Es achteten ſeine Leute hierauf nicht weiter, nur Gerhard war es, dem das Gebaren des Burſchen auffiel, da ja der Altgeſelle überhaupt in Abweſenheit der Witib den Franz fixierte und ſein Thun und Treiben überwachte.

Länger als vermutet dauerte die Erledigung

der Heiratsformalitäten, die täglich hitziger werdende Witib-Braut ärgerte sich über Bürgermeister und Pfarrer ob der Verzögerung immer mehr, doch der Altgeselle blieb gelassen wie vordem und verschlossen.

Endlich aber kam der Trauungstag mit einer argen Enttäuschung für die Braut, die bezüglich des Mahles beim Unterwirt alles in schönster Ordnung wähnte, es jedoch erleben mußte, daß der neue Gatte und Herr beim Verlassen der Kirche erklärte, das Mahl sei als überflüssig und zu kostspielig von ihm abbestellt und man werde nun nach Hause gehen. Den Trauzeugen dankte Gerhard für ihre freundliche Bemühung und schickte die Überraschten weg, der jungen Gattin sagte er trocken: „So, nun wird's anders bei uns!“ und führte die einer Ohnmacht nahen Schmiedin heim. Franzl erhielt vom plötzlich sehr scharf gewordenen Stiefvater Befehl, das Feiertagsgewand auszuziehen und sich sogleich an die Arbeit zu begeben, wasmaßen trotz Hochzeit heute ein gewöhnlicher Werkeltag sei. Auch die verdutzten Gehilfen wurden in die Schmiede befohlen, und Gerhard selbst stellte sich nach vollzogenem Toilettewechsel an die Esse, so daß es alsbald fleißige Hände gab.

Droben im Kämmerlein heulte die grenzenlos enttäuschte Schmiedin und vergoß Thränen der Wut über den offenkundig gewordenen Reinfall. Am Hochzeitstage kein Mahl, die Gäste ohne Trunk fortschicken, tagwerken wie gewöhnlich, es ist unerhört, und merkwürdigerweise geht die Welt darob nicht aus den Fugen. Zur Mittagszeit schlug der neue Herr Lärm, weil die in Thränen aufgelöste Schmiedin kein Essen gerichtet hatte, und verabreichte der Braut eine klatschende Ohrfeige für solche Rücksichtslosigkeit. Auf Geheiß kochte die Magd mit staunenswerter Eile und Unterwürfigkeit für die Herrenleut', Dienstboten und Gehilfen ein Milchmus, das in Abwesenheit der Schmiedin schweigend verzehrt wurde. Gerhard saß am Herrenplatze und fütterte Klein-Karli mit hingebender Zärtlichkeit. Für Franzl hingegen hatte der neue Herr nur Blicke, die den jungen Burschen völlig zur Willenlosigkeit einschüchterten. Die Ereignisse dieses Tages bewirkten beim Gesinde eine außerordentliche Gefügigkeit, der Respekt, beziehungsweise die Scheu vor Gerhard wuchs ins Ungemessene, die Schwatzhaftigkeit bei den Weiberleuten erstarb wie jeder Gesang. Nach Feierabend gelüstete es die

Geſellen nach einem Schoppen beim Unterwirt, die Leute wollten ſich dort über die Ereigniſſe zweifellos ausſprechen, doch Gerhard verbot jeglichen Ausgang, auch Franzl durfte das Schmiedhaus nicht verlaſſen.

Wie an früheren Tagen und Abenden widmete Gerhard alle Zärtlichkeit dem bloudlockigen Karli und ſpielte mit dem Kleinen fröhlich, bis es Zeit zum Schlafengehen ward. Zum erſtenmal kam Bubi aber nicht in das Gemach der Pflegemutter, ſondern in die Stube Gerhards, wohin das Kinderbett gebracht worden war. Gerhard ſelbſt trug den Knaben hinauf und blieb am Bettchen, bis Karli eingeſchlummert war. Um die Braut kümmerte ſich der neue Herr nicht im mindeſten. Dagegen überzeugte ſich Gerhard durch einen Rundgang, ob alle Thüren verſperrt, die Lichter verlöſcht ſeien, und ertappte Franz beim Ausſteigverſuch, der mit einer Tracht Prügel geahndet wurde. Dabei ſprach Gerhard kein Wort, er hieb mit einem Ochſenfieſel, den er zum Rundgang mitgenommen, aus Leibeskräften auf den verdatterten Burſchen los und warf ihn dann ins Kämmerlein, es dem Franzl überlaſſend, die Schlußfolgerung aus der Prügelſtrafe ſelbſt zu ziehen.

Mit Tagesgrauen war Gerhard auf den Beinen, weckte die Dienstboten und Gesellen zur Arbeit und kontrollierte die Leute ganz überraschend, so daß niemand mehr zu schwatzen wagte. Nach dem Frühstück fing der aufmerksame Gatte die Schmiedin just im Augenblick ab, als sie mit einem Gebetbuche anscheinend in die Kirche wollte, und bedeutete der verblüfften Frau, daß das Klagen beim Pfarrer nicht geduldet werde. In der Angst vor einer neuen Mißhandlung flüchtete Amanda zurück in ihre Kammer, doch ließ ihr der Gebieter wissen, daß die Hausfrau nicht zum Faulenzen da sei und der Arbeit sich zu widmen habe gleich jedem Hausgenossen. In Amanda erwachte aber der Trotz, sie blieb oben eingeschlossen.

Gerhard widmete sich dem erwachten Knaben, wusch ihn, kleidete Karli an mit weiblicher Sorgfalt und Zärtlichkeit und sorgte für das übliche Frühstück. Dann holte er, vom Knaben begleitet, ein Brecheisen und befahl Franzl, die verschlossene Thür der Mutter aufzusprengen. Als der Bursch zögerte, genügte ein Hieb, um Franzl gehorsam zu machen.

Amanda weigerte sich zu öffnen. Nach wenigen Griffen mit dem Brecheisen sprang die Thür auf.

Nun ſchickte Gerhard den Burſchen hinunter in die Schloſſerei und nahm Karli mit in die Stube. Schon nach wenigen Worten gab Amanda den Trotz auf; von den unheimlichen Blicken des gewaltthätigen, gänzlich veränderten Mannes eingeſchüchtert, gelobte ſie Gehorſam und händigte auf Verlangen den Kaſſenſchlüſſel dem Gebieter ein.

„Wie Du dran biſt, weißt Du jetzt, Herr im Hauſe bin ich! Sorge für ein ordentliches Mittageſſen, und ſpäter gehſt zum Nachbar und ſagſt ihm, daß die Kareſſiererei des Franzl mit der Nanni aufhören muß. Ich leid' es nicht! Der Burſch ſoll erſt was Tüchtiges lernen und muß dann in die Fremd', je weiter fort, deſto beſſer!“

Amanda verſuchte zu Gunſten ihres Sohnes zu reden, beſonders von einer Verſchickung in die Fremde wollte ſie nichts wiſſen.

„Maul halten! Es geſchieht ſo, wie ich ſage! Wer bei mir nicht gehorcht, wird geprügelt, bis er gern nachgibt!“ Grußlos ging Gerhard, den Knaben auf dem Arm tragend, weg.

Amanda ſchlug ſchluchzend die Hände auf das Geſicht: „Großer Gott! Wie iſt es nur möglich?

Ein ſolcher Wandel! Gott, was hab' ich Unſelige gethan! Wie komm' ich von dem ſchrecklichen, falſchen Menſchen los? Mein armer Bub'!"

Ein Pfiff belehrte das unglückliche Weib, daß der Herr Amanda in der Küche vermiſſe, und die Thränen aus den geröteten Augen reibend, eilte die Schmiedin hinunter.

Mehr denn je ward die Schmiede und Schloſſerei frequentiert, die Dorfbewohner kamen aus Neugierde und gaben Aufträge, nur um etwas über die ſonderbaren Hochzeiter zu erfahren. Iſt es doch ſeit Menſchengedenken nicht vorgekommen, daß eine Hochzeit ohne Mahl vor ſich ging und die Trauzeugen von der Kirche weg heimgeſchickt werden.

Gerhard lächelte höhniſch beim Anblick der Leute, fragte aber höflich nach dem Begehr und leitete die Beſchlagarbeiten, wie er auch in der Schloſſerei erſchien, um den Verkehr Franzls mit den Dörflern zu überwachen. Fragen, wie es gehe im jungen Eheſtande, beantwortete Gerhard mit kurzem Dank. Die Neugierde blieb unbefriedigt, die Leute mußten abziehen und konnten nur konſtatieren, daß der

jetzige Meiſter ein tüchtiger Geſchäftsmann ſei. Die Schmiedin blieb unſichtbar.

Die meiſte Zeit verbrachte Gerhard in der Schloſſerei, die Arbeit Franzls überwachend, die nun ſtetig getadelt wurde, auch wenn ſie abſolut fehlerfrei war.

In ſeiner gutmütigen Art meinte Franzl nur, daß er ſo genau und fleißig wie bisher gearbeitet habe und ſich keines Fehlers bewußt ſei. Klatſchende Hiebe um den Kopf waren die Antwort, ſo heftig, daß der Mißhandelte wie betäubt, unſicher ſtand, Naſenbluten bekam und über Ohrenſauſen klagte. Gerhard zerſchlug mit einem Hammer das fertige Schloß, warf die Trümmer dem Burſchen vor die Füße und befahl die Neuanfertigung unter ſchweren Bedrohungen. Willig gehorchte Franzl, wenn er auch die Urſache ſolcher Mißhandlung nicht begriff.

Ins Freie tretend, ſah Gerhard den Nachbar am Gartenzaun ſtehen und rief ihn an, um mit dürren Worten anzukündigen, daß ein weiterer Verkehr des Stiefſohnes mit der Nanni nicht mehr geduldet werde.

Der überraſchte Nachbar meinte: „Ah ſo wohl!

Die zwei wollen aber doch ſpäter heiraten, und die Schmiedin iſt einverſtanden!"

„Die Schmiedin hat gar nichts zu reden! Herr im Hauſe bin ich und ich leid' es nicht! Der Burſch iſt zu jung, muß fort in die Fremd' und erſt was lernen! Deine Tochter heiratet er nicht, ſolange ich leb' nicht, verſtanden! Und bald (wenn) Du die Kareſſiererei begünſtigſt, zeig' ich Dich bei der Gendarmerie an wegen Kuppelei, und Du ſpazierſt ins Zuchthaus, alter Lump!" Ohne auf die heftige Erwiderung zu achten, ging Gerhard zur Schmiede zurück, ſagte Amanda, daß ihr Beſuch beim Nachbar nicht mehr nötig ſei, nahm Karli an die Hand und ſpazierte mit dem Kleinen vergnügt die Straße hinaus zum Zollhaus, auf welcher Baronin Feldberg entgegen kam, um im Dorf Einkäufe zu machen.

Hatte Frau Bella bisher keine beſondere Vorliebe für Kinder, der blondlockige, allerliebſte Knabe intereſſierte ſie und ſogleich ſprach ſie den Schmied an, ihm zu dem reizenden Söhnchen gratulierend.

Gerhard lächelte geſchmeichelt, ſagte aber wahrheitsgemäß, daß er nicht Vater des ſüßen Karli ſei, nur Pflegevater.

„Was? Also ein ausgestiftetes Kind und so bildschön! Das müssen ja wahrhaftige Rabeneltern sein! Wem gehört der schöne Karli?“

„Ich weiß es nicht, hab' auch nie danach gefragt! Aber meine Lebensfreud' ist der lustige kleine Bursch und halten thue ich ihn wie meinen Augapfel!“

„Das verdient der liebe Kleine auch! Wenn es Ihnen nichts ausmacht, gehen wir miteinander ins Dorf zum Lebzelter, Bubi mag gewiß Gutelen, ja?“

„Ja, die mag Bubi sehr gern!“ lachte Gerhard und begleitete die Dame zum Wachszieher, bei dem Bella eine riesige Tüte Leckerli kaufte und solche dem kleinen, vor Freude hellauf jubelnden Karli schenkte.

„Schön der Frau Hand küssen, Karli!“ mahnte Gerhard, der im Verkehr mit dem reizenden Kinde nicht wiederzuerkennen war.

Gehorsam drückte Bubi einen Kuß auf die Hand der Dame, schob ein Stück des süßen Zeuges in den Mund und stürmte die wohlbekannte Dorfgasse hinab zur Schmiede, hinterdrein in Sorgen Gerhard.

VI.

War es tagsüber noch mild bei wolkenlosem Himmel und lachendem Sonnenschein, die Nächte wurden kühl und brachten im Hochlande manchmal Reif und Frost. An einem Abend bei Tisch hatte Feldberg noch zu Bella, die vom Bergsport in letzter Zeit nichts mehr wissen wollte oder keine neue Hochtour vorhatte, geäußert, daß er geradezu froh sei, in den kalten Nächten nicht zu Amtshandlungen herausgeläutet zu werden.

Leichthin hatte Bella geäußert, daß dies doch eine Unverfrorenheit wäre, auf welche der Einnehmer nicht zu reagieren brauche; die Leute sollten eben bis zu Beginn der Amtsstunden warten.

Alfred in seiner dienstlichen Gewissenhaftigkeit bedeutete der Gattin, daß es Pflicht der Grenzbeamten sei, gegebenenfalls zu jeder Tag- und Nachtstunde zu amtieren, denn abgeschlossen für den Ver-

kehr dürfe die Grenze beziehungsweise die zur und von der Grenze führende Straße niemals sein, und der Schlagbaum vor der Station habe nur den Zweck, ein Anhalten der Fuhrwerke zur Nachtzeit behufs Reviſion zu erzwingen.

Wie es im Leben ſehr oft geht, ſollte ſich auch beim Einnehmer erfüllen; man lobpreiſt das Ausbleiben unangenehmer Vorfälle am Abend, und in der Nacht tritt das unerwünſchte Ereignis ein. Es mochte um drei Uhr früh ſein, alles lag im tiefſten Schlafe, da wurde die Stationsglocke ganz wütig gezogen, ihr Gellen weckte den Einnehmer ſofort, deſſen Schlafzimmerfenſter ſtraßenſeitig gelegen ſind. Auch Bella fuhr erſchreckt auf und fragte, ob es brenne.

Alfred riß ein Fenſter auf und fragte, was denn los ſei.

Eine rauhe Stimme gröhlte herauf: „Iſcht der Mautner da?“

„Ich komme gleich hinunter!“ rief Alfred und ſchloß das Fenſter.

Bella zeterte dagegen, daß der Gatte in bitter kalter Nacht ſich auf die Straße begebe.

„Das ist ja meine Pflicht, Schatz!“ erwiderte der Einnehmer und kleidete sich an.

„Unsinn ist es, Dienstfexerei! Der Kerl soll warten, und wenn er durchgeht, wird der Staat auch nicht viel verlieren!“

„Nein, Herz! Ich muß hinunter, dafür bin ich der Zolleinnehmer!“

„Wenn Du aber nichts einnimmst?“

„Dann habe ich zum wenigsten meine Pflicht erfüllt!“ rief Alfred, nahm Licht mit und eilte hinunter.

Bella wickelte sich fester ein und harrte der Wiederkunft des Gemahls.

Mit einer Laterne versehen, kam Alfred aus dem Hause und fragte den wartenden Gebirgler, der ohne jedes Gepäck war: „Habt Ihr etwas zu verzollen?“ *)

„I hab' nix Mautbares!“

Im Ärger, unnützerweise zur Nachtzeit herausgeläutet worden zu sein, rief Alfred: „Mensch! Warum läuteſt denn dann?“

*) Nachstehend geschilderte Vorkommnisse im Zollamt beruhen auf Thatsachen, die mir von befreundeten Zollbeamten mitgeteilt wurden. D. V

„Ja, weil's halt die Maut iſcht! Zu was habt's denn die Glocken! I muß ja do' ſagen, daß i nix Mautbares hab'!"

„Schafskopf! Wenn Er nichts Mautbares hat, kann Er ja ungehindert am Zollhaus vorbeigehen!"

„Ah na! Enk kann ma' 's nie recht machen! Solang die Glocken da iſcht, werd' i läuten! Gute Nacht, Einnehmer!" Lachend entfernte ſich der Gebirgler.

Ein Segenswunſch war es nicht, was Baron Feldberg dem boshaften Menſchen nachſchickte. Fröſtelnd ſchloß Alfred das Hausthor und kletterte in die Wohnung hinauf, um nach kurzem Bericht von der Gattin ausgelacht zu werden. Der Baron kroch ins warme Bett und ſchlief alsbald wieder ein.

Mählich dämmerte es, da gellte die Amtsglocke abermals.

Bella ſpottete: „Flink, Herr Einnehmer, es will Ihnen ein Lump ſagen, daß er nichts Mautbares hat!"

Alfred war im Nu am Fenſter, öffnete und beugte ſich hinaus. Beſtimmt und knapp lautete die Meldung: „Grenzwache mit Aufgriff!"

„Was ist jetzt los?“ fragte Bella.

„Ein Aufseher hat eine Schmugglerin abgefaßt!“

„Na, deswegen steh' ich nicht auf!“ maulte das verwöhnte Frauchen und legte sich auf die andere Seite.

Im Amtslokal wurde die Diensthandlung vorgenommen und zugleich die Köchin Emerenz der im Zollhause stationierten Grenzaufseher geweckt behufs Durchsuchung der Schmugglerin.

Zitternd stand das alte Weiblein vor dem Beamten, indes der Grenzaufseher den Inhalt des Armkörbchens auskramte und auf dem Amtstische ausbreitete.

Dem dienstlichen Rapport zufolge hat der Wachmann das Weib auf einem Steig im Mittelgebirge getroffen, angerufen, und da die Person zu laufen begann, selbe verfolgt und nun eingeliefert.

Alfred sagte: „Schön! Was haben wir alles in dem Körbchen?“

„Einige Hühnereier, zwei Reisigbesen ohne Stiel, etwas Brot!“

„Ein feiner Aufgriff!“ meinte der Einnehmer.

„Ich bitt', Herr Baron, lassen Sie das Weib visitieren!“

Das Weiblein vergoß reichlich Thränen und ging willig mit, als die Stationsköchin erſchienen war und die Schmugglerin in ein Nebenzimmer eskortierte, wo die Leibesviſitation ſtattfand.

Nach wenigen Minuten kehrte die Köchin Emerenz mit dem Weibe ins Amtslokal zu den Herren zurück und überreichte drei Pfund Rauchtabak, den das Weiblein unter dem Rock um den Leib gebunden hatte.

Ein zufriedenes Lächeln thronte auf dem Geſicht des Aufſehers.

„Alſo doch ein nennenswerter Aufgriff!“ meinte Alfred und ſtellte das Körbchen mit den Eiern hinter den Stuhl am Schreibtiſch; dann machte er ſich an die Arbeit, indes der Aufſeher das Gewicht der Contrebande feſtſtellte.

Jammernd rief das Weiblein: „I bitt' Di', Mautner, mach's gnädig, thu mir nix! Schau, i ſelber mog koan' Tobak, er g'hört ja glei' guetta (nur) mei'm Buben, der wo bei der Militär iſcht!“

Emerenz gab zu Protokoll, daß ſonſt nichts am Leibe der Schmugglerin gefunden wurde, und konnte nun entlaſſen werden.

Alfred machte die Rechnung, Zoll und Hinterziehungsstrafe, in Summa sechs Mark siebenundvierzig Pfennig, und forschte nun behufs Abschlusses des Protokolles nach Vor- und Zuname der Aufgegriffenen, bekanntlich bei Gebirglern ein Stück schwieriger, viel Lungenkraft und Geduld erfordernder Arbeit.

„Wie heißt Du, Weiberl?"

„Moanst mi', Mautner?"

„Ja, Dich mein' ich!"

„Mußt Du sell wissen, Mautner?"

„Ja! Also wie heißt Du im Taufnamen?"

„Kathl!"

„Schön! Und wie noch?"

„Moserin hoaßen s' mi' sunst a' no'!"

„Also Katherine Moser!"

„Na, Mautner, sell därfst nit schreiben!"

„Ah, ich verstehe! Moserin wird der Hausname oder Vulgo-Name sein! Wie lautet denn Dein Schreibname?"

„I kann nix schreiben!"

„Aber schmuggeln kannst, gelt?!"

„Hab' nur Erbarmen, Mautner! I thu's gewiß nimmer!"

„Das kennt man ſchon! Alſo wie heißt Du ſonſt noch?"

„Wird es billiger, wenn ich Dir den Namen ſag'?"

„Nein!"

„Wenn Du nix abhandeln laßt, brauch i Dir a' nit den Namen ſagen, moan' i!"

„Auf Deine Meinung kommt es nicht an! Haſt Du das Geld zum Zahlen der Strafe?"

„Mautner, i bitt' Di', mach's gnädig! Zahlen kann i nix!"

„Dann wirſt aufs Gericht eingeliefert und mußt Du die Strafe abſitzen!"

„Wie viel muß i zahlen?"

„Sechs Mark und ſiebenundvierzig Pfennig!"

„Jeſſ', Maria und Joſef! So wahr i Gundersdorfer Kathl hoaß', dös iſcht viel z' viel!"

„Alſo: Katherine Gundersdorfer vulgo Moſerin! Das hätten wir!" Der Einnehmer wandte ſich nun zum Grenzaufſeher mit den Worten: „Es thut mir leid, daß Sie nach dienſtlich durchwachter Nacht den

Transport dieſes Weibes übernehmen müſſen, es geht aber nicht anders, weil der Amtsrichter Sie jedenfalls gleich wird verhören wollen!"

Die Gundersdorfer bekam einen gewaltigen Schreck und rief dazwiſchen: „Nix einliefern, Mautner! Suach'n ma (wir) halt in Gott's Namen die Groſchen zamma (zuſammen)!"

„Suche Du nur ſelber!" erwiderte Alfred und erledigte das Thatbeſtandsprotokoll.

Zum Erſtaunen der Beamten brachte die Schmugglerin, eine Bettlerin von Beruf, den Strafbetrag in barem Gelde zu Tage und legte das Sümmchen auf den Tiſch.

„Na, dann werden wir gleich fertig ſein!" rief der Einnehmer und trat vom Seſſel zurück.

Der Aufſeher ſchrie auf: „Herr Baron! Sie treten die Eier zuſammen!"

Richtig war Feldberg aus Verſehen in den Korb der Schmugglerin getreten und hatte nun das Vergnügen, den Wert des Körbchens und der zertretenen Eier zu erſetzen.

Ohne weiter zu markten, bot Alfred eine Mark Entſchädigung an, und die Gundersdorfer war zu-

frieden. Und als sie zum Schluß noch ein Haferl Kaffee aus der Einnehmerküche erhielt, da wünschte die Schmugglerin dem Mautner Gesundheit und langes Leben an den Hals, und nach erfolgter Stärkung pilgerte sie von dannen.

Der Aufseher kroch ins Bett zu verspäteter Nachtruhe.

Alfred kehrte wohl in die Wohnung zurück, machte aber gleich Tagestoilette, frühstückte in seiner hastigen Art und begann das Tageswerk in der inzwischen geheizten Kanzlei, und zwar mit Sichtung der inzwischen vom Briefträger Xaverl gebrachten zollpflichtigen Poststücke und Amtsschreiben, eine nicht immer angenehme Arbeit, indem die weitergehenden Zollstücke geöffnet, geprüft, jeweils der Zollbetrag berechnet, der Inhalt amtlich wieder verpackt und mit eventueller Zollnachnahme wieder zur Post verbracht werden muß.

Diesmal war es nur ein Paket, dessen Zollnote den Inhalt als Abführthee bezeichnete. „Was sich die Leute doch alles in besonderer Meinung aus dem Ausland kommen lassen!“ brummte Alfred vor sich hin und legte die Amtspapiere zurecht. Da schob sich

eine Deklaration dazwischen, deren Inhalt den Beamten überraschte und auf Wild für den Dorfarzt zu Sankt Veit lautete, ohne daß das zur Zollnote gehörige Paket vorhanden ist. Offenbar wieder einmal ein Schlendrian des Postxaverls, eine Achtlosigkeit, die diesmal aber das Zollamt in die Lage versetzt, einen im Postamt verübten Schmuggel ahnden zu können.

Feldberg beauftragte einen der Grenzaufseher nach kurzer Information, die nötigen Recherchen vorzunehmen, und schon nach drei Stunden konnte amtlich festgestellt werden, daß der Dorfarzt eine zollpflichtige Sendung von zwei Hasen und sechs Haselhühnern aus dem Ausland bezogen und von der Postagentur zugestellt erhalten habe. Die Einlieferung der zollpflichtigen Sendung an das Zollamt war aus — Liebe unterlassen worden, weil die Inhaberin der Postagentur die Schwiegermutter des Arztes ist.

„Famos!" rief Feldberg, dem das zöllnerische Herz im Leibe lachte. „Ein Aufgriff infolge Schlamperei des Briefträgers, ganz prächtig!" Der Einnehmer machte nun dem Doktor die amtliche Rechnung für die Hasen und Haselhühner und ließ den Zollbetrag vom Aufseher einkassieren. Nach beschworener Pflicht

mußte aber auch gegen die liebenswürdige Schwiegermutter vorgegangen werden, welche eine Ordnungsstrafe von zwei Mark und vierzig Pfennig zugemessen erhielt.

Alles Jammern und alle Beteuerungen, daß jene Postsendung nicht als Zollstück erkennbar gewesen sei, nützten nichts; Baron Feldberg ließ der postalischen Schwiegermutter sagen, sie solle gutwillig die Ordnungsstrafe zahlen und künftig sich merken, daß jede Auslandssendung im Gewicht von über fünfzehn Gramm an das Zollamt einzuliefern sei. Wenn die Postagentur-Inhaberin nicht unterscheiden könne, ob eine Sendung aus dem In- oder Ausland stamme, werde die Entlassung aus dem Postdienste nicht lange auf sich warten lassen.

Noch am selben Tage überbrachte der Postxaverl den Betrag der Ordnungsstrafe ins Zollamt nebst den besten Gelöbnissen unwandelbarer Treue der „Posterin" für die Zukunft.

Frau Bella stand just am Hause, als der wackere Postxaverl herauskam und murmelte: „Kreuzteifi! Die ischt nit schlecht eing'angen!" Als Zöllnersfrau interessierte sie diese Äußerung und neugierig forschte

die Baronin den Postboten aus, was um so leichter ging, als Bella dem Xaverl eine Flasche Bier reichen ließ. Es fand auch die Einnehmerin den Fall köstlich, und nun begann sich Bella für Zollangelegenheiten ganz mächtig zu interessieren. Die schmucke Frau überwachte den Grenzverkehr von Tirol herein mit größerer Schärfe denn der schneidigste Aufseher, und saß an schönen Tagen stundenlang am Fenster oder vor dem Hause, mit einer Handarbeit beschäftigt und jeden Passanten „nach Deutschland" mit Blicken auf seine Zollpflichtigkeit prüfend. Es konnte bei solchem Übereifer nicht fehlen, daß sich Frau Bella grimmig irrte, und mancher nach ihrer Meinung hochverdächtige Passant nichts, aber auch gar nichts Zollbares bei sich hatte, allein die Dame war nun einmal mit Feuereifer bei der Sache und meldete auch die geringste Wahrnehmung dem Gatten, dem das Übermaß solchen Interesses mählich unbequem wurde.

Als Bella eines milden Herbsttages vor dem Zollhause saß, kam von der Grenze her eine Bäuerin, schwer an einem Korbe tragend, den sie hart vor dem Amtsgebäude mit einem Tuche zudeckte. Dies

ſehen und gewaltige Contrebande witternd, ſprang Bella zum Kanzleifenſter und trommelte den Gatten heraus.

In rechneriſcher Arbeit geſtört, brummte Alfred über blinden Alarm, blickte der eilig davontrottenden Bäuerin nach und rief ihr nun doch ein energiſches „Halt!“ zu.

Zur größten Verblüffung winkte die Bäuerin in beiſpielloſer Keckheit mit der Hand ab und ſchrie zurück: „I hun nix!“

Vor Erregung zitternd ſtammelte Bella: „Sie hat ganz gewiß! Contrebande! Ich fühl's!“

Alfred mußte lächeln, ſchrie aber zunächſt der Bäuerin den Befehl zu, augenblicklich umzukehren.

Das that denn die Bäuerin, aber den Korb ſtellte ſie in den Straßengraben.

„Den Korb hertragen!“

Nun gehorchte das Weib doch und kam mit ihrer Ware zum Amtsgebäude.

Im Übereifer wollte Bella das Tuch vom Korbe nehmen, doch Baron Feldberg wies die Gattin zurück: „Das iſt Amtsſache!“

Im Bruſtton der Überzeugung behauptete das

Weib: „I hun da nur, was ma' zum Leben braucht auf 'm Weg!"

„Anſchauen laſſen, Bäuerin!" ſagte trocken der Beamte und viſitierte den Korbinhalt in Aſſiſtenz der höchſt neugierigen Gattin, die beim Anblick der großen Anzahl Würſte frohlockend ausrief: „Ah, alſo doch! Ich habe recht!"

Alfred konſtatierte die Anzahl von ſechsunddreißig Würſten, dazu ein Pfund Bohnenkaffee, ein Pfund Feigenkaffee (der überaus gern eingeſchmuggelt wird) und zwei Pakete Tabak. „Ein biſſerl viel Proviant auf dem Weg!" meinte Feldberg und nahm die Bäuerin ſamt Contrebande ins Amtslokal.

Frau Bella holte die Stationsköchin Emerenz zur Leibesdurchſuchung der Schmugglerin, und erlebte die Genugthuung, daß auch noch etliche Paare neuer wollener Strümpfe in den Kleidern der Bäuerin gefunden wurden.

Bis zur Ausfertigung der Zoll- und Strafrechnung blieb die ertappte Schmugglerin ſchweigſam, beim Anblick des Zettels aber meinte ſie: „Wenn i dös g'wußt hätt', daß der Mautner ſo bös iſcht, nacha waar i ſchon ſelber eini!"

Die Frau zahlte und ging grußlos von hinnen. Der Einnehmerin wurde ein Blick gewidmet, der maßloſe Verachtung ausdrückte, Frau Bella aber mit Wonne erfüllte, denn dieſer Aufgriff iſt nach der Baronin Meinung ihr Verdienſt.

Vor Sonnenuntergang ſpazierte Frau Bella auf der Straße, Alfred ſchrieb auf der Kanzlei, da rannte ein Holzknecht am Zollgebäude vorüber.

Mit wenigen Sätzen ſprang Bella ins Amtslokal, das ungeheure Ereignis meldend.

„Na, na!“ meinte Alfred, lief hinaus und pfiff aus Leibeskräften, mit dem Erfolg, daß der Knecht mit vermehrter Eile weiterſchritt. Nun blieb dem Beamten nichts anderes übrig, als dem eigenſinnigen Menſchen nachzulaufen und ihn zu ſtellen.

Selbverſtändlich begleitete die amtshitzig gewordene Gemahlin den Einnehmer und lief an ſeiner Seite wieſelgleich.

„He! Was haſt Du in dem Fetzen eingeſchlagen?“ rief keuchend Alfred.

„A paar alte Knoſpen!“ *)

*) Knoſpen = Holzſchuhe, die zur Arbeit im Stalle getragen werden. Figürlich derb, plump. Oswald von Wolkenſtein ſingt:

Neugierig fragte Frau Bella: „Was hat der Mann?“

Bevor noch Alfred Beſcheid geben konnte, ſpottete der Holzknecht ſchon: „Iſcht nit ſchlecht neugierig, die Mautnerin! Macht 'leicht die hiazt Deanſt auf der Maut? Sell kann guet werden!“

Energiſch ſchritt der Einnehmer ein und fragte barſch, warum der Mann nicht auf Anruf ſtehen geblieben ſei.

„Iſcht nit nötig! Meine Knoſpen ſein zollfrei und füſt (ſonſt) hun i koan Brouſ'n (Bröſel)!“

Wieder mengte ſich Bella ein: „Solche Frechheit wirſt Du zu ahnden wiſſen, Alfred!“

„Ein andermal bleibſt Du am Zollhauſe ſtehen, wie es für jedermann Vorſchrift iſt, verſtanden?“

„Gern, Mautner, iſcht ja die Mautnerin ſo viel a nettes Weibets! Pfiat Enk!“ Und lachend entfernte ſich der Holzknecht.

Auf dem Rückweg zur Station ermahnte Alfred die Gattin, ſich jeder Dienſteinmiſchung gefälligſt zu

„Knoſpot leut, ſwartz, heſſelich, faſt rueſſig gên dem Winter“. Zingerle „Sagen Tirols“: „Sie zog die Knoſpen aus und trat leiſe auf“. Knoſpeln = mit ſolchen Holzſchuhen gehen.

enthalten, wasmaßen dies die unglaublichſten und nicht gerade angenehme Folgen haben könnte.

Nun maulte die hübſche Frau über das langweilige Leben in der Einöde und Entzug des harmloſeſten Vergnügens, ſogar das Intereſſe für den Dienſt des Gatten werde verboten. „Gott, wie ſoll das erſt im Winter mit der Gefangenſchaft im Hauſe werden!“

„Dein Intereſſe iſt ja lobeſam und kann mich nur freuen, es muß ſich aber auf Beobachtung und gegebenenfalls auf ſofortige Verſtändigung des Beamten beſchränken. Ein Selbſteingreifen muß ich verbieten!“

Frau Bella hörte hinter ſich Stimmen und drehte ſich ſogleich um. Auf der Straße wackelte in unbeſchreiblich komiſcher Weiſe eine junge, hübſche Tirolerin einher, eskortiert von einem Grenzwachmann.

Das Intereſſe Bellas für den Dienſt und Aufgriff ſchlug augenblicklich in Mitleid um, da es ſich um ein junges Mädel handelte, und ſofort bat Bella den Gatten, dieſe Tirolerin ungeſtraft durchzulaſſen.

„Was Dir nicht einfällt! Aber ſo ſind die

Weiber! Erſt maßlos hitzig und ſtreng, plötzlich wieder von deplaziertem Mitleid ergriffen und zur Geſetzesverletzung geneigt.“

Lachend kam die Tirolerin herangewatſchelt, und auch der Aufſeher konnte ſeine Heiterkeit nicht unterdrücken.

Alfred ſchüttelte ſich vor Lachen über die unbeſchreibliche Gangart des Mädchens.

Bella wußte ſich die Situation nicht zu deuten und blickte in höchſter Spannung auf die Tirolerin, welche auf Befragen lachend ſagte, ſie hätte die Sache möglichſt dumm angefangen und ſei deshalb vom Grenzer angehalten worden.

„Haſt Du Contrebande umgebunden?“ fragte Alfred.

„Sell nit, aber a Flaſchen Wein für 'n Anderl hun i am Strickl und daß der Mautner 's Flaſchl nit findet, trag' i 's unterm Kittel! Geht ſich ſchlecht damit!“ Das nette Dirndl lachte hellauf und zeigte prächtige Zähne dabei.

„Zu dumm!“ flüſterte Bella und ging dem Garten zu.

Die Tirolerin wurde wie üblich in ſolchen Fällen

von der Stationsköchin Emerenz einer körperlichen Viſitation im Nebenraum unterzogen, es fand ſich weiter nichts als die Flaſche Wein vor, die dann unter allgemeiner Heiterkeit verzollt wurde. Mit der Flaſche im Arm zog das Mädel ab, froh, nun wieder normal marſchieren zu können.

Vom Dorfe her rollte ein Gefährt, das die Aufmerkſamkeit Bellas erregte, ſie erkannte ſogleich das Pferd, den Schlachteſel des Oberkontrolleurs, und faßte den Entſchluß, mit über die Grenze zu fahren. Auf ihren Wink hielt Lauber vor dem Zollhauſe an, und wenn auch nicht entzückt, ſo doch vollendet höflich erwiderte der Beamte auf die Bitte, daß ſein Gefährt zur Verfügung ſtehe.

„Einen Augenblick, Herr Oberkontrolleur! Ich hol' nur ſchnell Hut und Kragen!"

In unglaublich kurzer Zeit kam Bella zur Ausfahrt gerüſtet aus dem Hauſe und ſtieg in den Wagen, dem am Fenſter auftauchenden Gatten zurufend, daß ſie zum Abendbrot wieder zurück ſein werde.

Freundlich grüßte Alfred heraus, das Unbehagen über das wetterwendiſche Weſen ſeiner Frau unterdrückend.

Die Spritzfahrt bereitete Frau Bella großes Vergnügen und lebhaft dankte ſie des öfteren für die Freundlichkeit des Beamten, der nun nicht anders konnte, als der Dame verſichern, daß es ihm Vergnügen bereite, der gnädigen Frau dienen zu können.

„Wohin fahren wir eigentlich?“ fragte Bella, als die öſterreichiſche Grenze überſchritten war und die Straßengabelung in Sicht kam.

Einen Moment zauderte Lauber mit der Antwort, ſagte aber dann, er habe vor, nach Schwarzenſee zu fahren.

Bella wußte, daß Hochblößen das Ziel ſei und ſuchte nun dem Oberkontrolleur zu beweiſen, daß die Zeit für eine Fahrt nach Schwarzenſee zu kurz ſei, es empfehle ſich daher der Ausflug nach Hochblößen, vorausgeſetzt, daß nicht ein zwingender Grund für Schwarzenſee vorliege. „Ich möchte in Hochblößen auch gern meiner Mama telegraphieren!“

„So?“ rutſchte es Lauber heraus, „gnädige Frau hätten aber vom Zollhauſe näher zu unſerer Telegraphenſtation gehabt! Doch Ihr Wunſch iſt mir Befehl. Fahren wir alſo nach Hochblößen!“

„Sehr liebenswürdig! Der echte Ritter der Damen!“

„Zu gütig, gnä' Frau!“

„Nur die Wahrheit! Ein wahres Glück, daß wir in der Teuchel-Einſamkeit Kavaliere haben; es wäre ſonſt entſetzlich! Herr Oberkontrolleur haben ſich in letzter Zeit rar gemacht, ich habe ſehnſüchtig auf Ihr Erſcheinen in meinem Bereich gewartet!“

Lauber ſchielte nach der hübſchen Frau, welche mit drollig ſchmachtender Miene zum ſtattlichen Manne aufblickte.

„Eine ſo hübſche, glücklich verheiratete Dame wird kaum Urſache haben, mit Sehnſucht dem Beſuch eines verknöcherten Garçons entgegenzuſehen! Gnä' Frau wiſſen übrigens, daß ich ſtändig im Außendienſt bin!“

„Na, na, Herr Oberkontrolleur! Bange machen gilt nicht! Sind Sie vielleicht auf Fahrt ins Ausland auch im Dienſt?“

„Nein! Ich will nur eine Depeſche in Hochblößen aufgeben!“

„Sie auch?! Verzeihen Sie die ‚Retourkutſche‘: Hätten Sie in Sankt Veit nicht näher zum Telegraphen

gehabt? Ihr Haus ist doch keine zehn Minuten vom Telegraphenamt entfernt!"

„Stimmt! Aber es ist ein eigen Ding um das Amtsgeheimnis in unserem Post- und Telegraphenamt, ich möchte vermeiden, daß der Inhalt meiner Telegramme dritten Personen bekannt wird."

„Ah, Sie spielen auf die famose Amtsschwiegermutter an! Ja, die Zollhinterziehungsgeschichte ist köstlich!"

„Welche Geschichte?"

Nun erzählte Bella mit drolliger Lebhaftigkeit jene Zollgeschichte, die Lauber nicht wenig belustigte und welche er klug zum Beweise der Notwendigkeit, Depeschen in Hochblößen aufzugeben, nützte.

Doch Bella durchschaute den Mann und empfand das Bedürfnis, ein bißchen zu intrigieren, in den vermuteten Liebesroman hemmend einzugreifen und dem Kontrolleur den Kopf zu verdrehen, aus Gründen des Zeitvertreibes und in allen Ehren selbstverständlich. Und ganz unvermittelt sagte die quecksilberige Frau: „Die Telegraphistin in Hochblößen soll ja ein reizendes Wesen sein?"

Lauber fühlte, wie ihm vor Verlegenheit das

Blut in die Wangen schoß. Was nur jetzt geschwind sagen, ohne das süße Geheimnis zu verraten?

„Sie finden ja keine Worte zum Preise jener Mädchenschönheit! Das ist in hohem Maße verdächtig!“

„Da gnä' Frau selbst eine Depesche aufgeben wollen, werden Sie das Fräulein ja persönlich kennen lernen und in der Lage sein, sich selbst ein Urteil zu bilden!“

„Stimmt! Aber ich möchte jetzt schon und aus Ihrem Munde hören, ob die ‚Festung‘ wirklich so belagerungswürdig ist!“

„Ich staune über Ihre Vertrautheit mit Hochblößener Angelegenheiten!“

„Das ist doch nicht zu verwundern! Auf dem Lande kümmert man sich um alles, auch um Personen und Dinge, die einen absolut nichts angehen!“

„Sehr wahr!“

„Nun freilich! Man hat ja sonst auch keine Unterhaltung, und das Durchhecheln der Mitmenschen ist das einzige Vergnügen auf dem Lande! Die Telegraphistin soll ebenso hübsch wie unnahbar sein,

natürlich nur so lange, bis der Richtige kommt und mit Heiratsabsichten anbeißt!"

„Ich weiß das nicht!"

„O doch! Sie wollen nur nichts sagen! Also selbst Belagerer, was?"

Rasselnd fuhr der Wagen in die Dorfgasse und hielt vor dem Gasthause zur „Post".

„Wir sind an Ort und Stelle, gnä' Frau! Links vom Eingang ist das Telegraphenamt, erste Thür, es steht schon angeschrieben!"

„Danke!" rief Frau Bella und stieg ab, von der herbeigeeilten Postmeisterin mit einem ungeheuren Wortschwall begrüßt, der in der Versicherung höchster Freude darüber gipfelte, daß der Herr Oberkontrolleur endlich doch seine Frau mitbringe.

Bella errötete bis zu den Haarwurzeln hinauf, ließ aber die Wirtin bei ihrem Glauben, bat um Servierung einer Jause und trippelte in das Telegraphenamt, um sofort wieder zu retirieren, als sie merkte, daß dortselbst offenbar eine dienstliche Revision durch einen Beamten stattfindet.

Lauber überwachte persönlich die Einstallung seines Pferdes und kam hierauf in das Honoratioren-

zimmer, wo Bella mit der ſchwatzhaften Poſtmeiſterin ungeduldig ſeiner harrte.

In der Telegraphenexpedition fand thatſächlich eine Reviſion durch einen unvermutet gekommenen Beamten ſtatt, der, als Baukommiſſär fachtechniſch gebildet, bis ins kleinſte ſucht und prüft. Fräulein Grete kannte den Beamten nicht, war alſo ſehr überraſcht, als der verhältnismäßig noch junge Mann ſeiner Macht ſich wohl bewußt, herriſch eintrat, das Gitter aufriß und ſich der ſchönen Telegraphiſtin näherte, deren Reize lüſtern mit funkelnden Augen muſternd. Die Aufforderung Gretes, es wolle ſich der Herr ſofort in den für Parteien beſtimmten Raum begeben, ignorierte der Beamte und trat völlig an den Arbeitstiſch heran.

Erſchrocken ſprang das Fräulein auf und wollte entfliehen.

„Dageblieben! Das Verlaſſen der Kanzlei während der Amtsſtunden iſt verboten!“

Grete ſtutzte und blieb inmitten der Stube ſtehen, überlegend, ob der Mann nicht doch ein Reviſionsorgan ſein könnte.

„Na, Fräulein, keine Angſt! Ich bin kein

Raubmörder, habe auf die Amtskasse keine Absichten; aber von einem so hübschen Kinde möchte ich einen Kuß haben!"

„Was will der Herr im Amtslokal?"

„Zunächst bitte ich das Fräulein, etwas lieb zu sein! Schnell, Schöne, einen Kuß, es wird Ihr Schaden nicht sein!"

„Augenblicklich entfernen Sie sich oder ich schreie um Hilfe!"

„Sei doch vernünftig, schönes Katzerl! Zu was sind denn die hübschen Mädels auf der Welt als zum Küssen und geliebt werden! Und das Fräulein ist ja ganz außergewöhnlich hübsch und nett! Im ganzen Land gibt es keine zweite solche Schönheit!"

„Hinaus, Herr!"

„Was? Ich glaube gar, die Katze will kratzen! Halt, Fräulein! Nun reden wir anders miteinander! Ich habe hier zu befehlen, nicht Sie! Ich bin der Telegraphenrevisor Baukommissär Niedermayer!"

„Pardon! Nach Ihrem Verhalten konnte ich nicht glauben, einen Herrn Revisionsbeamten vor mir zu haben. Ich bin die Telegraphenexpeditorin Grete Zillner!"

„Gut, das weitere wird ſich finden! Ich meine es gut mit Ihnen, ſeien Sie alſo nicht unnötigerweiſe ſpröde!“

„Ich bitte, Herr Baukommiſſär, Sie haben auch als Reviſionsbeamter kein Recht, gegen ein weibliches Weſen aufdringlich und unverſchämt in außeramtlichen Dingen zu ſein!“

„Wie Sie wollen! Es wird ganz von Ihnen abhängen, wie die Reviſion verlaufen wird!“

„Ich fürchte die Reviſion nicht und brauche keine Gnade! Mein Amt iſt in Ordnung! In Ihrem eigenen Intereſſe mache ich Herrn Baukommiſſär aufmerkſam, daß jeden Augenblick eine Partei eintreten kann. Es fällt auf den Herrn Reviſionsbeamten zurück, wenn er ſich Ungebührlichkeiten gegen ein ſchutzloſes Mädchen herausnimmt!“

Der Reviſor ließ von jeder Bedrängung ab, da eben Frau Bella eintrat, doch ſofort wieder die Kanzlei verließ. „Na, dann wollen wir anfangen! Vielleicht überlegen Sie ſich die Sache unterdeſſen! Ich bin, wie Sie ſehen, nicht häßlich, habe ein gutes Herz und will für Sie ſorgen! Wenn Sie ein bißchen lieb zu mir ſind, werde ich trachten, daß

Sie in die Nähe der Landeshauptstadt kommen in eine gute Stellung, wo ich Sie dann leichter und öfter besuchen kann! Sagen Sie mir, Fräulein, warum haben Sie eine Abneigung gegen mich?"

„Bitte, beginnen Sie die Revision! Ob Ihrer Bedrängung werde ich die Anzeige bei der Direktion schriftlich erstatten!"

„Oho, Katzerl! Warum denn nicht gleich telegraphisch! Her mit der Papierrolle!" Der Revisor trat zum Apparattisch und prüfte die im Betrieb befindliche Rolle auf die Morsezeichen, ob nicht etwa ein Privatverbrauch im verbotenen Sprechen mit anderen Telegraphenstationen zu konstatieren wäre.

„Dacht' ich's doch! Was ist das für ein Gespräch mit Schwarzensee?"

„Bitte nur zu lesen! Schwarzensee teilte mit, daß die Störung im Gestänge durch Umsturz einer Säule gefunden und behoben sei!"

Wort für Wort las der Beamte langsam nach und legte schließlich den Streifen ärgerlich weg, um nach anderem Anlaß zum Tadel zu fahnden. Die Stellung der Apparate ist korrekt, gleichwohl rügte der Revisor eine Fehlstellung. Dann wurden

an der Hand des Inventarverzeichniſſes das geſamte Telegraphenmaterial revidiert, die Elemente der Linien und der Lokalbatterie beſichtigt. „Unrein, zu wenig verläßlich! Man ſieht, dem Fräulein iſt der Zuſtand der Batterien gleichgültig! Kein richtiges Dienſtintereſſe! Natürlich, das Intereſſe wird wohl einem hübſchen, jungen Mann gewidmet ſein! Da bleibt keine Zeit übrig für Inſtandhaltung der Batterien!“

Gretes Augen füllten ſich bei ſolch ungerechten Anſchuldigungen mit Thränen, die Lippen zuckten, doch erwiderte das Mädchen kein Wort.

Der mißgünſtige Beamte kehrte an den Apparattiſch zurück und tadelte die veraltete Montierung der Drähte.

Das Fräulein wollte auch dieſen geradezu lächerlich albernen Vorwurf ſtillſchweigend hinnehmen. Da aber der Reviſor juſt ſagte: „Welcher Eſel hat denn ſo dumm montiert?“ rutſchte es Grete heraus: „Ihr Vorgänger bei der letzten Reviſion!“

„So? Na natürlich! Eigenhändige Drahtmontierung iſt ja den Manipulanten verboten! Höchſte Zeit, daß nach der neuen Vorſchrift montiert wird! Ich bitte mir aber aus, daß nichts an meiner

Arbeit geändert wird! Eine neue Blitzplattenkonsole wäre hier auch nötig, hat aber Zeit bis zum nächsten Frühjahr! Wird überhaupt gut sein, das Fräulein hier öfter zu kontrollieren! Sie sehen ganz danach aus, auch das Ausschalten zu Gewitterzeiten zu vergessen und der Gefahr nicht zu achten, die für die Apparate besteht und für die Person auch! Wäre jammerschade, wenn ein so hübsches Mädel vom Blitz getroffen würde! Wie ist's, haben Sie sich die Sache überlegt? Wollen Sie —"

„Herein!" rief Grete, deren gutes Gehör das Klopfen an der Kanzleithüre erfaßt hatte.

Der Beamte fuhr zusammen und beeilte sich, die Drähte festzuschrauben.

Ein Comptoirdiener der Zementfabrik brachte eine Depesche mit der Bitte um sofortige Beförderung.

Grete übernahm das Telegramm, welches in englischer Sprache abgefaßt war, und berechnete rasch die Gebühr, nach deren Bezahlung der Diener wieder verschwand.

„Kann ich schon abklopfen? Es ist eine Transitdepesche."

„Geben S' her!" sagte der Beamte und begann

die Depeſche zu leſen. „Hm! Das wird franzöſiſch ſein! Wer telegraphiert denn in dem Neſt in fremder Sprache?“

„Ich kenne die Handſchrift nicht! Der Diener iſt von der Zementfabrik!“

„In dem Neſt ſollten Sie doch jeden kennen, der Telegramme aufgibt! Können Sie den Inhalt überſetzen?“

„Nein, Herr Kommiſſär! Ich glaub' aber, es iſt engliſch!“

„Und das will eine ferme Telegraphiſtin ſein! Die Kenntnis einer zweiten Sprache iſt ſehr wertvoll, mein Fräulein! Vom Engliſchen haben Sie keinen Dunſt und verwechſeln engliſch mit franzöſiſch! Wie wollen Sie denn die Depeſche weitergeben?“

„Wort für Wort!“

„Na, dann brauchen Sie für eine Verſtümmelung nicht zu ſorgen! Alſo klopfen Sie ab, der Apparat iſt betriebsfähig!“

Grete ſetzte ſich an den Apparattiſch, legte die Depeſche vor ſich hin und rief die Zentralſtation.

Der Reviſor ſtand hinter dem Fräulein und beugte ſich vor, lüſtern die herrliche Büſte des

Mädchens betrachtend. Alsbald bekam der Morſetaſter Arbeit, die Depeſche lautete: „My best wishes for to-day's feast. I hope to be soon there. Best love.“

Grete wurde vom Empfangsamt unterbrochen, der Abnehmer ſtieß ſich an der fremden Sprache. Der Reviſor war geübter Gehörleſer, wußte alſo die Anfrage ſofort zu deuten und ſagte: „Geben Sie, ich ſei hier, das Telegramm ſei franzöſiſch und ſofort Wort für Wort abzunehmen. Wer nimmt ab?“

Gehorſam fragte Grete, und als die Antwort knatterte, rief der Beamte: „Natürlich wieder ein Frauenzimmer, das vom Dienſt keine Ahnung hat!“

Als die Depeſche endlich abgenommen war, wünſchte Niedermayer die Kollationierung, und das Fräulein der Zentralſtation mußte das Telegramm zurückgeben. Grete nahm Wort für Wort ab, und nun lag eine niedliche Beſcherung auf dem Streifen.

„Das kann unmöglich richtig ſein, bitte, Herr Reviſor, leſen Sie ſelbſt! Sie ſind Zeuge, daß ich das Original Wort für Wort richtig gegeben habe. Die Zentralſtation gibt ſie aber folgendermaßen

zurück: ‚Mein beſter wiſchen, fahr Du das Feſt. I hab do bei ſchon Theer beſter Loſ'!"

„So ein Unſinn! Noch einmal das Original geben, ſagen Sie, ich befehle es und fordere die größte Achtſamkeit! Das Fräulein hat keinen Dunſt vom Telegraphieren! Auch wird es gut ſein, wenn Sie in die Zementfabrik ſchicken und um die Überſetzung bitten laſſen!"

„Pardon, Herr Kommiſſär! Das iſt unzuläſſig, nach der Telegraphenordnung muß jedes nicht im Inhalt anſtößige Telegramm ohne Rückſicht auf die Sprache befördert werden!"

„Sie ſind eine alberne Perſon! Sie können ja gar nicht wiſſen, ob das fremdſprachige Telegramm anſtößig iſt oder nicht. Franzöſiſche Telegramme ſind immer verdächtig! Geben Sie nochmals das Original ab, ich gehe unterdeſſen in die Zementfabrik und recherche nach dem Aufgeber!"

„Wie's beliebt! Ich lehne jede Verantwortung ab!"

„Ich brauch' Ihre Weisheit nicht!" Wütend ging der Reviſor aus der Kanzlei.

„Gott ſei Dank!" flüſterte Grete und mühte

ſich ab, die Depeſche wortwörtlich in die Zentrale zu bringen, was endlich auch gelang. Nun verſpürte das Fräulein aber das Bedürfnis, die aus einer Taſſe Milch beſtehende Jauſe einzunehmen. Da dank der „Liebenswürdigkeit“ der Poſtmeiſterin nichts in die Kanzlei geſchickt wird, müſſen ſich die Beamtinnen die Jauſen ſelbſt holen. Grete verſperrte wohl die Lade mit den Amtsgeldern, in der Eile aber ließ ſie die Kanzleithüre unverſperrt und lief in die Küche, um die Taſſe Milch zu holen. Keine zwei Minuten blieb das Fräulein weg. Nach Rückkehr fand Grete die Kanzlei verſchloſſen, den Schlüſſel an der Thür von fremder Hand abgezogen. „Um Gottes willen, was hat das zu bedeuten?“

Ein höhniſches Gelächter belehrte das Fräulein, daß der liebe Herr Reviſor nun doch Sieger iſt und die Telegraphiſtin auf einem Amtsverbrechen ertappt hat. Triumphierend kam der Beamte heran, den Schlüſſel ſchwingend, und höhniſch rief er: „Kennen Sie die ſtrenge Vorſchrift nicht, daß man den Schlüſſel niemals an der Kanzleithür ſtecken laſſen darf?“

„Ja! Verzeihen S' nur, Herr Kommiſſär! Die Geldlade iſt ja verſchloſſen, es konnte gar nichts geſtohlen werden, ich war nur auf zwei Minuten weg, Milch aus der Küche holen! Es wäre ein Diebſtahl ganz unmöglich!"

„Nichts da! Es gibt für ein ſolches Dienſtvergehen, für ſolchen Verſtoß gegen eine ſtrenge Vorſchrift keine Entſchuldigung! Ich werde die Anzeige erſtatten! Rufen Sie augenblicklich den Poſtmeiſter!"

Weinend ging Grete.

Der Reviſor öffnete unterdeſſen die Kanzleithür und ſtellte ſich in Poſitur, um fürchterliche Abrechnung zu halten.

Alsbald kam der Poſtmeiſter mit der zitternden Grete, und nun vollführte der geſtrenge Reviſor ein Höllenſpektakel über das ungeheure Verbrechen, er malte in grellen Farben das entſetzliche Bild, daß ein Gauner, deren es überall welche gibt, mühelos einen Wachs- oder Lehmabdruck hätte vom Kanzleiſchlüſſel nehmen können, ja, es wäre leicht möglich geweſen, die Staatsgelder, für welche der Poſtmeiſter haften müſſe, zu rauben.

Zur Verblüffung des Beamten erwiderte der trockene Poſtmeiſter: „Mit Verlaub, Herr Kommiſſär! So flinke Gauner haben wir in Hochblößen nit!“

„Es kann aber einer zugereiſt kommen!“

„Zugereiſt kommt allerdings manch' ſpaßiges Mannsbild!“

„Herr, was unterſtehen Sie ſich!“

„Haben S' g'glaubt, ich mein' Ihnen?“

„Ich verbitte mir jede Anſpielung! Ich bin hier im Dienſt und Vorgeſetzter!“

„Herr Kommiſſär! Schikanieren können S' ein armes Haſcherl wie die Telegraphiſtin, mich aber nicht!“

„Ich werde auch gegen Sie Anzeige erſtatten!“

„Nur zu! Schreiben S' auch die Anzeige, daß ich die Zudringlichkeit gegen weibliche Beamte für ganz unpaſſend bei einem Reviſionsbeamten halte!“

Jetzt räumte Herr Niedermeyer das Feld und befahl ſofortiges Einſpannen ſeines Pferdes. Ja, nicht einmal vor dem Poſthauſe wollte er warten und ging auf der Straße voraus, um nur ja recht ſchnell aus dieſem unangenehmen Neſt zu kommen. —

Wenn Bella von Feldberg noch nie ihr im-

pulſives Weſen bereute, hier in dem ſtillen Kirchdorfe Hochblößen, bedrängt von einer ſchwatzhaften Wirtin, ärgerte die Großſtädterin ſich gründlich über ſich ſelbſt, über die Art, den nächſtbeſten Einfall ohne jedwede Rückſicht auszuführen, und in specie über den Ausflug nach Hochblößen. Den grundbraven Kontrolleur mit ſeinen zarten Gefühlen für die Telegraphiſtin wollte Bella ärgern durch die Mitfahrt, ihn quälen nach Weiberweiſe, und nun bringt die ſchwatzhafte Poſtmeiſterin die verkehrsgewandte Dame von einer Verlegenheit in die andere. Es iſt albern, geradezu dumm, ſagte ſich Bella in galoppierenden Gedanken, daß nicht gleich beim Ausſteigen der Irrtum richtig geſtellt, geſagt wurde, der Grenzoberkontrolleur ſei unverheiratet. Nun hat ſich die Wirtin in den Gedanken, die Frau Oberkontrolleur vor ſich zu haben, verbiſſen, die Berichtigung des Irrtums wird ſehr ſchwer, momentan unmöglich ſein.

Und wie plump dieſe Wirtin zum Weinkonſum animiert durch Hinweis, daß der Herr Oberkontrolleur „homulpathiſch“ mit dem Rötel umgehe und der armen gnä' Frau nicht einmal von dem ſo viel

guten G'ſelchten (Rauchfleiſch) aufwarte! Es wäre ja ſonſt ſehr erfreulich, daß der Herr Oberkontrolleur ſo fleißig nach Hochblößen komme, aber ihm wäre halt das Telegraphieren die Hauptſache, und für die gewiß aufmerkſame Wirtſchaft intereſſiere er ſich leider nur wenig.

Vergiften könnte Bella dieſe Schwätzerin, doch weiß die Baronin wahrlich nicht, wie dieſes Redefeuer geſtopft werden könnte.

Einige Male hatte Lauber verſucht, den Redefluß der Poſtmeiſterin zu unterbrechen mit den Worten: „Sie irren ſich!“ Allein die Wirtin ließ ſich nicht beirren und fragte weiter, ob der Kinderſegen ſich gut anlaſſe, ob die Luft gut ſei in Sankt Veit über der Grenze und wie die Preiſe für Fleiſch und ſonſtige Viktualien ſtünden.

„Ich denke, wir fahren heim!“ ſagte Bella zu ihrem Begleiter, der ſofort aufſtand und draußen Befehl zum Anſchirren erteilte.

„Fehlt Ihnen was, Frauerl? Will nicht hoffen? Brauchen keine Angſt haben, unſer Wein iſcht freilich nicht der feinſte Tafelwein, ſonſt aber rein und geſund! Nehmen S' einen Tropfen Meliſſengeiſt,

koſtet ja nixen, iſcht ſo viel gut für junge Frauelen! Mein', ich war ja auch einmal jung und in ſolchen Verhältniſſen! Keine Kleinigkeit, elf Kinder zur Welt gebracht, weil der Poſtmeiſter halt ſo viel religös iſcht, kannſt nix machen, denn der Moſes hat ſchon geſagt: ‚vermehret Euch wie der Sand am Waſſer', und ſeller Moſes hat ſich gut aus'kennt mit ſeine' Leut'! Wie viel Pampfen, Pardon, verehrliche Kinder haben S' denn ſchon, gnä' Frau?"

„Keine, liebe Poſtmeiſterin! Doch nun genug, ich will heim!"

„Na, was nicht iſcht, kann werden! Jungverheiratete Leut' preſſieren alleweil, können 's nicht erwarten, und wenn die Stuben voll Kinder iſcht, geht 's Jammern an, da wird einem der Segen zu viel. Iſcht der Herr Gemahl auch religös?"

Ohne eine Antwort zu geben, ſchritt Bella, krebsrot im Geſicht, aus der Gaſtſtube, und hinter ihr trippelte, ob ſolcher ſtolzen Manier ſchwer beleidigt, die Wirtin.

Lauber bat, vor dem abfahrbereiten Wagen ſtehend, die gnädige Frau, gütigſt einſteigen zu wollen, und raſcher denn ſonſt erfolgte nach kurzem Abſchied die Abfahrt.

Die Poſtmeiſterin ſtand wie die zu Stein erſtarrte Frau Lot, den Mund angelweit offen, und ihr Gehirn arbeitete ſchwer, um die neue Manier im Gedächtnis zu behalten. Eine wunderſame neumodiſche Art, daß der Mann zu ſeinem angetrauten Weibe ſagt: „Bitte, gnädige Frau, gütigſt einzuſteigen!“ Die noblichen Leute ſind ja immer anders als gewöhnliche Menſchen oder gar Bauern; aber das iſt doch fad, überſpannt, und gar ein ſo großer Herr iſt ein Grenzkontrolleur auch noch nicht, daß er ſo „geſchwollen“ zu thun braucht mit der arraganten Perſon, die er weiß Gott wo aufzwickt hat. Jetzt fand die Wirtin auch die Sprache wieder, und das erſte war, der Telegraphiſtin die große Neuigkeit mitzuteilen, daß der Kontrolleur mit ſeiner Frau dageweſen iſt.

„Mit — ſeiner Frau?“ fragte Grete, der es weh im Herzen ward.

„Und wie! Ich ſag' Ihnen, das iſcht Ihnen eine ſade Nocken, eine ganz ſtadtiſche, ißt nix, trinkt nix und trägt die Naſen höcher wie der Kaiſerin ſelig ihre noblichſte Hofdam'. Die hat entweder ſaggriſch viel Geld oder ſie hat gar nixen! Ich

glaub' 's letztere, weil die Zech' miſerabel war! Wie wird Ihnen denn, Grete? Ihnen hat er allweil ſo gewiß angeſchmachtet, und derweil hat der Loder dahoam a ganz patſchierliches Weiberl! Und nit amol Kinder haben ſ'!"

„Wirſchtin!" rief ein Kocherl in die Kanzlei, „was wird herg'richtet zum Eſſen für die Deanſtboten?"

Die Poſtmeiſterin verließ die Amtsſtube, und Grete blieb mit einer Fülle ſchmerzlicher Gedanken allein. Verheiratet dieſer liebenswürdige, ſo zartfühlende, aufmerkſame Mann?! Alſo ſo ſchlecht wie alle anderen, die lüſtern auf Eroberungen ausgehen, trotzdem ſie zu Hauſe verſorgt ſind! Aber kann es möglich ſein, daß der Werber um die Liebe einer Telegraphiſtin ſeine Frau in den ſtillen Ort mitbringt? Es kann nicht ſein, oder der Mann iſt durch und durch ſchlecht im Charakter. Auch kann, ja muß ſich die Poſtmeiſterin verhört haben; die Wirtin ſchwätzt ja den Leuten die Ohren weg.

Ende des erſten Teils.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Geſellſchaft (Setzerinnenſchule des Lette-Vereins).

Im Verlage von **Otto Janke, Berlin SW.,** Anhaltstr. 11, sind nachstehende Romane und Erzählungen erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Golo Raimund:

Kein Vertrauen	Mk.	1,—
Ein deutsches Weib	„	1,—
Liebesfreud und Liebesleid	„	1,—
Gebrüder Spalding	„	1,—
Gesucht und gefunden . . .	„	1,—
Ein hartes Herz	„	1,50
Ein Familienschmuck . . .	„	1,50
Zwei Bräute	„	1,50
Ein neues Geschlecht . . .	„	1,50
Zweimal vermählt	„	2,—
Mein ist die Rache	„	2,—
Zwei Menschenalter . . .	„	2,—
Verwaist	„	2,—
Von Hand zu Hand . . .	„	2,—

Im Verlage von **Otto Janke, Berlin SW.**, Anhaltstr. 11, sind nachstehende Romane und Erzählungen erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Karl Berkow:

(E. v. Wolfersdorff.)

Unsere Backfische	Mk.	1,—
Im Dämmerschein	„	1,—
Ein Vergessner	„	1,—
Der Lebenslauf einer Glücklichen	„	1,—
Vae victis	„	2,—
Wintersonne	„	2,—
An des Thrones Stufen .	„	2,—
Die wilde Rose	„	2,—
Frauenliebe	„	2,—
Kämpferinnen	„	2,—
Schwestern	„	2,—
Kinderaugen	„	2,—
Um Seinetwillen	„	2,—

Hüben und drüben.

Zweiter Teil.

Hüben und drüben.

Grenzroman aus dem Hochland

von

Arthur Achleitner.

Zweiter Teil.

Das Recht der Überſetzung iſt vorbehalten.

Berlin 1903.

Verlag von Otto Janke.

VII.

Unerträglich und qualvoll gestaltete sich das Leben für Amanda und Franz in der Schmiede durch die unausgesetzten Roheiten, Verdächtigungen und geradezu raffinierten Mißhandlungen seitens des eingeheirateten Altgesellen, jetzigen Meisters Gerhard, der es fertig brachte, den Stiefsohn halbtot zu schlagen und gleich darauf den kleinen Karli in zärtlichster Weise zu liebkosen. Erkannte Frau Amanda die Absicht Gerhards, Franz fortzuschaffen und den Erben des Geschäftes auf irgend eine Weise zum Verzicht zu bringen, so blieb ihr anderseits die Zuneigung des gänzlich verwandelten Mannes zu dem Pflegekind unbegreiflich, vergeblich alles Sinnen über solchen Seelenzwiespalt. Manchmal dachte Amanda daran, den Knaben als Vermittler zu verwenden, doch Karli ist zu jung noch, um zu Fürbitten angelernt zu werden. Am Erfolg wäre nicht zu zweifeln,

denn der Einfluß des Kindes auf den rohen Menſchen iſt groß; ſchlug Gerhard den Franz aufs Blut, und kam Karli dazu, ſo genügte der Ruf des Knaben: „Nit hauen Franzl!“ und Gerhard unterließ augenblicklich jegliche Mißhandlung. Des winterlich gewordenen Wetters halber mußte Klein-Karli jedoch nun die meiſte Zeit in der warmen Wohnſtube gehalten werden, der Knabe kam ſelten mehr in die Werkſtätte, und Gerhard peinigte den Stiefſohn auf entſetzliche Weiſe, immer hoffend, der Erbe werde bei Nacht und Nebel entfliehen. Doch Franz hing am Elternhauſe wie an Nanni ſo ſehr, daß er lieber ſich quälen ließ, denn in die Fremde zu gehen. Und das Peinigen verſtand Gerhard mit allem Raffinement; ſo befahl er dem ahnungsloſen Franz, eines der zum Auskühlen vor das Haus gelegten heißen Hufeiſen aufzuheben, der gehorſame Burſch verbrannte ſich die rechte Hand und litt gräßliche Schmerzen. Gleichwohl wurde Franz, da auf Schneefall kalter Froſt eingetreten war, gezwungen, trotz der ſchwer verletzten Hand in den Berg zu fahren, und einen Holztransport zu vollführen, dem die Fahrtrichtung juſt über die gefährlichſten Stellen

angegeben war. Ein Pferd fiel auf dieſer Holzbringung zum Opfer, Franz kam ungefährdet herunter, wurde aber windelweich geprügelt und Amanda dazu, weil die Mutter dem Sohne beiſtehen wollte. Nachbarsleute kamen ob des fürchterlichen Skandales ins Haus und ſuchten zu intervenieren, wurden aber vom Wüterich mit einer Eiſenſtange davongejagt.

So ward für den unglücklichen Stiefſohn das Leben im Elternhauſe zu einem Martyrium, und niemand vermochte zu begreifen, wie Franz dieſe Qual aushalten konnte und niemals etwa aufbrauſte, ſondern ſtiller Dulder blieb.

Im Haushalt ging das Schwarzbrot zu Ende, es mußte friſch gebacken werden, und als Gerhard, der ſich um alles im Hausweſen kümmerte, davon verſtändigt wurde, beauftragte der Meiſter ſogleich den Franz mit dem Anheizen des Backofens. Den Befehl begleitete ein unheimliches Flackern der Augen, es ſchien, als leuchtete Mordluſt hervor.

Gehorſam hatte Franz des Morgens den weiten, tunnelähnlich ausgemauerten Backraum gereinigt, den engen Schlot gekehrt und mit Holz ſtark ausgeheizt. Gerhard ſchob perſönlich die Teiglaibe ein und ſchloß

die den Backofen absperrende Thür zu, nachdem die Absicht, den Stiefsohn hineinzustoßen, durch Hinzukommen eines Dienstboten vereitelt worden war. Gewitzigt hielt sich Franz von diesem Augenblick an in Entfernung vom Stiefvater, wo immer es möglich war. Da sich der Bursch später entschieden weigerte, das fertig gebackene Brot hervorzuholen, mußte sich Gerhard behufs Vermeidung jeglichen Aufsehens bequemen, diese Arbeit selbst zu thun, auch kroch er hierauf selbst in den heißen Ofen, um die Asche herauszukehren. Der Hitze wegen beeilte sich der Meister mit dieser Arbeit, welche es erforderte, daß der Mann fast mit dem ganzen Körper im Backofen steckte und nur die Fußspitzen den Fußboden heraußen berührten. Hastig hantierte Gerhard, der den Besen mit beiden Händen hielt.

In der Nähe stand Karli, mit einem Stöckchen in heißer Asche wühlend. Mochte der Kleine nun mit einem Händchen direkt in die glühend heiße Asche gegriffen haben, Karli schrie plötzlich auf und zeterte aus Leibeskräften.

Franz kam herbeigesprungen, in seiner angewohnten Weise mit den Armen wie bei Feilarbeit

fuchtelnd; an der Backofenthür sah er die Füße seines Peinigers, stieß plötzlich daran und warf die Ofenthür heftig zu. Im Nu ergriff Franz nun den heulenden Knaben und trug Karli in die Wohnstube, um dann wie gelähmt auf der Bank hocken zu bleiben.

Das Weinen und die Schmerzensrufe Karlis veranlaßten Amanda, Hilfe zu bringen, und auf die Frage, was denn mit dem Bubi geschehen sei, vermochte Franz keine Antwort zu geben, er brachte keinen Laut über die Lippen und konnte sich nicht rühren.

Erschreckt ließ Amanda den Dorfarzt holen, und legte um Karlis verbranntes Händchen einen ölgetränkten Verband.

Nach Stunden wurde die Abwesenheit Gerhards auffällig, man suchte nach dem allseits verhaßten Menschen und fand ihn schließlich tot im Backofen.

Wie Flugfeuer verbreitete sich die Nachricht hiervon im Dorfe, der Alarm ward riesengroß, als Franz, nachdem die Lähmungserscheinungen gewichen waren, selbst zur Gendarmerie ging und dort angab, den Stiefvater hineingestoßen zu haben, doch wisse

er nicht, wie es zugegangen und möglich gewesen sei, denn er habe es nicht thun wollen.

Zum Entsetzen der Mutter wurde Franz als Meuchelmörder sofort geschlossen in die Kreisstadt transportiert.

Zwei Tage später ward Gerhards Leiche im Friedhofe zu Sankt Veit beerdigt.

Nur ein Lebewesen jammerte um den Toten, der kleine Karli fragte, wo der „Atte" sei und warum er nicht spielen komme.

Die unheilvolle Kunde drang auch ins Zollhaus und versetzte Feldberg in Bestürzung, die sich zu völliger Verwirrung steigerte, als Amanda mit Karli in der Kanzlei erschien und erklärte, den Knaben nicht länger mehr behalten zu können, da ihr Haus „kriminalisch" geworden sei.

Wie ein Vöglein flatterte in diesem Augenblick Frau Bella in die Amtsstube und rief: „Ach, das schöne Bubi ist da! Wie nett! Komm, Bubi, ich geb Dir Leckerli!"

Die grenzenlose Bestürzung Alfreds wahrnehmend, wie die Verlegenheit der Schmiedin, fragte Bella: „Ja, was ist denn passiert? Von dem Un-

glück in der Schmiede habe ich gehört — was will denn die Frau im Zollamt?“

Alfred rang nach Atem und Faſſung.

Frau Amanda erklärte zögernd: „Mit Verlaub! Den Karli bring' i z'ruck!“

Bella rief erſtaunt: „Wie? Zurückgeben? Sie irren ſich, das Kind gehört doch nicht ins Zollhaus?!“

Feldberg griff ein, um die Schmiedin nicht Zeuge eines unvermeidlichen Familienauftrittes werden zu laſſen, und ſagte: „Es iſt gut, Frau! Karli bleibt hier, ſchicken Sie ſeine Kleider heraus und die Abrechnung! Ich danke Ihnen für alles und bitte Sie, uns jetzt zu verlaſſen!“

„Ja, was hat denn das alles zu bedeuten?“ ſtammelte in maßloſer Überraſchung Frau Bella.

„Später wirſt Du alles erfahren!“ erwiderte nun feſt und beſtimmt der Gatte und wollte Karli an die Hand nehmen.

Doch der Kleine klammerte ſich an die Schmiedin und wollte mit ihr die Kanzlei verlaſſen, daher Alfred Gewalt anwenden und den Knaben auf den Arm nehmen mußte. Sichtlich froh, aus der Nähe Frau Bellas zu kommen, entfernte ſich die Schmiedin.

„Alfred, was soll das heißen?“ rief Bella in größter Erregung.

„Nicht hier im Amt! Bitte komm mit hinauf in die Wohnung! In wenigen Minuten sollst Du im klaren sein!“ erklärte Feldberg und trug den heulenden Knaben hinauf.

Bella folgte hinterdrein, von einer Ahnung erfüllt, die sie zittern machte.

Kindergeheul in der freiherrlichen Wohnung war ein Ereignis so unerhörter Art, daß Fanny aus der Küche gestürzt kam und die Hände überm Kopf zusammenschlug. „Wir haben ein Bubele?! Und so ein schönes Kind!“ schrie die dicke Köchin und wollte mit der Herrschaft in das Wohnzimmer treten.

Alfred drückte die Thür ins Schloß, knapp vor der Nase der empörten Küchenfee. Den Knaben auf das Sofa setzend, fragte Feldberg: „Bella! Bist Du in der Lage, ein Geständnis aus vergangener Zeit anzuhören?“

„Ich ahne Furchtbares! O Gott, meine Nerven!“

„Dann lieber nicht, obwohl es durchaus nichts ‚Furchtbares‘ ist! Es ist mit wenigen Worten gesagt: Karli, dies herzige Bubele, ist mein — Sohn —“

„Entſetzlich! Ha, welch' ſchändlicher Betrug iſt an mir armer Frau verübt worden! Lug und Trug jedes Wort vor der Trauung!"

„Durchaus nicht! Ich bitte, mäßige Dich!"

„Wo iſt die nichtswürdige Buhlerin?"

„Im Friedhof unter der Erde!"

„Wie? Ich glaube Dir kein Wort!"

„Das wäre traurig genug! Ich verzweifle aber nicht an Deiner Einſicht und am Sieg des guten Herzens. Höre, Bella! Das Knäblein ſtammt aus vergangenen Tagen, da ich noch Stationsführer der hieſigen Grenzwache war und mich der aufrichtigen Liebe eines Mädchens hier aus dem Dorfe erfreuen konnte. Wir liebten uns ehrlich und mit den Hoffnungen der Jugend. Trotzdem uns zum Ehebunde alles, ſelbſt das Nötigſte fehlte — ich war ja ein armer Menſch — wollte Marie, Gott hab' ſie ſelig, nicht verzweifeln, und ich ſelbſt hoffte ſowohl auf Avancement und Heiratserlaubnis ſeitens der Verwandtſchaft wie der vorgeſetzten Behörde. Eine vergebliche Hoffnung! Die hohen Verwandten hielten mich ob der niederen Dienſtſtellung für einen rettungslos verlorenen Thunichtgut, verweigerten

jede Beihilfe zur Kautionsſtellung wie die Heiratszuſtimmung überhaupt. In der Zwiſchenzeit genas Marie des Knäbleins und ſtarb im Wochenbett. Für mein Kind zu ſorgen, hielt ich für meine heiligſte Pflicht, die ich ſelbſt unter perſönlichen Entbehrungen erfüllt habe bis zu dieſer Stunde. Ich habe Dir, wie Du mir zugeſtehen wirſt, vor der Trauung die Mitteilung gemacht, daß ich für ein Kind ſorgen müſſe, von Lug und Trug kann um ſo weniger die Rede ſein, als Du, in Kenntnis hierüber, mir dennoch die Hand zum Ehebunde reichteſt!“

„Ich — ich habe das nicht für Ernſt gehalten —!“

„So? Man ſpaßt mit ſolchen Geſtändniſſen vor einer Braut nicht, auch wird es keinem Manne beifallen, hiermit etwa renommieren zu wollen. Eher wird eine ſolche Thatſache verſchwiegen. Du mußt zugeſtehen, Bella, daß ich für Alimentierung meines Kindes keinen Pfennig von Deinem Vermögen genommen, alles von meinem Gehalt abgedarbt habe, ohne daß Dir auch nur der kleinſte Abbruch erwachſen wäre!“

„Es ist und bleibt ein Skandal! O, was wird Mama sagen!“

„Vor allem bitte ich, in der Kritik etwas maßvoller zu sein! Eine ehrliche Handlungsweise ist kein Skandal, ich habe in jeder Beziehung ehrlich gehandelt, an der Mutter des Kindes, in der Fürsorge für den Knaben und Dir gegenüber! Wenn von einer einstigen Lüge gesprochen werden soll, so betrifft es die damalige Notlüge, als ich an jenem Abend in größter Sorge um das schwer erkrankte Kind zum Arzt nach Hochblößen — unser Doktor war abwesend — gelaufen bin, Arznei holte und Dir gesagt habe, ich hätte Außendienst vollführen müssen!“

„Ha! Das weiß ich längst! Es bleibt aber doch schändlich, daß der Bastard im Dorfe gehalten wurde, und ich ahnungslos als legitime Gattin hier leben mußte!“

„Verzeih, Bella! Ich konnte mich von dem Knaben nicht trennen! Ab und zu ihn sehen, die Erziehung, soweit von einer solchen im Bauernhause die Rede sein kann, überwachen, war mir ein Herzensbedürfnis! Und je hübscher das Kind heranwuchs, desto größer ward in mir die Hoffnung, daß eines

Tages Dein Herz ſprechen und die Aufnahme des Kindes in unſer Heim genehmigen wird. Das unſelige Ereignis im Schmiedhauſe hat dieſe Angelegenheit einem vorzeitigen Abſchluß zugeführt, mein Kind wurde mir ins Haus gebracht, es muß weitergeſorgt werden. So bitte ich denn um Barmherzigkeit für das arme, unſchuldige Kind! Stoß es nicht hinaus! Gib ihm eine Heimat, gönne ihm ein Plätzchen an Deinem Herzen!"

„Nein! Ich will nicht zum Geſpött der ganzen Bevölkerung werden!"

„Ein Werk der Barmherzigkeit, edle Sebſtverleugnung, die That eines guten Herzens wird niemand verſpotten! Unſere Gebirgler ſind beſſer, als Du glaubſt! Sei barmherzig, Bella!"

„Ich behalte den Knaben nicht!"

„Deine Weigerung iſt unweiblich, hart, erbarmungslos!"

„Sei's drum! Ich will nicht! Bring das Kind fort! Ich will nicht zu jeglicher Stunde erinnert ſein, daß eine andere Dein Herz beſeſſen hat, und Du in der Hefe des Volkes verkehrteſt!"

„Bella, Marie war ehrlich und brav, ſchmähe

die Tote nicht! Sie konnte nichts dafür, daß sie nicht eine reiche Städterin gewesen!"

„So? Dann hätte Baron Feldberg wohl diese Person geheiratet?"

„Gewiß!"

„Sehr freundlich! Aber meine Mitgift . . ."

„Halt, Bella! Ich habe nie danach verlangt und lediglich die Möblierung geduldet. Erinnere Dich meines ständigen Protestes gegen die von Dir beliebte üppige Lebensweise, erinnere Dich, daß ich keinen Teil daran habe und meinem eigenen Einkommen gemäß lebe."

„Das wär' mir das rechte Leben! Verhungern könnten wir bei dieser Gage!"

„Ich glaube nicht! Du weißt nur nicht, wie kleine Verhältnisse sind und was es heißt, sich nach der Decke zu strecken! Versuch es nur, Du kannst an mir sehen, daß es geht! Genug davon! Ich bitte Dich ein letztes Mal recht inniglich: erbarme Dich des armen Kindes, stoß den Knaben nicht von Dir, sei ihm Mutter!"

Karli hatte anfangs geweint, dann erwachte im Kinde etwas wie Neugierde, verwundert betrachtete

der Knabe die vielen, unbekannten Gegenſtände in der fremden, ſchönen Wohnung, die Thränen vertrockneten, und alsbald rutſchte Karli vom Soſa herunter, kroch unter dem Tiſch durch und begann mit dem ausgeſtopften Pudel, der als Fußſchemel diente, zu ſpielen. „Wau, wau, Undi!“ rief Karli und ſtreichelte das Fell.

Ein leiſes Lächeln huſchte über Bellas Lippen bei dieſem Anblick des ſpielenden, herzigen Knaben, und zugleich ging ein Stich durch das eigene Herz im Gedanken, daß möglicherweiſe der Kinderſegen der jungen Frau verſagt bleiben könnte.

Alfred hatte das Lächeln wahrgenommen, deutete es als Vorboten eines Wandels im Herzen und ging leiſe aus dem Zimmer.

„Undi bös, nix bell! Wau, wau, Undi!“ rief Karli und zauſte den Pudel am Behang.

Bella trat näher, unwillkürlich ſprach ſie ſanft und liebreich: „Du mußt das Hundele ſtreicheln, nicht hauen! Wie heißt Du, Kleiner?“

Karli guckte die ſchöne Frau groß an, gehorchte dann und liebkoſte das Hündchen ſo drollig, daß Bella hellauf lachen mußte. „Undi nix bell!“

„Willſt Du noch etwas zum Spielen, ſchöne Sachen?“

Bubi nickte und richtete die glänzenden Augen erwartungsvoll auf die Dame, welche geſchäftig Nippſachen von der Konſole nahm und dem immer vergnügter werdenden Knaben zum Spielen gab.

Es dauerte nicht lange, da war eine Nippfigur aus Meißener Porzellan um einen Kopf kürzer, und nun weinte der Knabe in Erwartung kommender Schläge.

Im erſten Augenblick war Bella ärgerlich über den Verluſt der koſtſpieligen Figur, doch ſagte ſie ſich ſelbſt, daß nicht das Kind ſchuld ſei. „Weine nicht, Kleiner! Komm, wir ſpielen mit beſſeren Sachen!“

Karli ſtand auf und klammerte ſich mit den Händchen an Bellas Kleid.

Ein ſeltſam wohliges Gefühl erzeugte dieſe Berührung von Kinderhand, aufatmend nahm Bella den Knaben auf den Arm und trug Karli in das Schlafzimmer, von deſſen Wanddekorationen nun herabgenommen und dem Kinde gegeben wurde, was immer nur als Spielzeug dienen konnte. Karli

ſchien aber nicht die rechte Freude an den fremden Sachen zu haben und fing zu bitten an: „Mein Hotto möcht' i!"

„Ja, Mauſi, wenn ich nur eines hätt'!" meinte Bella, ſetzte den Kleinen zu Boden, ging an die Thür und rief Fanny, welche den Auftrag erhielt, die Effekten des Kindes heraufzuholen und dann ins Dorf zu gehen, um beim Krämer an Spielſachen zu kaufen, was aufzutreiben ſei, in erſter Linie ein Pferdchen.

„Hotto! Und a Mizikatzi au'!"

Fanny hatte ihre helle Freude an dem putzigen Kleinen und verſprach raſcheſte Beſorgung.

Bei der Entfernung des Dorfes vom exilierten Zollamt mußten immerhin zwei Stunden Zeit vergehen, bis Fanny mit dem Spielzeug eintreffen konnte. Karli ward unterdeſſen hungrig, faltete die Händchen bittend und ſtammelte: „Mueſel*) bitt', bitt'!"

„Ei der Tauſend! Bubi kann aber ſchön bitten! Na, komm, Kleiner! Gehen wir in die Küche! Ob ich ein Mus kochen kann, iſt fraglich! Aber es gibt

*) Milchmus.

ja Milch, Honig und Gutelen für das kleine, brave Bubi!“

Bella fühlte ſich ganz Mutter, hielt den Knaben auf dem Arm, ſtellte Milch zum Aufwärmen auf den Herd und fütterte Karli unterdeſſen mit Marmelade.

Fröhliches Kinderjauchzen drang aus der Küche, als Alfred heraufkam, um nachzuſehen, was wohl Bella mit dem Knaben beginnen würde. Das Jauchzen aus froher Kinderbruſt kündet Sieg. Alfred atmete, von banger Sorge befreit, auf und ſchlich wieder in die Kanzlei hinunter. Er will jetzt das zärtliche Beiſammenſein nicht ſtören, die junge Freundſchaft wachſen laſſen.

Dann kam Fanny, die den Kramladen ausgekauft hatte, ſchwerbeladen heim, und beim Anblick der neuen, wenn auch plump gefertigten Spielſachen lärmte Karli wie toll vor Freude, lachte und ſchrie, zappelte und ſtrampelte, und zum erſtenmal kam aus dem Kindermund das ſüße Wort: „Mami!“

Das Wörtchen hören und Karli ans Herz drücken und küſſen war eins bei Bella, die nun mit

dem Kinde auf dem Arm durch das Zimmer tanzte und ſelber jauchzte.

In dieſem Augenblick trat Alfred ein.

„Bubi bleibt! Er ſagt ſchon Mami zu mir!“ frohlockte Bella.

Da ging es wie Aprilwetter über Feldbergs Geſicht, und in aufquellender Dankbarkeit herzte er Gattin und Bubi.

VIII.

Das Verdikt der Geſchworenen hatte auf ſchuldig des Meuchelmordes gelautet und der unglückliche Franz wurde, weil noch nicht ganz zwanzig Jahre alt, zu fünfzehn Jahren Zuchthausſtrafe verurteilt. In der Verhandlung hatte Franz reumütig den Hergang offen geſchildert und unter Anrufung Gottes wiederholt erklärt: „Ich weiß nicht, wie es zuging —, eintreten, ſtoßen und Thür zuſchlagen, das war alles ſo raſch geſchehen, wie man nach einer Mücke ſchlägt; ich habe nicht überlegt, habe nicht gedacht, habe nicht wollen, es geſchah alles von ſelbſt, und erſt als ich in der Stube war, wurde mir klar, was ich gethan habe. Es war aber alles ſchon zu ſpät, ich konnte die That nicht mehr ungeſchehen machen, ich war vor Schrecken gelähmt und konnte beim beſten Willen kein Glied rühren."

So wurde denn der Verurteilte in die Strafanſtalt abgeführt und der Schloſſerei derſelben zu-

geteilt, in welcher er ob seiner Findigkeit und Tüchtigkeit bald zum Vorarbeiter sich aufschwang. Seine auffallende Intelligenz, Gutmütigkeit, verbunden mit größter Bescheidenheit erwarben dem jungen, unglücklichen Menschen die allgemeine Sympathie der Beamten, von denen es die meisten kaum glauben konnten, daß dieser junge Mann ein veritabler Meuchelmörder sei.

In der Verhandlung konnte der Verteidiger gegenüber dem reumütigen Bekenntnis des Angeklagten weiter nichts thun, als um mildernde Umstände ob der Jugend und des bisher ungetrübten Leumundes zu bitten, und eben diese Jugend verhinderte die Verurteilung zur Todesstrafe.

Im Heimatsdorfe wirkte das Urteil niederschmetternd auf die arme Mutter, die völlig verzweifeln wollte.

In dieser gräßlichen Zeit war es Feldberg, der zu trösten, die gebeugte Frau aufzurichten versuchte und durch den Verkehr mit der Schmiedin ein gutes Beispiel gab. Wollten sich doch verschiedene Dörfler von der Zuchthäusler-Mutter zurückziehen, den Umgang meiden, und mancher brachte seine

Pferde lieber in das viele Stunden über den Berg entfernte Nachbardorf zur Schmiede.

War die Stellung eines Zolleinnehmers nun nicht gerade imponierend, Edelmann aus altem Geſchlecht iſt er doch und darob hoch angeſehen; es wirkte ſein menſchenfreundlicher Verkehr mit der armen Schmiedin erſichtlich auf die Bevölkerung, das Vorurteil wich, wenn auch nicht raſch, an ſeine Stelle trat ehrliches Mitleid und die Erkenntnis, daß man eine vom Unglück ſo ſchwer heimgeſuchte Mutter nicht auch noch finanziell ruinieren dürfe.

Feldberg war es auch, der mit Hilfe praktiſcher Ökonomen einen tüchtigen Hufſchmied verſchrieb und kommen ließ, ſo daß das Geſchäft wieder betriebsfähig ward. Die frühere Höhe unter Gerhard erreichte es freilich nicht, es gibt nicht viele ganz ausgezeichnete Hufſchmiede mit Kenntniſſen aus der Veterinärpraxis. Aber es ging langſam wieder aufwärts, und auf den Rat Feldbergs richtete die Schmiedin ein zum Anweſen gehöriges Häuschen zum Vermieten an Sommerfriſchparteien ein, damit auch auf dieſe Weiſe Bargeld verdient werden könne.

Spät lenzt es in der Teuchel, die hohe Lage

des Alpenthales bewirkt ein gewisses Zögern in der Natur, Sankt Veit ist zudem als Schneeloch berüchtigt, und oft gelingt es erst der Junisonne, die letzten Schneezungen aus den Mulden wegzubeißen. Es hängt vom Graswuchs ab, wann im Frühjahr die Almen bezogen werden können; mitunter wird es so spät, daß es im Thale und Stalle an Futter fehlt, und die Weide noch nicht genügend Gras hat. Da helfen sich die Bergbauern nun auf die Weise, daß sie auftreiben und das Vieh mit dem überwinterten Heu aus den Alpstädeln nähren, wodurch auch der Heutransport zu Thal erspart bleibt. Die wichtigste Person um die Zeit des Almbezuges ist im Grenzbezirk der Zollamtsvorstand aus dem Grunde, weil gemäß behördlicher Anordnung zur Verhütung des Viehschmuggels sämtliches Vieh, welches innerhalb der Distanz einer Wegstunde von der Landesgrenze zur Weide getrieben werden soll, im Zollamt vorher angemeldet sein muß. Der Zollamtsvorstand muß ein Viehstandsverzeichnis anlegen und evident halten für das Weidevieh auf inländischen Alpen, ein besonderes Verzeichnis aber auch verbunden mit genauester Kontrolle für die sogenannten Wechselalpen,

die von der Landesgrenze durchschnitten sind und es ohne schärfste Überwachung ermöglichen könnten, wertvolles Vieh zollfrei herein und ins Ausland zu bringen.

Einige Tage vor beabsichtigtem Alpauftrieb muß im Zollamt zu Sankt Veit die Viehanmeldung erfolgen, und das ist die Zeit, in welcher es die unglaublichsten Zettel und Zuschriften von Bauernhand auf den Arbeitstisch des Zolleinnehmers schneit, aus welchen die Anmeldungsverzeichnisse mühsam fertiggestellt werden müssen, deren Richtigkeit der Viehbesitzer durch Unterschrift zu bescheinigen hat.

Feldberg schmunzelte beim Anblick der oft fetttriefenden Zettel, er kennt diese Zuschriften seit Jahren, und doch reizen sie immer wieder zum Lachen. Gleich der erste zerknitterte Zettel*) lautete:

„Pester Paron?

Morgen den 29. Auftrieb in Die Gschwendalpe Daß Vieh bleib beim gleichen Stand wie es arf den alten Verzeichniß Stet.

Achthungsvollst

Georg Mühlberger, Maierbauer."

*) Die citierten Zuschriften sind wortwörtlich nach den Originalen kopiert. D. V.

Am Fragezeichen hinter der Baronie ſtieß ſich von Feldberg nicht weiter, und holte das vorjährige Viehſtandsverzeichnis hervor, um das neue auf Grund dieſer Zuſchrift anzulegen. Dann ward der nächſte Zettel ſtudiert, auf dem mit lila Tinte geſchrieben ſteht:

„Herr Verwalter. Ich, ſage Ihnen, daß Ich, dem Bock Nr. 20 am 15. Mai dem Wirth in . . . . . zu kaufen gegeben hobe. Und der Wirth hat mir es nicht zu wiſſen gebracht.

Chlapfbauer."

„Ein merkwürdiger Fall!" flüſterte Feldberg, „er verkauft, und der Wirt ſagt ihm nichts vom Kauf!"

Der dritte Zettel erinnert an die Spuren, welche etwa die Ständer einer Henne, die in Tinte getaucht ſind, auf weißem Papier hervorrufen. Der Inhalt lautete:

„Meldung.

Von Martin Dillersberger, Bauer in . . . . . .

Ich hab die Fihſerverzeichnis mit Anſuchen inſ Hauptzolamt . . . . . geſchitt auf den 17. Angemeldet zum Auftrib, von 7. 8. Grentzübertrib

den ſelben Tag wird Kuh Nr. 7 Abgetrieben, den 21. wird das Sagkalb von Kuhnumero 3 ab nach Eſterreich. M. D."

Doch nicht allein auf Alpvieh erſtreckt ſich die Anmeldung, beſonders gewiſſenhafte Gebirgler glauben ſogar die zum Alpbetrieb nötigen Geräte anmelden zu ſollen, wie dies ein Zettel beſagt:

„Morgen bring i
1 Muaſa*)
1 Toaga**) auf Alm.
Johann Leitner."

Über einen weiteren unglaublich zerknitterten Zettel mußte Alfred von Feldberg herzlich lachen:

„Heunt den 21. tun wir das Pferd herunder,
ein Pferd kimmt zu tunkelbraun mit Stern hint.
Zenz."

Und ſo beſchaffen ſind Dutzende dieſer Anmeldungen, die zur Ausfüllung der Verzeichniſſe benutzt werden müſſen. Gehorſam kommen die Vieh-

*) „Muaſa" = Schaufel zum Umdrehen der Schmarrnſpeiſe, auch Scharer genannt.

**) „Toaga" = hölzernes Gefäß, in welchem die Älpler und Holzknechte den Teig zum Schmarrn anmachen.

beſitzer dann ins Amt und unterſchreiben die Bogen, in welche ſogar die Rufnamen der einzelnen Kühe nebſt genauer Farbe und ſonſtiger Merkmale eingetragen ſind.

Iſt der Auftrieb erfolgt, ſo erſcheinen die Grenzaufſeher in Wehr und Waffen mit den betreffenden Verzeichniſſen und kontrollieren oft recht mühſam, ob die Angaben mit dem vorhandenen Vieh übereinſtimmen, worauf der Kontrollvermerk in das Verzeichnis und dieſes wieder zu Handen des Zollbeamten kommt.

Das iſt die alljährlich im Frühjahr wiederkehrende Alparbeit im Zollamt, und der Herbſt bringt die Kontrolle des Viehabtriebes. Selbſtverſtändlich läuft der tägliche Dienſt ununterbrochen fort, der Zolleinnehmer kennt keine Ruhepauſe, ſofern Grenzverkehr ſtattfindet, und dieſer ruht niemals völlig, wenn auch manchmal ſtundenlang kein Fuhrwerk oder Paſſant am Zollhaus vorüberkommt.

So fertigte denn Baron Feldberg ein Verzeichnis nach dem andern an, um nur ja die Arbeit vollendet zu haben, wenn die Bauern zur Unterſchrift kommen, damit die Parteien nicht unnötig warten müſſen.

Es ist ein schöner Charakterzug Alfreds, niemand, auch nicht den geringsten Handwerksburschen grundlos aufzuhalten; im eigenen Leben heißt es allerdings geduldig warten, bei einem Zolleinnehmer erst recht, der mit sechzig bis fünfundsechzig Jahren, das Haar längst gebleicht, pragmatische Rechte erwirbt.

Eine Equipage fuhr am Zollhaus an, hielt, und ungeduldig knallte der Kutscher mit der Peitsche.

„Na, na, eine Hoheit wird es kaum sein!“ brummte Alfred und eilte vor das Haus, zur Equipage hin, deren Insasse gefragt wurde: „Hat der Herr etwas Zollpflichtiges?“

„Nein!“

„Danke!“ erwiderte allzeit höflich Feldberg und wandte sich mit der gleichen Frage an den Kutscher.

„I nit! Halten S' mi' nit so lang auf! Hüh!“ rief der Knecht und schlug so heftig auf die Pferde ein, daß diese im Galopp weggingen.

„Halt!“ schrie nun der Einnehmer, dem diese Art des Wegfahrens verdächtig erschien.

Unwillig genug hielt der Kutscher an, und der Insasse begann zu zetern.

Feldberg lief zum Wagen und wurde heftig

apoſtrophiert: „Mein Wort muß Ihnen genügen! Ich ſtehe auch für meinen Kutſcher ein, wir haben nichts Zollpflichtiges! Abſolut nichts! Ihr Verhalten iſt Schikane!“

Der Einnehmer blieb gelaſſen und forderte den Kutſcher zum ſofortigen Sitzverlaſſen auf.

Mit einem Griff hatte Feldberg den Verſchlag des Kutſcherbockes geöffnet und Contrebande herausgenommen, beſtehend aus einem großen Quantum Rauchtabak und einer Kuhglocke.

„Ich habe keine Ahnung gehabt!“ erklärte nun, ſehr kleinlaut geworden, der Herr im Wagen.

Feldberg ignorierte den Paſſagier, nahm die Contrebande zu ſich und befahl dem Kutſcher, in das Amtslokal zu kommen, wo der Vorfall ſogleich zu Protokoll genommen wurde.

Demütig geſtand der ertappte Schmuggler nun, daß er leidenſchaftlicher Raucher ſei, das Jahr über nicht nach Öſterreich komme, und die heutige Gelegenheit benutzte, ſich mit Rauchtabak auf Jahresdauer zu verſorgen. Die Kuhglocke aus Meſſing habe er der Gelegenheit und Billigkeit halber käuflich erſtanden.

Feldberg ſtellte Wert und Gewicht der Waren feſt und machte dem Beſchuldigten die proviſoriſche amtliche Rechnung:

Zoll	12	Mk.	60	Pf.
Strafe	50	„	40	„
Konfiskationswert	15	„	70	„
Gebühr	4	„	—	„
Porti	—	„	40	„
Summa	83	Mk.	10	Pf.

Dem Kutſcher ſtanden die Haare zu Berge, als ihm dieſe Summe genannt wurde mit dem Beifügen, daß ſein Fall gemäß § 136 Ziffer 1 lit B des Verein-Zoll-Geſetzes als Zolldefraude behandelt werde, Rekurs freiſtehe und einſtweilen der Betrag von ſiebzig Mark bar erlegt werden müſſe.

„Mautner, um Gott's willen, i hon ja koane drei Markln im Sack!“

„Dann bitt' den Herrn, daß er die ſiebzig Mark für Dich erlegt!“ ſagte Feldberg und rief zugleich einen der in der Dienſtwohnung befindlichen Grenzaufſeher zur Aſſiſtenz.

Kleinlaut berichtete der Kutſcher, daß ſein Herr auch nicht ſo viel Geld mit habe.

„Dann gehſt Du ins Dorf und ſiehſt zu, daß Du binnen zwei Stunden das Geld auftreibſt. Das ‚wie‘ iſt Deine Sache! Bringſt Du den Betrag von ſiebzig Mark nicht binnen zwei Stunden ins Amt, wird die Equipage mit Dir vom Grenzaufſeher in die Kreisſtadt gefahren und vom Amtsgericht Pferde und Wagen zur Verſteigerung gebracht! Alſo vorwärts ins Dorf! Die Equipage bleibt ſolange hier!“

Eilig verſchwand der Knecht, und dem Inſaſſen blieb auch nichts anderes übrig, als zu Fuß ins Dorf zu gehen.

Begreiflicherweiſe begann der Kutſcher ſeine Irrfahrt um Bargeld bei der Wirtin zu Sankt Veit; der Unterwirt war nicht daheim, der Kirchenwirt kannte den Knecht nicht und weigerte ſich daher, eine ſo große Summe herzugeben, und der Oberwirt wollte mit einem Schmuggler nichts zu thun haben. Schon war auch die zweite Stunde der geſtellten Friſt im Ablaufen, da gelang es mit beweglichen Bitten den Poſthalter zur leihweiſen Hergabe der Kautionsſumme zu bewegen, und nicht wenig froh, dem Dienſtherrn Pferde und Wagen noch retten zu können, ſprang

der Knecht hinaus zum Zollamt und deponierte das Geld, worauf die Equipage freigegeben wurde.

„In mein' Leben ſchwirz' (ſchwärze = ſchmuggle) i nimma!" ſchwor der Kutſcher und fuhr weg.

Ein Halbſtündchen fehlte noch bis zum Kanzleiſchluß, da ſtürmte Fanny herunter und rief dem Einnehmer zu, er ſolle ſofort die „Madam" holen.

Im Eifer vergaß Alfred die Kanzlei abzuſperren und mit der Dienſtmütze auf dem Kopf lief er ins Dorf, Freude und Angſt im Herzen.

Qualvolle Stunden folgten und gegen Mitternacht war im Zollhauſe ein Mädchen geboren.

IX.

Die Wahrheit des alten Spruches, wonach es ſchlimm iſt, nicht zu lieben, ſchlimm aber auch, zu lieben, ſollte das Mannweib, die Fuhrlieſel, zu ihrem Schrecken an ſich ſelbſt erfahren. In einem Alter, das ſonſt vor leichtſinnigen Streichen ſchützt, fing auch ihr Herz Feuer, entbrannte jäh in heftiger Zuneigung für einen Mann, der körperlich viel kleiner als Lieſel war und in ſeinem Handwerksberufe abſolut nicht zu dem immer kräftig zugreifenden, äußerſt reſoluten Weibe paßte. Heinrich hieß das Männlein im Taufnamen, von den Sankt Veiter vulgär Heinzl genannt, und Glaſel ſchrieb ſich der Knirps, der das Metier des Glaſers im Dorfe ausübte und die bärenſtarke Jungfrau Lieſel zu verehren wagte.

Wie ſich die Herzen dieſer beiden ungleichen Menſchen fanden, blieb unergründbar, es ahnte auch niemand etwas von einer Annäherung, man wußte

einfach gar nichts, und geradezu verblüffend wirkte daher an einem Sonntag die Verkündigung von der Kirchenkanzel, daß „die Jungfrau Liese Steinteufel mit dem Jungherrn Heinrich Glasel allhier“ die Ehe eingehen wolle.

Es war eine richtige Sensation in der Kirche, jegliche Andacht wich, ungeduldig harrten die Leute auf den Schluß des Gottesdienstes, und einmal im Freien debattierten die überraschten Dörfler das Ereignis mit einem Eifer, den ähnlich vielleicht nur eine Mobilisierung der Armee hätte hervorrufen können. Ein Irrtum ist ausgeschlossen, es gibt nur eine Liese Steinteufel im ganzen Grenzgebiet und das ist die Fuhrliesel, das Mannweib. Unfaßbar bleibt, wie der kleine Heinz mit seinem zerbrechlichen Geschäft auf den Gedanken kommen konnte, just eine Maid erküren zu wollen, die jeglicher weiblichen Arbeit aus dem Wege geht, fuhrwerkt gleich dem stärksten Knecht, immer auf der Straße bei jedem Wetter ist, und nach der äußeren Erscheinung bis auf die geradezu prachtvollen braunen Zöpfe aller weiblichen Reize entbehrt. Ein ungleiches Paar, augenscheinlich nicht zueinander passend, und dennoch kirch-

lich zum Ehebunde aufgeboten, also ineinander verliebt, zur Ehe entschlossen. Wird als Frau Glasel die Liesel das Fuhrwerken lassen, mit Kochgeschirren und Glaswaren handeln? Undenkbar! Die Fäuste, welche die stärksten Rosse zu bändigen wissen, die schwerste Arbeit verrichten, können sicherlich nicht zerbrechliche Gegenstände behandeln, oder es wird Scherben geben zu jeglicher Stunde.

Schneid hat der Glaser, das beweist seine Wahl und seine Anwesenheit in der Kirche zum Aufgebot. Und eine gewisse Courage gehört dazu, nach diesem Kanzelereignis unter die Leute zu treten und die verschiedenen, nicht immer im Hofton gehaltenen Bemerkungen anzuhören. Heinzl blickte lebfrisch und schneidig drein, er freute sich, Gegenstand allgemeinster Aufmerksamkeit und Betrachtung zu sein; er, der bisher von der Männerwelt über die Achsel angesehen und von den Dirndeln niemals für voll genommen worden war, spielt jetzt eine größere Rolle denn der Bürgermeister, und das will was und nicht wenig heißen, wenn man bedenkt, daß der Bürgermeister bei der Durchfahrt eines Ministers von Exzellenz ansprochen wurde und, ohne geköpft zu

werden, ſagen durfte: „Sein S' froh, daß Sie ſchon a Miniſter ſein!“ Niemals hat der Bürgermeiſter Senſation erregt, wohl aber Heinzl, der Glaſer!

„Gelt, da guckt Ihr!“ krähte der kleine Mann, von den Dörflern umringt, „ſo a Schneid hab' halt grad' i! Aber wir werden gut hauſen, i und die Lieſel, weil wir uns ſaggriſch gern haben!“

Die Dorfburſchen wieherten vor Vergnügen über dieſe Außerung.

„Ös verſteht das nit! Sell is die wahre Liebe!“

Schallendes Gelächter erdröhnte im Kreiſe, die Burſchen ſchienen nicht übel Luſt zu verſpüren, ſich vor Vergnügen wälzen zu wollen.

Weniger lebhaft im Anulken war die Weiberwelt, deren ſchneidigſte Vertreterinnen nur Glückwünſche der perſönlich anweſenden Fuhrlieſel darzubieten wagten, mit einer leiſen Ironie im Ton, aus Furcht, daß die durchaus nicht mundfaule Perſon dreinfahren und den Dirndeln auf gebirgleriſch die Meinung ſagen könnte. Die „himmellange“ Lieſel dankte ziemlich kühl und hob den flechtenumrahmten Kopf, um über die Weiber hinweg nach dem Bräutigam zu ſehen. Im Nu hatte Lieſel die Situation erfaßt,

mit großen Schritten eilte sie, die Weiber auseinander drängend, zu den Männergruppen, ignorierte die Zurufe und griff den Heinz heraus, dem kleinen Bräutigam zurufend: „Wirst doch nit den Hanswurschten einen Kasperl abgeben!“

Ein stämmiger Holzer rief: „Oho! Verheiratet seid ös noch nit, därfst 'n Heinzl noch nit öffentlich durchbleddern!“

Schlagfertig erwiderte die resolute Liesel: „Du bischt der letzt', der g'fragt wird! Der Schambernazi därf gar nit aufdrah'n!“

Erglühend in größter Verlegenheit wich der Apostrophierte zurück, ausgelacht von der ganzen Korona.

Liesel nahm den Bräutigam am Arm, führte ihn unter gröhlenden Hallorufen der Burschen vom Kirchplatz weg und ging mit großen Schritten dem Glaseranwesen zu, in welchem das ungleiche Paar alsbald verschwand.

So derb die Fuhrliesel ist, auf Anstand und Sitte hielt sie genauer denn eine feine Dame, und so verblieb sie nur auf ein kleines Frühstück im Hause des Bräutigams, die wichtige Frage wegen der

Trauzeugen beratend, eine Frage, die bei dem Berufe der Braut gewisse Schwierigkeiten insofern bereitet, als Liesel keine Fuhrknechte zu Trauzeugen haben will, Heinz dagegen soviel wie gar keine noblen Beziehungen hat. Etwas Besseres soll aber erkoren werden; es genügen Liesel nicht einmal die Grenzaufseher dem Range nach, den Oberkontrolleur aber kann man nicht angehen, der steht wieder zu hoch; recht wäre Liesel der leutselige Mautner, aber ihn kann man doch nicht bitten, weil er ein wirklicher Baron ist.

Heinzl stimmte auch in diesem Punkte der scharfzüngigen Braut zu: „Ganz richtig! Das geht nit, der Mautner ist zwar ein rarer Mann, aber ein Baron ist er!"

„Wenn i denk, wie er oft gemein (herablassend) zu mir ist, möcht' i 's schier riskieren!"

„Ja ganz, wie die Liesel meint!"

„Na, ein Simanndl (einfältiger, unselbständiger Mensch) bist schon stark! Allweil nachbeten ist au' nit schön!"

„Wohl, wohl! Also meint die Liesel, i sollt' a eigene Meinigung haben?"

„Unterſteh' Di'! Diragieren thu' i, verſtanden! I heirat' Di', nit um'kehrt! I pfeif', und Du tanzeſt!"

„Wie die Lieſel meint, mir iſt's recht!"

„Dös wird au' nur recht und in der Ordnung ſein! Alſo i geh' hiazt doch zum Einnehmer!"

„Trauſt Dir wirklich?"

„Das Anfragen koſt' nixen! Ich werd' ſchon ſo dergleichen reden, daß er nit böſ' werden kann, und wenn er mag, wird er mi' ſchon verſtehen, der baroniſche Mautner!"

Nach kurzer Verabſchiedung, die kußlos verlief, weil Lieſel auf ſolche Dummheiten nichts hält, ſtapfte die Braut richtig das Sträßlein hinaus zum Zollhaus und ſprach in der Kanzlei vor.

Feldberg ſaß wie immer in emſiger Arbeit am Schreibtiſch und ſtellte die Rechnungen zuſammen, damit die Bücher mit der Amtskaſſe für eine bevorſtehende Kaſſenreviſion durch den Oberkontrolleur übereinſtimmen. Als Lieſel eintrat, rief der Einnehmer: „Ah, unſere brave Lieſel? Haben Sie etwas anzumelden?"

„I bitt', Herr Baron, ſagen S' Du zu mir!"

„So? Weshalb?"

„Gleich nur, weil es mir lieber iſt! Und ich red' mich dann leichter mit Eahna!"

„Das läßt auf ein Anliegen ſchließen! Iſt es dienſtlicher Natur?"

„Na, Herr Baron! Das Amt wird es nixen angehen, wenn ich heirat'!"

Feldberg fuhr überraſcht in die Höhe und trat zu Lieſel: „Dirndl, Du willſt heiraten? Die Fuhrlieſel mit ihrer Verachtung aller Weiberarbeit? Unglaublich!"

„Ob Sie's glauben oder nit, iſt gleich! Wahr iſt es! I heirat' den Glaſer Heinz!"

„Das auch noch!" rief Alfred und kämpfte den Lachreiz nieder.

„Wird doch wohl meine Sach' ſein, wen i nimm! Und lieber a klein's Manndl, die kuſchen leichter!"

„Famos, liebe Lieſel!"

„Ja, iſt ſchon ſo! I brauchet nur noch zwoa Zeugen, und da happert's in der Teuchel!"

„Wieſo? Es gibt doch Mannerleut' genug allum! Die Wahl kann doch nicht ſchwer ſein!"

„Weiß nit, Herr Baron! Mannsbilder genug, aber nit die rechten!“

„Will denn die Lieſel ſo hoch hinaus?“

„Das grad' nit, aber die nächſtbeſten mog i au' nit! Schon etwas Beſſeres! Herrenleut'!“

„Ei der Tauſend! Alſo wenigſtens in Hinſicht auf die Trauzeugen eine noble Hochzeit!“

Lieſel nickte befriedigt, daß der Baron die Situation ſo gut begriff. „Ganz richtig und gut erraten!“

„Alſo etwa der Bürgermeiſter?“

„Na, der iſt mir z' dumm!“

„Lieſel, Du haſt heut' einen ausnehmend guten Tag!“

„Wie meint der Herr Baron?“

„Hab' gar nicht gewußt, daß Du eine humoriſtiſche Ader haſt!“

„Was hab' i?“

„Eine humoriſtiſche Ader!“

„Na, ſelle hob' i nit, nie g'habt, möcht' ſie au' nit! Könnt' ſie, ſolang i fuhrwerke, au' nit brauchen!“

Feldberg guckte, dann begriff er den Irrtum und verzichtete auf eine Aufklärung. „Wie wär's mit dem Poſthalter?“

„Der muß eh (ohnehin) die Roſſ' liefern!"

„Donnerwetter! Lieſel, willſt Du denn etwa gar zur Trauung fahren?"

„I ſchon i!"

„Iſt aber doch nur ein Katzenſprung vom Glaſerhaus zur Kirche und auch von Deinem Häusl iſt es nicht der Mühe wert einzuſpannen!"

„Das iſt ſchon richtig! Aber gefahren wird doch!"

„Weshalb denn?"

„Schauen S', Herr Baron, das hat eine geſchäftliche Seite! Dem Poſthalter ſeine Schäſen (Chaiſe) hat ein zerbrochenes Fenſter. Das muß der filzige Poſthalter doch beim Heinzl reparieren laſſen, ehvor kann man die Schäſen nit hergeben!"

„Fein ausgeklügelt! Aber das eine Fenſter ſteht doch im Mißverhältnis zu den Koſten der Wagenfahrt!"

„Schon! Aber ich hab' allweil noch etliche Blochfuhren vom Poſthalter gut, zahlen will er nit, alſo muß er's abdienen, und das geht am leichteſten, wenn i ſein Galaſchäſen nimm für den Tag und eine zweite Schäſen für die Trauzeugen."

„Alſo ganz nobel!"

„Aber natürli'! I kann doch einen Baron nit z' Fuß laufen laſſen!"

„Halt, Lieſel! Wenn mit dem Baron etwa ich gemeint ſein ſollte, ſo muß ich Dir eröffnen, daß ich Dir zwar gern den Gefallen thäte, dennoch Rückſichten zu nehmen ſind, die meine Beteiligung an Deiner Hochzeit ausſchließen."

„Denkt hon i mir's, aber 's Fragen koſtet ja nixen!"

„Ganz richtig, liebe Lieſel! Und darum nichts für ungut! Und Deinen erſten Jungen heb' ich aus der Taufe!"

„Waar' mir lieb!"

„Wie? Du heirateſt doch, alſo —!"

„Schon! Aber Kinder därfen nit kommen, das iſt ausgemachte Bedingnus mit 'm Heinzl, wir führen eine koſtenloſe Ehe, jawohl!"

„Na, da wünſche ich alles Glück zu ſolcher Ehe!"

„Dank' ſchön, Herr Baron, ich kann's brauchen, denn mein Zukünftiger hat ein dummes Geſchäft. Was man anrührt, bricht!"

„Hoffentlich bricht nicht auch das Glück so leicht! Also behüt' Dich Gott, Liesel!"

„Adjes, Herr Baron! Sein S' halt nit bös!"

Das Mannweib verließ die Kanzlei, etwas enttäuscht, doch fügte sich Liesel ins Unabänderliche.

X.

Das Nebenhaus der Schmiedin war glücklich an einen Advokaten aus der Hauptſtadt zur Sommerfriſche vermietet worden, der ſeine Familie ſchon im Juli hierherbrachte und einige dienſtfreie Tage in Sankt Veit verleben wollte. Ein leutſeliger Herr, verkehrte der Advokat mit den Hausleuten, insbeſondere mit der Schmiedin, deren tieftrauriges Weſen ihm alsbald auffiel und zur Frage veranlaßte, ob etwa vor kurzem ein Trauerfall eingetreten ſei.

Amanda wußte aus dem Briefwechſel, daß der Herr ein Rechtsanwalt ſei, und faßte nach einigen Tagen den Mut, den Advokaten um eine Unterredung zu bitten, die denn auch an einem ſtillen Nachmittag in der Wohnſtube des Schmiedhauſes ſtattfand. Zögernd berichtete Amanda über das Unglück, welches mit dem nun toten Altgeſellen einge-

zogen und bis zur Verurteilung des einzigen Sohnes wegen Meuchelmordes gediehen sei.

Das Intereſſe des Anwalts war anfangs nicht groß, wurde aber lebhafter, als Frau Amanda ausführlicher die furchtbaren Quälereien des Sohnes ſchilderte und mit aller Beſtimmtheit verſicherte, daß eine Mordabſicht trotzdem nie beſtand, die That nichts anders als die unglückſelige Folge eines Augenblicks ohne jede Überlegung geweſen ſei. Franz habe immer nach der That behauptet, nicht er habe es gethan, es müſſe ein böſer Geiſt in Geſtalt eines Blitzes geweſen ſein, es habe alles nicht ſo lange gedauert, wie man „ja“ ſagt.

Der Anwalt erinnerte ſich an Schilderungen ähnlicher Fälle im „Archiv für Kriminaliſtik“, aus denen klar hervorging, daß der Wille zum Verbrechen manchmal eine minimale Rolle ſpielte und gewiſſermaßen nur ein reflektoides Handeln*) vorlag. Wenn nun niemand würde behaupten wollen, daß Franz

*) Die Priorität der Aufdeckung und wiſſenſchaftlichen Beleuchtung des reflektoiden Handelns im Verbrechen gebührt dem bekannten Kriminaliſten und Strafrechtslehrer Doktor Hans Groß, k. k. Univerſitätsprofeſſor in Prag.

ungestraft hätte bleiben sollen, und selbst wenn der psychologische Hergang genau so gewesen, wie ihn die Schmiedin schilderte, muß doch mit Sicherheit angenommen werden, daß der böse Wille nahezu vollständig fehlte, die That im Unterbewußtsein erfolgte.

Als nun die Frau mit erhobenen Händen um Intervention des Anwaltes bat, auf daß Franz freigelassen würde, erwiderte Doktor Hiller, daß er den Fall aufnehmen und eine Revision des Prozesses auf Grund moderner wissenschaftlicher Auffassung beantragen wolle. Für einen Erfolg könne allerdings keine Garantie gegeben werden, es hänge zu viel von der Auffassung des Gerichtes ab. In ihrer Dankbarkeit wollte die Schmiedin dem Advokaten die Hände küssen, und nur schwer konnte sich Doktor Hiller der Dankesbezeigungen erwehren. Sorgfältig notierte sich der Anwalt alles Wissenswerte aus den Mitteilungen der Frau, besichtigte die Unheilstätte, den Backofen selbst, und reiste andern Tages in die Hauptstadt zurück, um alsbald ein Exposé in den Gerichtseinlauf zu bringen, worin ein Wiederaufnahmeverfahren auf Grund moderner Studien über Reflektoidität beantragt wurde.

Nach Umfluß geraumer Zeit erfolgte vom Gericht die Zuſtimmung zur Wiederaufnahme des Prozeſſes Franz Pauly, und ſomit konnte Doktor Hiller die Verteidigung übernehmen und den Verurteilten aufſuchen.

Schon vom Anſtaltsdirektor erfuhr der Anwalt, daß das Zuchthaus ſeit Beſtehen noch nie einen braveren Büßer beherbergt habe, daß Franz Pauly ob ſeines Fleißes, tadelloſen und intelligenten Weſens ſich allgemeinen Wohlwollens erfreue, und ein ganz ausgezeichneter, überaus geſchickter Schloſſer ſei, dem man trotz ſeiner Jugend die Leitung der Schloſſerei und Schmiede der Strafanſtalt übertragen habe. Was an Schlöſſern daſelbſt angebracht ſei, ſtamme alles von dieſem ſympathiſchen, gutmütigen Meuchelmörder, deſſen Unthat allen ein Rätſel ſei.

Und im perſönlichen Verkehr mit dem Büßer überzeugte ſich Doktor Hiller, daß der Direktor kein Wort zu viel geſagt habe, daß Franz ein auffallend intelligenter, beſcheidener und ſichtlich gutherziger Menſch ſei. Auf Vorhalt, wie ſich der Unglückliche die Zukunft vorſtelle, antwortete Franz hoffnungsfreudig, daß er ſeine fünfzehn Jahre allerdings werde verbüßen müſſen, dann aber in Frei-

heit in einem Städtchen, wo man ihn nicht kenne, eine größere Schlosserei werde einrichten, denn sein Geschäft kenne er gründlich.

Absichtlich sagte Doktor Hiller nichts über den Zweck seines Besuches, ließ sich aber vom Büßer genau den Hergang schildern, den Franz getreu seiner erstmaligen Angaben zur Darstellung brachte.

Für den Anwalt bestand kein Zweifel, daß hier nichts anderes als reflektoides Handeln vorliegt, zumal auch die Handbewegungen Franzens außer Arbeit an einen Fall erinnern, in welchem ein Schuhmachermeister dem ungeschickten Lehrling einen Klaps versetzen will, im Moment vergißt, daß er den Kneip in der Hand hat und, damit zustoßend, den Lehrbuben, ohne es gewollt zu haben, schwer verletzt. Damals wurde „böser Jähzorn" angenommen, während Doktor Groß den Fall nachträglich dahin konstruierte: „Der Lehrjunge war ungeschickt, hierauf reagiert der Meister regelmäßig mit einem Schlag mit der flachen Hand, so daß dies zur selbstverständlichen, sich selbst auslösenden Bewegung wird. Nun war der Lehrjunge wieder ungeschickt, die reflexoide Bewegung stellt sich ein, und da die Be-

wußtſeinszentren kaum engagiert ſind, ſo wird der Umſtand, daß die Hand augenblicklich bewaffnet iſt, nicht weiter beachtet, und es wird rein reflektoid zugeſchlagen."

Den Akt „Franz Pauly" ſtudierend, fand Doktor Hiller, daß im erſten Verfahren kein Menſch auf die Doktor Großſchen Studien über Reflektoidität Rückſicht genommen hat, wahrſcheinlich dieſe Studien überhaupt nicht geleſen worden ſind. Der Anwalt aber nahm alles von Groß geſammelte und wiſſenſchaftlich beleuchtete Material noch einmal gründlich vor, und konnte nun mit Sicherheit und Ruhe dem zweiten Prozeß entgegenſehen.

Die Wiederaufnahme des Prozeſſes war vom Reichsgericht bewilligt und zur abermaligen Verhandlung an den Senat des früheren Gerichtes verwieſen worden. Gemäß den Beſtimmungen der Strafprozeßordnung nahm als erſter Redner der Staatsanwalt das Wort, um kurz auszuführen, daß ſich in der Sache gar nichts geändert habe, und daher ſeinerſeits die Wiederholung des erſten Urteils verlangt werde.

Überraſcht waren die vielen Juriſten, welche zu dieſer Reviſionsverhandlung ſich eingefunden hatten,

denn das Intereſſe für dieſen Fall war groß, außerdem wußte man ja, daß ſich die Reviſion auf der wiſſenſchaftlichen Begründung reflektoiden Handelns durch die Kapazität eines Doktor Groß ſtütze. Es ſchien auch der Senatspräſident mehr vom Staatsanwalt erwartet zu haben, wenn der würdige Präſident auch nichts darüber äußerte. Das allgemeine Intereſſe wendete ſich dem Verteidiger zu, welcher nun das Wort erhielt und zunächſt ausführte, daß die Verbitterung, der Ärger und die Kränkung über die fortwährenden Martern und Mißhandlungen durch den Stiefvater ſich gewiſſermaßen zu einem einzigen peinigenden Empfinden objektiviſieren mußten, zu einem Empfinden, welches wohl immer in Franz Pauly präſent war und zu einem Gefühl tiefſten Haſſes ſteigern mußte. Daß ein Menſch in einem heißen Backofen nur wenige Sekunden das Bewußtſein behalten und in wenigen Minuten das Leben verlieren wird, das bedarf keiner großen Überlegung; vielleicht habe Franz Pauly beim Anblick des heißen Ofens das ſchon früher öfter erwogen, mag ſein, auch mit Applikation auf den verhaßten Stiefvater. Kamen nun an jenem Tage beide Eindrücke zu-

ſammen: Haß und Möglichkeit zu töten — ſo kann der Weg vom Sinneseindruck der Situation unter Anregung durch den ſtets präſenten Haß zur blitzſchnell erfolgten That ſozuſagen direkt eingeſchlagen worden ſein — er ging vom Auge zur Hand nur unter latenter Mitwirkung des Gehirns, alſo im Unbewußtſein, und fehlte ſonach der böſe Wille! Es ſei reflexähnliches Handeln anzunehmen, das in der Mitte zwiſchen dem eigentlichen, unbewußten, unwillkürlichen Handeln und dem bewußten Thun liege; reflektoid werde gehandelt, wenn die Bewußtſeinszentren bloß partiell angeregt ſind, ſo daß die Ausführung zwar mit Bewußtſeinsvorgängen verbunden iſt, wobei aber nicht alle, ſonſt zu erwartenden hemmenden Aſſoziationen eintreten. Äußerlich kennzeichnen ſie ſich dadurch, daß zwiſchen Impuls und Handeln mehr Zeit verfließt, als bei den eigentlichen Reflexbewegungen, aber weniger, als beim wirklich bewußten Handeln; vulgär würde etwa zu ſagen ſein: es wurde impulſiv, ohne zu denken, gehandelt. Franz Pauly hätte das Gethane nicht gethan, wenn er, auch noch ſo kurz, überlegt hätte, ſo daß ihm der Vorgang zum Bewußtſein gekommen

wäre. Solche Vorgänge ereignen sich im gewöhnlichen Leben sehr oft, sie werden aber selten genauer beachtet, obwohl sie zur Erklärung einer langen Reihe von strafrechtlich zu behandelnden Thaten von größter Wichtigkeit sind Es könne bei genauer Beachtung aller Erscheinungen der Fall Franz Pauly nur so aufgefaßt werden, daß das Verbrechen allein durch reflektoiden Thuns veranlaßt wurde, und die That im Halbbewußtsein geschah. Gewiß sei es schwierig, auch in diesem Falle die fließenden Grenzen festzuhalten, man dürfe aber vor dieser Schwierigkeit nicht zurückschrecken, noch weniger zurücktreten, weil das Thema neu, vor Gericht noch nie einer Beleuchtung unterstellt worden sei.

Der Verteidiger beleuchtete den Fall an der Hand der Großschen wissenschaftlichen Forschungen über reflektoides Handeln und schloß seine Rede: „Es ist in diesem Falle sicher, daß reflektoides Handeln des Franz Pauly vorliegt, die That geschah in einem Zustand, der jede Verantwortlichkeit ausschließt. Von Freiheit des Willens kann hier keine Rede sein, es liegt Zwang vor. Das Straf- [illegible] aber nur dann einzusetzen, wenn es sich

um das Verhältnis von Movens und Willen handelt. Es soll nicht gesagt sein, daß Strafe und Wirkung derselben ganz ausgeschaltet werden solle, die Zahl der Verbrechen müßte ins Ungemessene emporschnellen, wollte man Willensunfreiheit von Bestrafung ganz ausschließen. Es wird Sache der Gerichte sein, sich mit den Lehren des Strafrechtslehrers Groß zu befassen und die logischen Schlüsse daraus zu ziehen. In unserem Falle jedoch wolle der hohe Gerichtshof für bewiesen erachten, daß der Entschluß zum Meuchelmord fehlte, rein reflektoides Thun kennt kein Überlegen und ist im Unbewußtsein erfolgt, also außer Verantwortung, unzurechenbar. Mithin sind die Gründe zur Freisprechung gegeben, welche der Paragraph einundfünfzig des Reichsstrafgesetzbuches ausspricht: ‚Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden, wenn der Thäter zur Zeit der Begehung der Handlung sich in einem Zustand von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistesthätigkeit befand, durch welchen seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war.‘ Für den hohen Gerichtshof mögen die Darlegungen über reflektoides Handeln neu sein, ich bin überzeugt, das Novum mit sein-

ſchaftlichen Begründung durch Doktor Groß wird nicht abhalten, einen braven Menſchen der Freiheit wiederzugeben, deſſen That nur unter latenter Mitwirkung des Gehirnes, im Unterbewußtſein durch einen reflektoiden Stoß erfolgte und des böſen Willens, wie ihn das Geſetz zur Beſtrafung vorausſetzt, entbehrt. Ich bitte daher um Freiſprechung!“

Eine Bewegung ging durch den Saal, ſelbſt Fachleute harrten mit größter Spannung der Replik des Staatsanwaltes, welcher nun ausführte: „Es iſt der Tenor der Ausführungen ſeitens der Verteidigung darauf gerichtet geweſen, dem Senat die Exiſtenz reflektoiden Handelns nachzuweiſen, und entbehrten dieſe Ausführungen nicht wiſſenſchaftlicher Begründung. Ich kann darüber hinweggehen, daß die Verteidigung bemüht war, dem Richterkollegium wie dem Staatsanwalt mit einem gewiſſen Frohlocken vorzuhalten, daß man es mit einem Novum zu thun habe. Gewiß iſt, daß wir in der ſtrafrechtlichen Praxis einen ſolchen Fall unter ſothaner Begründung einer Unverantwortlichkeit des Thäters noch nicht zu verhandeln hatten. Das beſagt aber keineswegs, daß allen Fachleuten die Darlegungen des Straf-

rechtslehrers Groß unbekannt gewesen sein mußten. Auf diese Darlegungen bislang näher einzugehen, fehlte der Anlaß. Zur Sache in unserem Falle selbst sehe ich nach abermaligem Studium die Existenz reflektoider Handlungen und deren Straflosigkeit zwar ein, aber gerade im Hinblick auf die Großschen Theorien muß ich verlangen, daß strenge geprüft werde, ob hier wirklich reflektoides oder bewußtes Thun vorliege. Vergegenwärtigen wir uns rein reflektoide Handlungen, so werden wir finden, daß bei solchen zwischen Reiz und Thun, wie es Groß scharfsinnig darlegt, Assoziationsbahnen eingeschaltet werden, die ablaufen, ohne daß der Wille mitthut, deren Ablaufen jedoch immerhin mindestens so viel Zeit braucht, als der Nachtblitz (für das Auge) braucht, um vom Firmament herabzufahren, also immerhin meßbar lang. Führen wir dieses Bild weiter, so wäre zu sagen: Einer Reflexbewegung ähnlich ist es, wenn ich mit dem Knöchel eine geladene Leidener Flasche berühre, — der Funke springt direkt in meinen Körper. — Reflexoidem Thun ähnlich ist es, wenn der elektrische Strom von der Batterie durch eine Drahtleitung zum Telegraphen-

apparat geht; gerät er nun in eine falsche Drahtführung, so wird er auch zu einem falschen Endziel gelangen. In diesem Einschalten der Assoziationsbahnen, die leicht falsch verbunden sein können, liegt der ganze Unterschied, und daher wird zumeist Gewohnheit mitspielen. Es kann daher sein, daß die Assoziation, sagen wir, den gewohnten, aber dennoch falschen Draht erwischt. Geht das alles nicht blitzschnell vor sich, liegt Zeit zur Überlegung, das heißt zur Erweckung von Trennungsvorstellungen vor, so kommen wir zur bewußten, überlegten, abgewogenen Handlung, die, caeteris paribus, zur Verantwortlichkeit führt. Hier liegt für uns der wichtige, der entscheidende Punkt!

„Wenn der Schmied, am Amboß arbeitend, von jemand einen Schlag erhält, und mit dem Hammer, den er gerade schwingt, zurückschlägt, so mag das reflektoid und straflos sein; wenn er aber ohne Waffe ist und etwa den Blasebalg tritt und dabei einen Schlag erhält, nun erst zum Hammer in der Ecke greift und damit zuschlägt, so ist das letztere bewußtes Thun, für welches der Schmied die Ver-

antwortung und die Folgen seiner That zu tragen haben wird.

„Ich bin der Meinung, daß das Verbrechen des Franz Pauly eine bewußte, mit Überlegung, wenn diese auch nur von sehr kurzer Dauer gewesen, vollführte That war, für welche die in erster Instanz ausgesprochene Strafe völlig zutrifft. Man kann bekanntlich blitzschnell überlegen und a tempo handeln, und gilt dieses Diktum speziell für auffallend intelligente Leute, und der heutige Büßer Franz Pauly ist anerkanntermaßen ein ganz hervorragend aufgeweckter, ja intelligenter Mensch, dem blitzschnelles Überlegen wohl zuzutrauen ist. Er mag tausendmal und abertausendmal beteuern, daß er das Verbrechen nicht verüben wollte, daß die That blitzschnell erfolgte, er keine Zeit zum Überlegen hatte, — ich bin der Überzeugung, daß sehr rasches, blitzschnelles Überlegen und ebenso rasches Zuschlagen der Backofenthür in vollster Absicht stattfand.

„Ich vermag daher nicht anzuerkennen, daß hier reflektoides Handeln ohne Bewußtsein vorliege, bejahe dagegen in der Theorie die Frage, ob es überhaupt reflektoides Thun außerhalb der Verantwort-

lichkeit gebe. Sonach beantrage ich die Verwerfung des Verteidigungsantrages und die Belassung der zu Recht ausgesprochenen erstinstanziellen Strafe."

Nun erhielt Doktor Hiller das Wort zur Duplik, in welcher der Verteidiger den Staatsanwalt um gütige Bemessung des Zeitraumes ersuchte, innerhalb welchem bei Franz Pauly die Überlegung sowie die Vollführung der That stattgefunden haben müßte. Der Staatsanwalt habe ausdrücklich von meßbarer Zeit gesprochen, sich dann aber hinter landläufige Ausdrücke wie „blitzschnell" verschanzt, dennoch aber, hierauf fußend, die Verwerfung des Antrages auf Freisprechung beantragt. Es sei an sich ja hoch erfreulich, daß sogar die Staatsanwaltschaft die Existenz reflektoider Handlungen bei Straflosigkeit anerkenne, sich auf den wissenschaftlich begründeten Standpunkt des Strafrechtlehrers Groß stelle; es müsse aber einmal ein Anfang solcher Anerkennung gemacht werden, und dazu sei der Fall Franz Pauly mehr denn hundert andere geeignet. Solange die Staatsanwaltschaft nicht in der Lage sei, die Zeitdauer des sogenannten blitzschnellen Überlegens und Handelns genauestens durch Aufzählung der Teilsekunden zu fixieren, solange

nicht der Beweis erbracht werde, daß man in einer Viertelsekunde ein Verbrechen voll überlegen und ausführen könne, werde der Antrag auf Freisprechung aufrecht erhalten und der hohe Gerichtshof gebeten, zu erwägen, ob in einem gar nicht zu fixierenden allerwinzigsten Zeitraum ein Verbrechen wirklich überlegt und zur That gebracht werden könne. Es werde unmöglich sein, den Nachweis der Überlegung, des vollen Bewußtseins, wie es das Strafgesetz voraussetzt und verlangt, zu erbringen. Sodann sei der Vorwurf eines gewissen Frohlockens, den hohen Gerichtshof mit einem Novum überrascht zu haben, zurückzuweisen. Die von der Staatsanwaltschaft beliebte Bemerkung lasse leider erkennen, daß die älteren Juristen und Richter von neuen Forschungen auf dem Gebiete der Kriminalistik wenig wissen wollen und zwar in der Erwägung, daß es bisher ja auch ohne Neuerungen gegangen sei. Gewissermaßen sei ein solcher Standpunkt ja zu begreifen: man müßte ja im Anschluß an die neue Richtung zugeben, daß nicht alles bisher richtig gemacht worden sei, man müßte in alten Tagen eine Menge Neues studieren, sich in neue Regeln fügen! Das thun aber nur die

Jungen, die sit venia verbo „grasgrünen" Juriſten mit ihrem verſpöttelten Intereſſe für Kriminaliſtik, welche noch nicht nach alter Methode arbeiteten, nicht an alte Theorien gewöhnt und eingeſchworen ſind, ſich daher ohne Herzweh an etwas Neues in der Strafrechtslehre ſchließen können. Es ſei aber, wie der jetzige Fall darthue und es verlange, eine heilige Pflicht, auch für im Dienſte der Themis ergraute Juriſten, wenigſtens einmal ausnahmsweiſe die neue Theorie auf wiſſenſchaftlicher Baſis in der Praxis zu erproben. Daher ergehe zunächſt an die Staatsanwaltſchaft die Bitte, die Schnelligkeit des Blitzes im Überlegen und in der Vollführung des genannten Verbrechens zu berechnen, und dieſe Zeitdauer als vollauf genügend für die überlegte Ausführung der That zu beweiſen. Könne dies die Staatsanwaltſchaft nicht, und dieſer Beweis iſt von einem Sterblichen wohl nicht zu erbringen, ſo ergebe ſich von ſelbſt der Freiſpruch.

Die Antwort blieb der Staatsanwalt ſchuldig, ſein Achſelzucken gab kund, daß ihm eine Fixierung ſolcher Zeitdauer wie der Beweis für reifliche Überlegung und vollbewußtes Handeln unmöglich iſt.

Der Verteidiger quittierte dieſes Achſelzucken mit einem etwas boshaften Lächeln, worauf der Gerichtshof den Freiſpruch auf Grund wiſſenſchaftlicher Beweisführung und Aufhebung des früheren Urteiles verkündete; es hielt der Gerichtshof die That Franz Paulys ebenfalls gleich der Verteidigung für eine reflektoide, unbewußte und daher unverantwortliche.

Noch in derſelben Stunde konnte Doktor Hiller dem jungen Büßer die Freudenbotſchaft der Freiſprechung überbringen.

XI.

Die Telegraphiſtin Grete in ihrer ſieghaften Körperſchönheit war wieder verſchloſſen und unnahbar geworden ſeit jenem Tage, da das Fräulein erfahren, daß der Oberkontrolleur verheiratet ſei. Wie ein Blümlein, vom Tau erquickt, das Köpfchen hebt, ſo war es Grete, dieſer lieblichen Mädchenblume, ergangen, als Lauber in zarter, rückſichtsvoller Weiſe ſich genähert und einen wirklich angenehmen, ehrenhaften Verkehr angebahnt hatte. Manchmal hatte es die arme Telegraphiſtin in ſtillen Dämmerſtunden gewagt, ſich eine roſige Zukunft auszudenken, eine Befreiung aus der amtlichen Knechtſchaft, aus dem peinlichen Verhältnis der Abhängigkeit von der Poſtmeiſterin. Dienſtlich ſoll das Telegraphenfräulein wie auch die Poſtexpeditorin ſelbſtändig ſein, beide müſſen die amtliche Verantwortung für richtige Dienſtleiſtung und alle Folgen ſelbſt der geringſten

Dienſtverletzung tragen. Für die Amtsgelder in der Kanzlei iſt aber auch der Poſtinhaber haftbar, er bezahlt die ihm von der Poſtdirektion zugewieſenen Arbeitskräfte, natürlich möglichſt ſchlecht, gibt Quartier und Dienſtbotenkoſt, iſt alſo in anderer Weiſe wieder Herr und Vorgeſetzter, woraus ein Mißverhältnis zur zwingenden Folge wird.

Es war nur ein wonniger Traum geweſen, dieſer ſüße Gedanke an eine glückliche Vermählung mit dem ehrenhaften Kontrolleur. Zerſchellt iſt nun jegliche Hoffnung, troſtlos die Zukunft, da es heißt, der Grenzbeamte ſei verheiratet. Grete mußte mählich daran glauben, denn Herr Lauber kam nicht mehr nach Hochblößen, kein Lebenszeichen drang zu Grete ins Telegraphenamt. Die Dienſtſtunden verfloſſen beim Abklopfen der mitunter ſehr zahlreich aufgegebenen Depeſchen, Entgegennahme von Tranſit- und Ortstelegrammen, manchmal unter ſchwierigen Umſtänden, da der Apparat trotz der letzten Montierung doch zeitweilig nicht tadellos funktioniert. So viel es in Gretes Macht ſtand, reparierte die Telegraphiſtin nach eigenen Kenntniſſen, größere Eingriffe wagte ſie aber nicht, aus Furcht, mehr zu

ruinieren ſtatt zu beſſern, auch fürchtete Grete den Telegraphenreviſor und eine amtliche Anzeige, die ſicher eine Beſtrafung eintragen würde. Dazu kam, daß der ohnehin vorſchriftswidrige Schalter immer mehr defekt wurde, vom Gitter einzelne Beſtandteile völlig wegbrachen, denn die Leute gingen geradezu grob mit dem Schalter um, ſtießen daran, drückten dagegen, beſonders hitzige Depeſchenaufgeber wollten bis zum Apparattiſch vordringen und riſſen ſo lange am Gitterthürchen, bis es völlig aus den Angeln und in den Dienſtraum fiel. Ermahnungen hatten keinen Erfolg, Grete erntete dafür nur Grobheiten der ungeſtümen Leute. Nun der Schalter völlig unbrauchbar geworden, mußte Fräulein Grete gemäß der Direktionsvorſchrift auf Neuanſchaffung und ordentlicher Abgrenzung des Dienſtraumes von der Parteienlokalität dringen und den Poſtmeiſter auffordern, die Reparatur beziehungsweiſe Neuanſchaffung ſchleunigſt zu bethätigen. So beſcheiden und höflich dieſe notgedrungene, auf amtlicher Vorſchrift fußende Anzeige vorgebracht wurde, der Poſtmeiſter antwortete ausweichend, die Poſtmeiſterin aber geriet in einen Zuſtand, der pathologiſches Intereſſe beanſpruchen

konnte. Wütend rief die Frau dem Gatten zu, es ſolle ihm gar nicht der Mühe wert ſein, ſich wegen einer Telegraphiſtin zu ärgern, eine ſolche Perſon ſei überhaupt der Niemand, gehöre zu den Dienſtboten, und ſie als Frau werde es ſchon wiſſen, wie man Mägden den nötigen Reſpekt vor der Herrſchaft beibringe.

Der Poſtmeiſter in ſeiner etwas phlegmatiſchen Art kraulte ſich am Ohr und ſagte nichts.

Grete hatte die Frau austoben laſſen, dann aber ſprach das Fräulein, die Thränen zurückdrängend: „Herr Poſtmeiſter! Ich mußte Ihnen die Meldung erſtatten, die Vorſchrift der Direktion hat mich dazu gezwungen. Eine Nichtbeachtung der Vorſchrift wird von der Direktion nicht an mir, ſondern an Ihnen geahndet werden. Ich kann die Äußerungen Ihrer Frau nur bedauern. Die Kanzlei iſt ohnehin zu klein, es würde eine Neuanſchaffung des Schalters kaum mehr koſten als die Reparatur!“

Giftig unterbrach die Poſtmeiſterin die Rede des Fräuleins: „Das kann Eahna wohl gleich ſein; wie wir es halten werden mit dem Schalter, iſcht unſere Sach'!“

„Nein, Frau Poſtmeiſter! Gleichgültig kann es mir unmöglich ſein, wie es in der Kanzlei ausſieht! Einmal beſtehen die genauen Vorſchriften der Behörde, und dann müſſen nicht Sie, ſondern muß ich meine ganze Lebenszeit in dieſen vier Wänden und hinter dem Schalter zubringen!“ Grete wandte ſich an den Poſtmeiſter: „Ich muß den verantwortlichen Herrn, nicht die Frau fragen, ob der Schalter nach Vorſchrift hergeſtellt wird! Ich bitte um Beſcheid und werde hierüber Bericht an die Direktion erſtatten!“

„Hm!“ Das war das einzige, was der Poſtmeiſter über die Lippen brachte.

Grete begab ſich in die Kanzlei zurück.

Anderen Tages kam der Dorfſchloſſer, reparierte zur Not das Schaltergitter, ſo daß der Abſchluß wieder ermöglicht war, und hiervon überzeugte ſich der Poſtmeiſter ſelbſt, der dann Grete bat, die Anzeige zu unterlaſſen. Das Fräulein möge ein Einſehen haben, es werde mit der Poſtmeiſterei nicht viel verdient, man könne Aufwendungen nicht machen, ſonſt gingen auch noch die paar Gulden flöten, und der Gattin werde er ſchon ſagen, daß ſie ſich nicht weiter in

amtliche Angelegenheiten miſche. „Alſo haben S' halt Geduld und ein Einſehen, Fräul'n, es wird ſchon beſſer werden!“

Grete nickte und ließ die Sache beruhen.

Der Poſtmeiſter erholte ſich bei einem Viertel Rötel von den Strapazen ſeiner langen Rede und kümmerte ſich weiter nicht mehr um das Telegraphenamt.

Schon am Verhalten des Hausperſonales konnte Grete merken, daß die Situation im Poſthauſe ſich eher verſchlechtere denn beſſere, die mindeſte Magd durfte ſich herausnehmen, die Telegraphiſtin offen zu verhöhnen, die Dirnen tuſchelten, wenn ſie des Fräuleins anſichtig wurden, höhnten ſie eine „Gräfin“, ſchlugen Grete die Thüren vor der Naſe zu und brüllten vor Vergnügen hinterdrein. Da die Amtsfräuleins ſich die Veſper ſelbſt aus der Küche holen mußten, wurde ſpeziell für Grete dieſer Gang zur Pein, man ſtieß ihr das Geſchirr ſo brutal hin, daß der Inhalt hochaufſpritzte, der Kaffee war, weil erbeten ungezuckert, abſichtlich überſüßt und kalt gereicht, die Koſt mit Bedacht ſo verſchlechtert, daß es Grete un-

möglich ward, davon zu eſſen. Bemerkte dies die Poſtmeiſterin, ſo gab ſie beileibe nicht etwas Beſſeres, ſondern nannte Grete höhniſch eine heikle Perſon, die einen Prinzen heiraten ſolle von wegen der Nobleſſe, und welcher der Schnabel ſauber bleiben werde, denn Backhühner und Faſanen ſeien für wirkliche Leut' von Stand da.

Grete duldete ſchweigend und weinte ſich abends in der Kanzlei aus, bis wohlthätiger Schlaf das arme Mädchen liebreich umfing.

Ob der grenzenloſen Neugierde ſeitens dieſer Frau hatte Grete beſonders viel zu leiden und erwuchſen die fatalſten Scenen daraus, weil ſich die Poſtmeiſterin ganz rieſig für abgehende Depeſchen intereſſierte und ſelbe zeitweilig leſen wollte.

Es nützte gar nichts, daß das Fräulein dem Eindringen der Frau ins Amtslokal und Verlangen auf Ausfolgung der Telegramme mit dem Hinweis auf gebotene Wahrung des Amtsgeheimniſſes wehrte. Die neugierige Frau ließ ſich durch nichts abhalten, drang bis zum Apparattiſch vor und wollte die Depeſchen mit Gewalt an ſich bringen.

Grete barg die Papiere noch rechtzeitig in die

Tiſchlade und ſperrte ſelbe ab, den Schlüſſel in die Taſche ſteckend.

Eine Flut von Schimpfworten ergoß ſich über das arme Fräulein und emphatiſch verkündete die Poſtmeiſterin, daß von ihrem Geld der Tiſch gekauft, ſie alſo berechtigt ſei, den Schlüſſel zu verlangen und Einſicht in die Depeſchen zu nehmen, wasmaßen ſie auch die Telegraphiſtin bezahle. „Aufſperrſt jetzt gleich die Lad', infames Frauenzimmer, oder ich laß vom Schloſſer die Lad' aufſprengen! Ich bin die Poſtmeiſterin, die öberſte im Haus, und ich will wiſſen, was teligraphiert worden iſcht!"

Im Lärm dieſer heftig geſchrieenen Worte blieb es unbemerkt, daß die Thür geöffnet ward und ein älterer Herr in die Kanzlei getreten war, der nun rief: „Was geht hier vor?"

Grete drehte ſich erſchreckt um und ſtammelte: „Großer Gott! Der Herr Oberinſpektor!"

„Was ſoll dieſe Scene heißen?"

Wie umgewandelt, zerfließend in Höflichkeit, nahte ſich die Poſtmeiſterin dem hohen Inſpektionsbeamten und wollte ſich demütig und ſchmeichelnd nach dem Befinden Seiner Gnaden erkundigen.

Der Oberinſpektor, unangeſagt gekommen, wies alles Geſchwätz zurück und fragte ſcharf: „Was hat die Frau hier im Amtsraum zu ſuchen? Ich will auf Dienſteid Antwort haben!“

So gern Grete die mißgünſtige Poſtmeiſterin geſchont hätte, der Befehl fordert Gehorſam, auf Dienſteid darf nichts anderes als die reine Wahrheit geantwortet werden. Zögernd ſprach Grete: „Herrn Oberinſpektor gehorſamſt aufzuwarten: die Frau Poſtmeiſter forderte Ausfolgung der heute von Parteien aufgegebenen Depeſchen, ich habe das vorſchriftsgemäß verweigert, die Telegramme ſchnell in der Lade verſperrt, und nun drohte die Frau Poſtmeiſter, ſie werde die Lade durch den Schloſſer gewaltſam öffnen laſſen, weil die Poſtmeiſterin glaubt berechtigt zu ſein, alle Telegramme zu leſen. Dies iſt auf Dienſteid die reine Wahrheit!“

„Das ſind ja unerhörte Zuſtände! Die Frau wird ſich augenblicklich aus der Kanzlei entfernen! Sie haben hier gar nichts zu ſuchen und werden ſich nie mehr hier blicken laſſen, widrigenfalls Ihnen, Frau Poſtmeiſter, reſpektive Ihrem Gatten die Poſtmeiſterei ſofort und für immer entzogen würde.

Hinaus nun und ſchicken Sie ſofort Ihren Mann her!“

Einen Verſuch zur Umſtimmung wollte die Frau noch machen und wand ſich demütig vor dem Direktionsbeamten: „Verzeihen S' nur grad', Gnaden Herr Oberinſpektor, es iſcht alles ein Irrtum, und die Fräul'n verdreht alles! Gleich nur fragen hab' ich wollen, was die Fräul'n heut zum Abendeſſen will, weil wir allweil ſo viel Rückſicht nehmen auf unſere Amtsfräul'n, jawohl!“

„Entfernen Sie ſich augenblicklich!“

„Aber i bitt', Euer Gnaden!“

„Hinaus, und kommen Sie niemals wieder in die Kanzlei! Sie dürfen ſelbe nicht anders als wie jede andere Partei betreten und haben vor dem Schalter zu bleiben! Gehen Sie hinaus!“

„Aber Herr Oberinſpektor! Wir zahlen decht die Expediterinnen, da werden wir um unſer Geld —“

„Hinaus!“

Nun gehorchte die Frau und verſchwand.

Es nahm der Direktionsbeamte zunächſt die Skontrierung vor, und nachdem alles in Ordnung be-

funden war, forderte er wahrheitsgetreuen Bericht über die Zustände in diesem Telegraphenamt.

Grete zögerte.

„Auf Diensteid, Fräulein! Sie haben mir die Wahrheit zu sagen!“

Gehorsam berichtete nun Grete über die durchaus vorschriftswidrigen Zustände und Ereignisse im Amt, schilderte das Verhalten der Postmeisterin, die unausgesetzten Schikanen und betonte, daß sich der Postmeister selbst mehr passiv verhalte.

„Das ist ja eine Behandlung, wie sie schlechter kein Hund zu erdulden hat! Was haben Sie Lohn hier?“

„Fünfzehn Gulden und die Kost!“

„Das Postfräulein auch so wenig?“

„Ja!“

„Gut! Amtieren Sie weiter. Ich werde inzwischen die Skontrierung in der Postkanzlei vornehmen und dann dem Postmeister den Standpunkt klar machen. Ich spreche Ihnen jetzt schon meine volle Anerkennung aus, daß Sie unter solch' unglaublichen Umständen treu Ihres Amtes gewaltet haben. Halten Sie nur aus, es wird und muß hier anders und besser werden! Adieu, Fräulein!“

„Empfehl' mich gehorsamst, Herr Oberinspektor!"

In der Postkanzlei konnte die Kollegin Gretes alles nur vollinhaltlich bestätigen.

Dem Oberbeamten wurde nun gemeldet, daß der Postmeister über Land gefahren sei.

„Man hole mir die Postmeisterin!"

Schlankweg im Korridor erklärte der Oberinspektor der erschienenen Frau, daß die Bezahlung der Expeditorinnen ungenügend, ein Schandlohn sei, die miserable Behandlung mit dieser Stunde ein definitives Ende haben müsse, und daß im Falle der geringsten Beschwerde von seiten der beiden Fräuleins oder einer Kündigung der Expeditorinnen unweigerlich die Postmeisterei entzogen und jemand verliehen werde, der die Fräuleins auch menschenwürdig zu behandeln wisse und sich jeglicher verbotener Amtseinmischung enthalte. „Merken Sie sich das, Frau Postmeister! Sie und Ihr Mann verlieren die Postmeisterei augenblicklich bei der geringsten Anzeige von seiten der Fräuleins! Es ist ein Skandal, wie Sie vorgehen und an sich ist Ihre Amtseinmischung strafbar! Hüten Sie sich, schämen Sie sich! Ich werde der Direktion berichten, daß hier die Post-

meiſterei in einem unerhörten Zuſtande iſt! Der Schalter im Telegraphenamt muß binnen achtundvierzig Stunden neu nach Angabe der Telegraphiſtin erſtellt ſein! Eine Weigerung bringt den Verluſt der Poſtmeiſterei! Ich warne Sie! Adieu!“

Raſch entfernte ſich der Oberbeamte zu Fuß aus dem Dorfe, die Überrumpelung mit Aufdeckung unerhörter Zuſtände iſt gelungen.

Was der Strafpredigt nicht gelungen wäre, bewirkte die Drohung eines Entzuges der immerhin einträglichen Poſtmeiſterei; vor Angſt weinend, zog ſich die Frau in ihr Zimmer zurück.

Am ſpäten Abend kam der Poſtmeiſter nach Hauſe und erfuhr bereits beim Ausſchirren durch den Hausknecht die Neuigkeit von der gänzlich unerwartet gekommenen Reviſion durch den Oberinſpektor der Direktion, und dem fürchterlichen Rüffel, welcher der Poſtmeiſterin zu teil geworden ſei. Dem phlegmatiſchen Mann lief doch etwas wie eine Gänſehaut über den breiten Rücken und eilig ſuchte er ſeine Frau auf, die unter Thränen beichtete.

Was ſonſt ſich noch alles in der Stube der Gatten abſpielte, konnte nur gemutmaßt werden, man

hörte den Poſtmeiſter brüllen, und dann ein Klatſchen, wie wenn Ohrfeigen verabreicht worden wären.

Die erſte Partei nach dienſtlicher Öffnung der Telegraphenkanzlei war am nächſten Morgen der Poſtmeiſter, welcher Fräulein Grete ehrlich und offen Abbitte leiſtete und beſſere Behandlung auf Ehrenwort gelobte, mit dem Beifügen, daß er nun ſelbſt ſeine Frau und die Zuſtände wie die Koſt überwachen werde. „Sein S' wieder gut, Fräul'n Grete, es muß beſſer werden und wenn ich die Alte alle Tag' prügeln müßt'!"

„Das wird wohl nicht nötig ſein! Ich vertraue Ihnen, Herr Poſtmeiſter, auch danke ich Ihnen für das gute Wort! Damit ſoll alles ausgeglichen ſein!"

„Gott ſei Dank!" flüſterte der Poſtmeiſter und verließ die Kanzlei.

Am Apparat knatterte es, ſchnell begab ſich Grete an den Tiſch und nahm ab. Wie der Morſe-Apparat meldete: „Sankt Veit in Teuchel", zuckte das Fräulein mit dem Arm und heiß wallte das Blut zum Herzen. Langſam kamen die Zeichen auf die laufende Rolle, die Poſtſchwiegermutter iſt keine ferme Telegraphiſtin und braucht hübſch lang zum

Abgeben. Der Beginn der Depeſche iſt nicht eben aufregend, Sankt Veit meldet Störung der Leitung im Geſtänge auf deutſcher Seite und gibt ein Telegramm nun über Hochblößen Tranſit.

Grete nahm die Adreſſe an die Generaldirektion ab und hierauf den Text:

„Durch Sturz vom Pferd auf nächtlichem Kontrollritt ſchwer verletzt und auf Monate dienſtunfähig, bringe dies zur Anzeige und erbitte gehorſamſt Stellvertreter.

Lauber, Oberkontrolleur."

„Großer Gott! Schwer verletzt!" ſtöhnte das Fräulein und vermochte nur mit Aufgebot aller Willenskraft die Depeſche weiter zu geben. Verletzt und ohne Pflege von zarter Hand! Doch der Mann iſt ja verheiratet, die Gattin wird ſeiner ſicher warten! Wenn der Arme aber doch ledig iſt, wenn die Poſtmeiſterin wie üblich nur geſchwätzt haben ſollte? Wie gern würde Grete in dieſem Falle den Kontrolleur pflegen! Doch das iſt ja unmöglich, der Dienſt zwingt die Telegraphiſtin Tag für Tag zum Amt, ein Abkommen iſt undenkbar.

„Wenn ich um eine Subſtitutin telegraphieren

würde?“ flüſterte Grete vor ſich hin und griff nach dem Taſter.

Das Haupttelegraphenamt in der Landeshauptſtadt meldete ſich zur Annahme bereit, das iſt dem Fräulein nun doch verfrüht, denn ein Konzept der Depeſche iſt noch nicht entworfen. Aber ſoll es nun ſein — Grete fragte an, ob eine Telegraphiſtin auf Koſten der Urlauberin zur Subſtitution für einige Zeit zu haben wäre.

Die Antwort lautete bejahend und wurde weiterer Beſcheid in Ausſicht geſtellt.

Jäh und heiß fiel es Grete bei, daß ihre Geldmittel eine koſtſpielige Stellvertretung geradezu ausſchließen. Haſtig überzählte das Fräulein die Spargroſchen, und deren ſind es nur ſehr wenige. Unvermeidliche Anſchaffungen für Toilette haben bis auf wenige Gulden die Barſchaft reduziert, es iſt undenkbar, eine Subſtitutin kommen zu laſſen, die Privatkaſſe erlaubt das nicht. Den Gedanken, der Amtskaſſe leihweiſe einen Betrag zu entnehmen und das Sümmchen am nächſten Gagetag wieder einzulegen, wies Grete ſogleich zurück, ebenſo den Gedanken, den Poſtmeiſter um Vorſchuß zu bitten. Das

iſt in jetziger Situation ganz unmöglich, würde die kaum errungene Beſſerung der Verhältniſſe ſofort wieder in das Gegenteil verkehren. Unmöglich! Im Geiſte ließ das Fräulein alle Verwandten und Bekanten Revue paſſieren hinſichtlich der Möglichkeit einer Anleihe auf kurze Zeit. Doch es ſind ja ſelbſt Leute in kleinen Stellungen oder ganz arme Perſonen, und Grete iſt Waiſe, elternlos, es gibt keine Hilfe.

Wie herzlich gern würde das Fräulein erfahren, wie es um Lauber ſteht; es iſt aber nicht angängig, perſönlich anzufragen, eine Depeſche mit Namenszeichnung der Telegraphiſtin müßte Aufſehen erregen, die dortige Telegraphenexpeditorin-Schwiegermutter zum Ausplaudern veranlaſſen, das Amtsgeheimnis hält in dieſem Falle nicht Stich. Wie aber, wenn Grete im Namen des hieſigen Poſtmeiſters anfragen und ſelbſtverſtändlich das Telegramm aus eigenen Mitteln bezahlen würde? Eine Namenfälſchung wäre es allerdings, ein Namenmißbrauch! Aber die Gefahr einer Entdeckung iſt nicht groß, der Streifen bleibt im Amte und in Verwahrung der Telegraphiſtin, ſo ſchnell ſteht eine Reviſion nicht zu erwarten, der Poſtmeiſter hat kein Recht zum

Streifenleſen, kümmte es auch gar nicht, da ihm die Morſeſchrift ein „ſpaniſches Dorf“ iſt.

„Soll ich es wagen?“ fragte ſich Grete ſelbſt, und ſchüttelte dann den ſchönen Kopf. „Nein! Nur keine Ungehörigkeit im Dienſt!“ flüſterte ſie.

Erneuter Anruf brachte Arbeit. Eine Tranſitdepeſche meldet Bewilligung des Anſuchens um Stellvertretung, die Generaldirektion der Zölle entſendet ſchon morgen einen Oberkontrolleur nach Sankt Veit-Teuchel. Grete gab die Depeſche über die Grenze, und nun konnte ſie ſich doch nicht verſagen, dem amtlichen Telegramm die private Frage beizufügen, wie es um den auch hier und amtsbekannten Oberkontrolleur ſtehe.

Langſam gab Sankt Veit zurück: „Schlecht! Junggeſellenwirtſchaft, keine Pflege!“

Grete jubelte auf, ſo übel die Meldung auch lautet. „Alſo ledig! Frei! Doch ohne Pflege, der Ärmſte!“

Wieder knatterte der Apparat, die Zentrale meldet, daß ein auf Verwendung wartendes Fräulein zur Stellvertretung in Hochblößen bereit ſei, jedoch wiſſen möchte, wie lange die Subſtitution währen werde.

Was nun antworten? Es fehlt ja die Hauptsache: das nötige Geld! Die Verlegenheit des Mädchens wächst, da die Zentrale für die Aushelferin sofortigen Bescheid verlangt.

Grete klopfte: „Warten!“ und sprang vom Tische weg. Ist es ein glücklicher Zufall oder Schicksalsfügung: der Postmeister kommt soeben in die Kanzlei, um einen Viehhandel mit zusagender Depesche abzuschließen. „I bitt', Fräul'n, ein dringendes Teligramm hätt' i, es därf aber bloß die einfache Tax' kosten! Lassen S' halt derweil andere Depeschen liegen, die meinige pressiert!“

Grete nahm das Telegramm entgegen, berechnete rasch die Wortgebühr, welche der Postinhaber auf das Zählbrett des neuen Schalters legte.

„Herr Postmeister! Ich hätte eine große Bitte auf dem Herzen! Möchten Sie wohl so gut sein und mir mit einem achttägigen Urlaub fünfzehn Gulden, das Gehalt für den laufenden Monat, Vorschuß geben? Ich möchte nach Eintreffen einer Stellvertreterin im Amte abreisen!“

„Aber gern, Fräul'n Grete! Hier haben Sie das Geld! Ischt mir eine Freud', wenn ich Ihnen

gefällig ſein kann! Aber laſſen S' nur meiner Frau nichts merken, ſonſt iſcht wieder wie früher der Teufel los!"

Ein Gefühl der Beklommenheit überkam Grete bei dieſen Worten, eine Ahnung, daß dieſe Vorſchußnahme böſe Folgen haben werde. Dennoch nahm das Fräulein raſch das Sümmchen, dankte herzlichſt und war recht froh, daß der Poſtmeiſter nicht weiter nach dem Ziele der Urlaubsreiſe forſchte und ſofort wieder die Kanzlei verließ.

Korrekt nach Vorſchrift beförderte die Telegraphiſtin die Depeſchen in der Reihenfolge ihrer Aufgabe, daher das Telegramm des Poſtmeiſters zu warten hatte, und die letzte Depeſche ging an die Zentrale als Bitte, es möge die Aushelferin noch heute abreiſen, in der Bahnendſtation übernachten und am Morgen den Karriolpoſtwagen zur Fahrt nach Hochblößen benutzen.

Noch vor Schluß der Amtsſtunden am Abend kam das Aviſo, daß die Subſtitutin abgereiſt ſei und morgen mittag in Hochblößen eintreffen werde.

Eine Amtsübergabe an den Stellvertreter iſt ſelbſt in kleinen Ämtern nicht ſo einfach, ſie erfordert,

da eine Amtskaſſe mtt Staatsgeldern vorhanden iſt, genaueſte Abrechnung, Protokollierung des Befundes und Geldſtandes, und eine Inventariſierung ad hoc. All dieſe Geſchäfte vollzog Grete am frühen Morgen und richtete die amtlichen Schriftſtücke bereit, ſo daß die Subſtitutin nur nachzuzählen und zu unterſchreiben braucht. Knapp vor Ankunft der Poſt kam der Poſtmeiſter in die Telegraphenkanzlei, um zu fragen, ob Grete zur Abreiſe einen Wagen brauche, der ſelbſtverſtändlich gern und gratis abgegeben würde, ſofern das Fräulein ſich verpflichte, der Poſtmeiſterin auf etwaige Frage zu ſagen, daß für das Fuhrwerk ſechs Gulden werden bezahlt werden.

Grete lehnte dankend ab, ſie werde zu Fuß gehen.

„Aber Fräul'n! Bei dem heutigen Schnürlregen können Sie decht nicht zu Fuß laufen! Werden ja tropfnaß! Ich hab' Zeit, ich fahr' Ihnen im Einſpännerwagerl ganz gern zur Bahnſtation!“

„Vielen Dank, Herr Poſtmeiſter, ich gehe aber wirklich zu Fuß!“

„Na, wie S' mögen!“ brummte der Poſtinhaber und ging in Erwartung des Karriolwagens vor das Haus.

Grete verständigte die richtig eingetroffene Kollegin von allem Nötigen im Amtsbetriebe wie über die Hausordnung bezüglich der Mahlzeiten, legte die Schriftstücke vor, ließ selbe von der Aushelferin unterzeichnen und schloß die Papiere in einer Lade ein. Die Kollegin übernahm die nachgezählte Amtskasse und den Dienst.

Hastig vollendete Grete ihre Toilette, packte das Nötigste in eine Handtasche und verließ das Posthaus.

Erst beim Mittagessen gewahrte die Postmeisterin den Personenwechsel, da statt Grete ein fremdes Fräulein an deren Platz saß. Keinen Bissen brachte die überraschte Frau hinunter, die Zunge hatte zu viel Arbeit. Der Gatte blieb absichtlich stumm und that, als wüßte er von dem Ereignis gar nichts. Diese gelassene Schweigsamkeit trug dem Postmeister eine Flut von Vorwürfen ein, weil nach Ansicht der Gattin der Postmeister von solchen Vorkommnissen Kenntnis haben müsse, leichtfertige Urlaubsgesuche nicht genehmigen dürfe und die ganze Postexistenz in Gefahr des Verlustes bringe. Man habe doch erst vor kurzem gehört, wie scharf der Oberinspektor

ins Zeug gegangen ſei, und nun dieſer Perſonenwechſel, wobei man gar nicht wiſſen könne, ob die neue Perſon überhaupt das Telegraphieren könne. Paſſiere ein Malheur, ſo werde die Poſtmeiſterei beim Schopf genommen.

Nun fand ſich der Poſtmeiſter bewogen, zu ſagen, daß alles in Ordnung ſei und Grete nur in dringender Privatangelegenheit auf kurze Zeit verreiſe. Die Subſtitutin ſei von der Telegraphenzentrale geſendet, müſſe alſo den Dienſt kennen, Scherenſchleiferinnen ſchicke das Amt nicht. —

Grete hatte, von Poſtmeiſters ungeſehen, das Dorf auf der oberen Straße verlaſſen und marſchierte nun im ſtrömenden Regen, gegen welchen der Schirm nur wenig Schutz gewährte, tapfer nach Starkenbach und zur Landesgrenze durch die romantiſche, bei ſolch troſtloſem Wetter jedoch recht kläglich ausſehende Schlucht hinauf. Menſchenleer iſt das Gelände, jeglicher Verkehr erſtorben, der Wildbach toſt in der Schluchttiefe, und der Wald rauſcht, ſo der Wind die Wipfel peitſcht.

Müde und durchnäßt erreichte Grete das Zollhaus auf deutſchem Boden und trat ein, um ordnungs-

gemäß ihre Handtasche, deren braunes Leder vom Regen schier schwarz geworden, der Zollrevision unterziehen zu lassen.

Feldberg hatte das Eintreten in den Hausflur vernommen und kam aus der Kanzlei heraus. „Ei, ist das nicht das Drahtfräulein von Hochblößen? Bei diesem Schandwetter gehen Fräulein über Land?!"

„Guten Tag, Herr Einnehmer! Bitte, hier meine Tasche, ich habe nur das Nötigste an Wäsche mit, nichts Zollpflichtiges!"

„Schon gut, Fräulein! Werden schlechten Marsch haben bei diesem Regen! Wünsche gute Reise!"

„Danke! Darf ich fragen, wie es werter Familie ergeht?"

Ein Schatten flog über Alfreds Gesicht, höflich dankte er, vermied es aber, Auskunft zu geben.

Grete ging weiter, trotzdem nun ein Sturm losbrach, der zum Schirmschließen zwang, und das Mädchen völlig durchnäßte. Doch achtete Grete dieser Wetterunbilden nicht, ihre Sorge galt dem Schwerverletzten, ihre Gedanken umfaßten die Frage, ob es möglich sein werde, Herrn Lauber zu pflegen in der kurzen Urlaubszeit. Und heiß quoll ein Gedanke

auf: Wo wohnen? Was werden die Leute in Sankt Veit ſagen? Wird es dem Kontrolleur ſelbſt erwünſcht ſein, daß ein Mädchen ſeine Pflege übernehmen will, mit welchem er eigentlich in keinerlei näheren, einen ſolchen Schritt rechtfertigenden Beziehungen ſteht? Faſt will Grete umkehren, doch tritt bereits der Kirchturm von Sankt Veit in Sicht, und zum mindeſten muß eine Stärkung eingenommen werden, wenn dann wirklich Verzicht geleiſtet und der Rückmarſch angetreten werden ſollte.

Als das Fräulein am Glaſerhaus vorüberkam, trat Heinzl juſt heraus, und dieſen Mann fragte Grete, wo der Oberkontrolleur Lauber wohne.

Mit ſeiner krähenden Stimme antwortete der Glaſer: „Zum Oberkontrolleur wollen S'? Da kimmt die Fräul'n, mein' ich, etwas z' ſpat!"

„Er wird doch nicht ſchon geſtorben ſein?" ſtammelte erſchreckt Grete.

„Beileib'! Is ja ein Grenzer, die vertragen ſchon was!"

„Wo iſt dann der Herr?"

„Fort! Sauber verpackt wie Glaswaren haben ſ' ihn und hinaustransportiert ins Krankenhaus!

Dort werden ſ' ihm die zerbrochenen Knochen ſchon wieder z'ammflicken, mein' ich!"

Grete dankte und ſteuerte dem Kirchenwirt zu, müde zum Umfallen, zu Thränen enttäuſcht. Helfen wollte ſie, in ehrlicher Aufopferung den werten Mann pflegen, in ſolcher Abſicht hat ſie den koſtſpieligen Urlaub genommen, eine Vertreterin kommen laſſen, einen argen Verdruß bei der Poſtmeiſterin heraufbeſchworen, und alles zwecklos, vergeblich. Zu ſpät gekommen!

An eine Fortſetzung der Reiſe in die Kreisſtadt iſt nicht zu denken, die Verpflegung im Krankenhauſe wird zweifellos gut ſein, alſo umkehren, heimwandern, einem Rieſenverdruß entgegen.

Bis beim Kirchenwirt der beſtellte Kaffee fertig wird, kann ein Kartenbrief an Herrn Lauber geſchrieben werden, und ſo kritzelte Grete mit Bleiſtift ihre Anteilnahme am Unfall und die beſten Segenswünſche auf baldige Geneſung, klebte das Brieflein zu und trug es ſelbſt zur Schwiegermutter-Poſt, um es in den dort angebrachten Briefkaſten einzulegen.

Es dämmerte unter Regenſchauern, als Grete in wehmütiger Stimmung den Rückmarſch antrat,

und nahe der Schlucht ward es nachtſchwarz, ein Nebelchaos wogte in der Klamm, nicht die Hand iſt mehr vor dem Auge zu ſehen. Ein gefährlich Wandern auf dem zur rechten Seite geländerlos ſteil abfallenden Sträßlein, deſſen Steinfall nach längerem Regen ebenſo berüchtigt iſt, wie der häufige Murbruch. So manches Frachtfuhrwerk iſt mit Roß und Knecht in den wilden Starkenbach geſtürzt, die Marterln an der Straße erzählen von ſolchen Unglücksfällen früherer Zeiten; gleichwohl hat ſich noch keine Hand je bemüßigt gefunden, die Böſchungen mit fortlaufendem Geländer zu ſichern.

Grete ſtand inmitten der nachtſchwarzen Schlucht und betete zu Gott um Hilfe aus ſolcher Wandernot. Nichts zu ſehen, das Ohr aber vernimmt mit erſchreckender Deutlichkeit das wilde Toſen des rapid anſchwellenden Bergbaches, das Ächzen und Brauſen des Hochwaldes, dumpf ſchlagen Felstrümmer auf, die, losgeriſſen von der Bergwand, niederſtürzen und das Leben der Wanderer gefährden. Knapp vor Grete praſſelte ein Stein zu Boden, zerſchellte, ein Stück traf Grete auf der wogenden Bruſt und machte das Mädchen taumeln. Im dumpfen Schmerzgefühl

trat Grete zur Seite, da wich der Steilhang unter den Füßen, die Böschung wankte und fiel dröhnend hinunter in die gurgelnden Wogen, mit ihr die Telegraphistin, ein Opfer des rasenden Wildbaches. Brennende Schmerzen künden einen Beinbruch, heiß quillt Blut durch die aufgerissenen Haarflechten, das kreisende Wasser tobt heran zum aufgeschlagenen Kinn, der Tod durch Ertrinken naht. Mit der letzten Kraft der Verzweiflung klammerte sich Grete an die Felswand des Kessels, in den sie gestürzt ist, ein heftiger Stoß wirft die Ärmste in die gurgelnde Flut zurück, ein großer Holzblock war in den Kessel geworfen worden, tauchte unter, hob mit dem einen Ende den Mädchenkörper empor, und mit dem Rest von Besinnung umklammerten Gretes Arme den Baumstamm, der, einige Male im Kessel kreisend, von neuen, immer heftiger anwachsenden Wogen erfaßt, mit der Flut höher stieg und endlich, vom Kesselrand festgehalten, für eine Weile gestrandet liegen blieb. Grete tastete um sich, erkannte felsigen Grund, ließ den Baumstamm los und kroch unter gräßlichen Schmerzen an der zerrissenen Böschung aufwärts. Mehrmals rutschte sie mit dem bloßliegenden Geröll

wieder herab, eine rote Fährte ziehend, dann aber gelang es mit äußerſter Anſtrengung den Böſchungsrand an anderer Stelle zu erreichen und darüber hinweg auf das Straßenniveau zu kriechen, wo Grete ohnmächtig liegen blieb.

Stundenlang tobte das Unwetter mit Regengüſſen, und erſt gegen Morgen trat Ruhe ein in der Wildnis, nur der Bergbach grollte fort.

Ein patrouillierender Finanzer fand das ohnmächtige, ſchwerverletzte Fräulein in einer verwaſchenen Blutlache liegend, holte Hilfe von der nahen Station, und gegen Mittag wurde Grete auf einem requirierten Leiterwagen nach Hochblößen transportiert, wo ſie ſogleich in ärztliche Behandlung genommen werden konnte.

XII.

Ein ſo hübſches Kind Karli zu nennen iſt, ſo wenig entſpricht das neugeborene Töchterchen den Anſprüchen Feldbergs auf Schönheit. Alfred ſagte ſich ja ſelbſt, daß man bei Babys niemals beſtimmen könne, ob ſich ein Wickelkind hübſch auswachſen werde. Die kleine Freiin von Feldberg iſt aber geradezu häßlich, der Kopf unförmlich groß, pechſchwarz das wenige Haar, das Baby ein Sorgenkind von der erſten Stunde an, daher der Arzt zweimal des Tages kommen muß, um mit Mühe das an einem Faden hängende Leben zu erhalten. Es iſt Alfred unbegreiflich, wie das Kind einer bildhübſchen Mutter ſo häßlich ſein kann; eine gewiſſe Verdroſſenheit ſchlich ſich in Feldbergs Herz, die nur dann wich, wenn er unten in der Kanzlei den von Bella vollſtändig ignorierten und verlaſſenen Knaben herzen konnte. Die Gemahlin hat nur Herz und Sinn für ihr Mädchen, und Alfred fand das

völlig begreiflich. Es ſchmerzte ihn jedoch, daß Karli nun ganz beiſeite geſchoben iſt. Auch an Vorwürfen fehlte es nicht; Frau Bella, wieder mobil, hielt mit bitteren Worten nicht zurück, daß der Gemahl über die Kleine nicht entzückt ſei und ſich mit dem Buben ſo viel zu ſchaffen mache. Unter ſolchen Umſtänden mußte der Gedanke näher rücken, daß Bella beabſichtigen werde, Karli aus dem Hauſe zu ſchaffen, nachdem ein legitimer Sproß vorhanden iſt; und unter dieſem Gedanken litt Alfred; er raubte ihm die Ruhe, die Daſeins- wie die Berufsfreude völlig, da Bella in abgöttiſcher Liebe zum eigenen Kinde den Knaben bei jeder Gelegenheit einen „Unnütz“ nannte, ſeine Anweſenheit in den Wohnräumen nicht mehr duldete. Sogar das harte Wort „Baſtard“ fiel wieder wie in den erſten Stunden, da Karli ins Haus gekommen war.

Oft und immer wieder richtete der herzige Bub den ängſtlich fragenden Blick auf die bisher ſo herzensgut und lieb geweſene „Mami“, die nun ſo verwandelt iſt, daß ſelbſt ein unter Bauern aufgewachſenes Kind dies fühlen, deutlich empfinden muß. Die Zurückſetzung ward bei Gelegenheiten durch Püffe

verstärkt, und sogar Fanny, die ihrer Herrin aus krassen Egoismusgründen blindergebene Köchin, zeigte sich, so der Einnehmer nicht um die Wege war, Karli feindlich, pries dafür das Baby schön, wie nur Prinzessinnen sein müssen. So verblieb Karli die meiste Zeit in der Kanzlei, genügsam mit Dienstcouverts und dem Papierkorb spielend, dankbar für jedes gute Wort und den Marendapfel, den der Papa mit dem Knaben teilte.

Mittags gab es aber jedesmal Streit. Alfred brachte den Knaben mit zu Tisch, Bella hingegen opponierte, wollte es nicht dulden und forderte die Entfernung, Karli solle in der Küche essen. Dagegen zog Frau von Feldberg den auf Gummirädern laufenden Babywagen hart an die Mittagstafel und gebärdete sich hochentzückt, wenn die winzige Baronesse just diese Stunde zu Gesangsübungen wählte.

Hatte Alfred schon während der Militärzeit für Trompetentöne keine Sympathie, das Kindergeschrei aus allernächster Nähe und zum Mittagsbrot war dem Baron geradezu verhaßt und störte die karge Stunde außerdienstlicher Zeit. Auch die Düfte nasser Windeln wirkten nicht eben angenehm für ein fein-

fühliges Riechorgan. Eine diesbezügliche Äußerung mit dem Hinweis, daß sich im Zollhause denn doch noch ein anderer Raum zum Windeltrocknen als just das Speisezimmer finden dürfte, erzielte aber keineswegs den beabsichtigten Erfolg, sie brachte Frau Bella in helle Entrüstung, in welcher die Worte des Zornes bekanntlich nicht. auf die Goldwage gelegt werden.

Es schwollen auch Alfred die Adern an, trotzig bestand Feldberg auf dem Verbleiben Karlis im Speisezimmer, zum erstenmal im Eheleben zeigte er, daß nur einer Herr sei im Hause, und die Frau zu gehorchen, sich den Anordnungen des Gebieters zu fügen habe.

Sofort bekam Alfred zu hören, daß sich nur eine mittellose Frau, die ohne Mitgift geheiratet, knechten lasse, nie und nimmer eine Dame, von deren Geld der armselig besoldete Gatte leben müsse, ansonsten Weib und Kinder verhungern könnten.

Jetzt brauste Feldberg auf und erinnerte scharfen Tones, daß er von diesem Gelde nie Gebrauch gemacht, definitiv darauf verzichtet habe und sich jede solche unberechtigte Anspielung verbitte.

Ein bitterböses Wort hatte Bella auf der Zunge,

ſchluckte es aber ungeſprochen hinunter beim Anblick des empörten Gatten, deſſen Geſichtsausdruck nichts Gutes kündete. So wildenergiſch hat Bella den Gemahl noch nicht geſehen, ſie empfand nun doch Furcht vor ihm.

Inzwiſchen war Karli in die Küche um „Gutelen" betteln gegangen, und von Fanny erſt hart angelaſſen und dann geſchlagen worden. Heulend kam Bubi zurück und flehte Papa um Hilfe an.

Das brachte die Bombe zum Platzen. Alfred packte den Knaben am Arm, eilte mit ihm in die Küche und kündete der verblüfften Fanny den Dienſt zum nächſten Monatserſten unter Androhung ſofortiger Verhaftung bei nochmaliger Kindesmißhandlung.

Frau Bella hatte wohl die Abſicht einer Einmengung, zumal ſie weiß, daß ohne dieſe Fanny der Haushalt beim Mangel jeglicher häuslicher Kenntniſſe unmöglich wird, das Gezeter des Baby hielt die Mutter zurück. Ein Bluthuſten ward mählich zum Röcheln, das Kind ward blau im Geſichtchen. In Todesangſt ſchrie Bella um Hilfe, Fanny mußte um den Arzt laufen. Doch ehe der Doktor vom

Dorfe kommen konnte, hielt Bella eine Leiche in den Armen, die Kleine war erſtickt.

Unzugänglich blieb die Gattin jedem liebreichen Troſtwort, der Schmerz wirkte überwältigend auf die verzweifelnde Mutter, die gellend aufſchrie, als der kleine Sarg mit der Kindesleiche aus dem Hauſe geholt wurde.

Für das Leben hatte Bella keinen Sinn mehr, Tag für Tag ging ſie, der Wetterunbilden nicht achtend, in tiefſte Trauer gehüllt, ins Dorf zum Friedhof und weilte ſtundenlang am kleinen Hügel, der ihr entſchlafenes Kind barg, im herbſten Weh, jammernd um den Liebling und über das bittere Geſchick.

Alfred ließ die Gattin ſtillſchweigend gewähren, hoffend, daß die Zeit den ärgſten Schmerz lindern werde. Als die Beſuche aber immer länger währten, und Dörfler beim Paſſieren des Zollhauſes mitteilten, daß die Frau Baronin immer exaltierter am Grabe werde, auch ſchon verſucht habe, mit den Fingern den Hügel aufzureißen, da nahm Alfred mit dem Arzt Rückſprache, der zu einem Domizilwechſel oder doch zu einer Reiſe riet, auf daß die ver-

zweifelnde Mutter doch einigermaßen Zerſtreuung finde und das herbe Geſchick etwas vergeſſe.

Das war nun leicht geraten und geſagt! Wie ſoll ein an das Amt gebundener Zolleinnehmer, dem nicht einmal ein Amtsdiener zur Verfügung ſteht und der jeden Handgriff im Manipulationsdienſt ſelbſt verrichten muß, mit einer ſeelenkranken Frau reiſen? Die Gattin allein fortſchicken, nützt nichts, der Zweck wird dadurch nicht erreicht, auch ſteht zu bezweifeln, daß ſich Bella überhaupt zu einer Reiſe bewegen läßt. Alfred dachte an eine Citierung der Schwiegermutter, verwarf aber den Gedanken ſofort im Hinblick auf Karlis Anweſenheit im Hauſe, die zu unangenehmen Erörterungen Anlaß geben müßte. Auch hat Bella ſelbſt kein Verlangen nach ihrer Mutter geäußert, vom Todesfalle gar keine Mitteilung gemacht.

So zermarterte denn Alfred das Gehirn nach einer die Situation erleichternden Löſung der Frage, bis eine ſchwere Erkrankung Bellas jeden Gedanken an einen Domizilwechſel zurückorängte. Alfred in größter Sorge bat den Dorfarzt, es möge auch der großes Renommee genießende Doktor von Hochblößen

beigezogen werden, und das Konsilium beider Ärzte brachte wenig Hoffnung, ärztliche Kunst vermag nicht viel bei seelischer Erschütterung.

Wochen vergingen. Der körperlichen Krankheit wurden die tüchtigen Ärzte Herr, eine Besserung des seelischen Leidens kann nur der Allmächtige geben.

Bella mußte in absoluter Abgeschlossenheit gehalten werden, und eine barmherzige Schwester, aus dem Kloster der Kreisstadt verschrieben, versah den Pflegedienst. Alfred hatte Fanny unerbittlich entlassen, für seine geringen Bedürfnisse sorgte aushilfsweise die Stationsköchin Emerenz nebenbei, die gutmütig auch Karli pflegte. Soviel es der Dienst erlaubte, weilte Feldberg am Lager der Gattin, die wie eine Blume im Spätherbst dahinsiechte, matt und teilnahmslos zu Bette lag, zeitweise wieder um den verlorenen Liebling jammerte und den Tod als Erlöser herbeisehnte.

Die Ärzte gaben den Rat, es solle doch noch eine Kapazität aus der Residenz beigezogen werden, und nannten einen berühmten Arzt, an welchen Feldberg sich wenden sollte und zwar bald, sonst erlösche das Leben.

Während der Krankheitsdauer hatte Feldberg allabendlich Karlis Bettchen im Wohnzimmer bereitet, der Knabe gewöhnte sich daran, auch manche Tagesstunde still in diesem Raume zu bleiben und mit dem ausgestopften Pudel zu spielen. In die Krankenstube zu kommen, ist Karli verboten worden, scheu guckte er daher zur Thür, wenn die Pflegerin gelegentlich herauskam. Eines Tages fügte es sich, daß die barmherzige Schwester die Thür offen ließ und längere Zeit in der Küche zur Bereitung eines Erfrischungstrankes weilte.

Aus der Krankenstube drang herzzerreißendes Schluchzen, Bella jammerte und wimmerte: „Mein Kind! Komm, mein Kind!“

Karli horchte auf, deutete die Rufe auf sich und schlich auf den Zehen in die Krankenstube zum Bette. Bella in einer Art halben Bewußtseins richtete sich auf, die abgemagerten Hände griffen nach Karli und zogen den Knaben ins Bett. Wie Bubi sich nun an ihren Körper schmiegte, trat ein Wandel im Seelenzustand ein, Bella küßte das Kind, vielleicht in der Meinung, ihr Töchterchen wieder zu haben, heiß und inbrünstig, frohlockte, als Karli die Küsse

eifrig zurückgab und Mami umſchmeichelte, bis Bella nach wohliger Erregung raſch ermüdet in beruhigenden, erquickenden Schlaf ſank.

Inſtinktiv verließ der Knabe nun das Bett und ſchlich in die Wohnſtube hinaus, fürchtend, daß er von der Pflegerin wegen des Beſuches geſtraft werden könnte.

Als die barmherzige Schweſter in die Krankenſtube zurückkehrte, ſchlief Bella mit einem Lächeln auf den Lippen. Bald darauf kamen die Ärzte und fanden die Patientin ſichtlich erquickt, bedeutend beſſer. Unerklärlich blieb lediglich, daß Frau von Feldberg behauptete, ihr Kind ſei dageweſen und habe ihr himmliſche Linderung gebracht. Sie fühle ſich wohl, und das ſei ihrem Engel zu danken, deſſen Umarmung eine wahre Seligkeit war.

Die Ärzte gingen kopfſchüttelnd, ſie mochten an eine drohende Geiſtestrübung, wenn nicht gar Gehirnerweichung glauben. Dem Einnehmer wurde davon unten Mitteilung gemacht, und nach Entfernung der Doktoren forſchte Alfred vorſichtig und liebreich Klein-Karli aus, ob Bubi heute bei Mama im Zimmer geweſen ſei.

Weinerlich bettelte der Knabe: „Nit hauen! I thu's nimmer!“

Für Alfred war das Geheimnis nun enthüllt, und sofort erkannte Feldberg, daß die beruhigende und bessernde Nähe des Knaben zur wirklichen Heilung benutzt werden müsse, wenn auch selbe einstweilen auf einer Verwechslung beruhe. Feldberg verständigte die Pflegerin von seiner Entdeckung, und in Abwesenheit der barmherzigen Schwester wurde Karli in die Krankenstube geschickt mit dem Auftrag, recht lieb zu Mama zu sein. Auch dieser Besuch des Kindes hatte erfreuliche Wirkung. Die hiervon nun verständigten Ärzte ordneten die gänzliche Einquartierung des Knaben in der Krankenstube an, und konnten infolge besten Resultates alsbald ihre Besuche einstellen.

Eine Sorge blieb in Alfreds Herzen zurück, die bange Frage gilt dem Augenblick, da Bella den Knaben erkennen wird, nachdem sie ihn bisher für das Mädchen hielt. Und dieser Moment kam in einer Stunde, da die verhüllenden, lichtdämpfenden Vorhänge aufgezogen wurden und helles Tageslicht hereinflutete. Bella herzte eben das Kind, ein

Sonnenstrahl umspielte den Lockenkopf des Knaben, die Gehirntrübung wich plötzlich, Bella erkannte Karli, ein Beben lief durch den geschwächten Körper, die Lippen zuckten, die Hände zitterten, die Brust wogte.

„Mami, liebe Mami, tsund werden!“ schmeichelte Bubi, und seine Ärmchen wollten den Hals der Mama umfassen.

Ächzend rief Bella: „So warst es Du?“

Bubi küßte die bebenden Lippen und liebkoste so innig, daß Bella unwillkürlich den herzigen Buben an sich zog und innig küßte. „Der Himmel will es, so sei Du mein — Kind!“ flüsterte sie, und Thränen der Entsagung, der Erlösung liefen über die bleichen Wangen.

„Mami wieder gut werden auf Bubi!“ bettelte Karli.

„Ja, Bubi! Ich will Deine Mami sein, und Du das Brüderl von meinem Engel!“ sprach in heiligem Gelöbnis Bella und klingelte.

Erschrocken zuckte Karli zusammen und fragte: „Muß ich fort von Dir?“

„Nein, Bubi, bleib nur an meinem Herzen!“

Die eintretende Pflegerin bat Bella, den Gatten heraufzuholen.

Wohl noch nie so schnell kam Alfred die Treppe heraufgesprungen, bewegten Herzens trat er ein, und ein Jubelruf entrang sich seiner Brust, als er Bella mit Karli im Arm, von Sonnenlicht umflossen, im Bette liegen sah. „Gerettet! Versöhnt!“ rief Feldberg, kniete vor dem Bette nieder und küßte Bella die abgemagerte Hand inbrünstig und dankbar.

Mit einem lieblichen Lächeln auf den Lippen flüsterte Bella: „Es ist Gottes Wille! Sorge, daß Karli bald unseren Namen trägt!“

„Heißen Dank Dir, Geliebte, innigsten Dank! Noch heute soll die Adoption eingeleitet werden! Gott sei gepriesen für Deine Rettung, für Dein in Liebe gebrachtes Opfer! Du bist mein süßes, edles Weib, das ich lieben werde bis ans irdische Ende!“

„Nicht ein Opfer, Alfred! Gott lenkt die Herzen, es ist auch in meiner Brust die beseligende, versöhnende Liebe erwacht!“

In die beglückenden Küsse des Gatten mengte sich Karli und gab den Eltern viele, viele Zwickbussi, so lieb und stürmisch, daß Bella lächelnd das Übermaß dieser Liebkosungen abwehren mußte.

XIII.

Lieſel hatte ihren erkorenen Heinzl geheiratet und als Frau Glaſel das Fuhrwerken zunächſt aufgegeben. Man war richtig in Poſthalters Kutſchen zur Kirche gefahren und auf der „Poſt“ fand das Hochzeitseſſen ſtatt mit nicht gerade übermäßig viel Gängen, aber das Gebotene war kräftige Koſt in reichlichem Maße, ſo daß alle mitgebrachten „Schneuztücheln“ mit „Bſchoadeſſen“ (Beſcheid) vollgefüllt nach Tafelſchluß von den Hochzeitsgäſten heimgetragen werden konnten.

Lieſel ſah als aufgedonnerte Braut zum Schreien aus, die himmellange hagere Perſon in ſtädtiſcher Kleidung; dazu der echte Bauernweiberkopf mit einem Capotehut, das brachte ſelbſt die gutmütigſten Burſchen zum Wiehern, beſonders dann, wenn die Braut liebkoſend ihre Fuhrwerksfauſt auf den Kopf des Knirpſes Heinzl legte, gleichſam ankündend, daß ſie ſich ſtark genug fühle, den ihr nun anvertrauten Gatten zu beſchirmen.

Ob es Geſchäftskniff oder Zufall war, beim Hochzeitsmahle wurde eine reſpektable Anzahl Trinkgläſer zerbrochen, die Fauſt der Braut drückte allein einige Weingläſer in Scherben, zum Ärger des Poſthalters, der angeſichts des bar bezahlten Mahles nicht aufmucken durfte.

Der kleine Bräutigam ſchwelgte in Seligkeit und ließ ſich etwas angeheitert willig heimführen. Doch ſchon in der erſten Stunde der jungen Ehe ward Heinz Glaſel nüchtern, das entſetzliche Geklirr zerſchellender Gläſer ließ ihn ausrufen: „Halt ein, o Herr, mit Deinem Segen!“ Lieſel war in das Verkaufsgewölbe und Vorratsmagazin geraten, jede Bewegung ihrer eckigen Geſtalt brachte Gläſermord mit ſich; den Umgang mit maſſiven Holzwagen und robuſten Pferden gewohnt, allzeit feſt zugreifend, blieben der jungen Frau die Henkel in der Fauſt, die dazu gehörigen Gefäße aber ſprangen ab und verwandelten ſich in unzählige Scherben und Splitter.

Bei ſolchem Unheil lachte Lieſel zum Entſetzen des Gatten noch unbändig und rief: „Der Glaſerer will auch leben!“

„Aber das geht ja auf meine Koſten!“ zeterte

Heinzl und ſuchte die glasfeindliche Gattin in eine weniger zerbrechliche Umgebung zu bringen, allerdings ohne nennenswerten Erfolg, denn Lieſel bedeutete dem Knirps, daß ſie nun das Kommando im Hauſe führe. Auch für die nun üblicherweiſe beginnende Flitterzeit zeigte Lieſel kein Verſtändnis, und als am ſpäten Abend Heinzl eine Umarmung wagen wollte, ward er urkräftig zurückgeſtoßen, und der Ausruf: „Halt, Mannderl, i mag nit!“ belehrte den aus allen Himmeln gefallenen Gatten, daß zum Minnen thatſächlich auch der Wille des Weibes gehöre.

Neugierde, Bosheit und vielleicht auch etwas Ahnung ſorgten dafür, daß es am nächſten Morgen nicht an kaufluſtigen Leuten im Glaſerhauſe fehlte. Lieſel hatte nur gleichgültiges Lachen für die Neugierde; Heinzl dagegen ſeufzte „eßlöffelweiſe“ und bemühte ſich, die verſchiedenen braungelben und blaugrünen Flecken des Geſichtes durch häufiges Wiſchen zu verdecken, unter der etwas deplacierten Redensart: „Heut hat's aber a Hitz'!“

Die Leute errieten aber die Urſache ſolcher Geſichtsflecken alsbald und gingen hochbefriedigt aus

dem Glaserhause mit der Gewißheit, daß der liebegirrende Heinzl von seiner angeheirateten Liesel verhauen worden sein müsse. Von dieser These bis zur Behauptung, daß also Liesel noch „siegreiche Jungfrau" sei, war nur ein Schritt und für das Gespött des ganzen Dorfes brauchte nicht gesorgt zu werden. Unerklärlich blieb nur, weshalb Liesel dann überhaupt geheiratet habe. Darüber schien sich auch Frau Glasel nicht klar zu sein, es paßte der an frische Luft, an stete Bewegung, an Roß und Wagen gewöhnten Liesel das Haushocken nicht, noch weniger weiblich stille Beschäftigung, und die gläserne Umgebung schon gar nicht. Es konnte nicht anders sein, als daß schon nach wenigen Tagen fast mehr Scherben als Gläser im Hause waren, und Heinzl überkam die Einsicht, daß entweder er oder Liesel eine große Dummheit gemacht haben müsse mit dieser Heirat.

Der Dämmerschoppen ward dem Manne verleidet ob der Häuselei, es witzelten selbst die behäbigsten Handwerker am Stammtisch, vom Forstassistenten gar nicht zu reden, der seine Zunge unter schallendem Gelächter in der „Post" spazieren gehen

ließ und ſich erkundigte, wie es dem „Schmaltier“ gehe und dem Hirſch die Brunſt bekomme.

Heinzl wußte nicht, was er auf ſolchen Spott erwidern ſollte, zeigte ſich aber unklugerweiſe für die verſchieden lautenden Ratſchläge zur Bekehrung Lieſels dankbar, ſo daß ſich das Gaudium der Stammtiſchrunde in eine „Mohrenhetz'“ umwandelte. Am meiſten leuchtete es dem hereingefallenen Glaſermeiſter ein, nach praktiſchem Vorſchlag ſeine Gattin mit ungebrannter Haſelaſche zu bearbeiten, nur glaubte der Knirps nicht recht, daß er aus dem Kampfe ſiegreich werde hervorgehen können.

Wieder war es der Aſſiſtent, welcher dem zaghaften Glaſermeiſter auseinanderſetzte, daß ſich Heinzl ſelbſtverſtändlich nicht einem unſicheren Kampfe mit ungleichen Waffen ausſetzen dürfe. Im wachen Zuſtande ſchon gar nicht!

Heinzl krähte im ſchönſten Falſett: „Ja, wenn ich ſchlaf', kann ich doch nicht —!“

„Freilich nicht!“ rief der ſpottluſtige Forſtaſſiſtent und ſchwäbelte nun abſichtlich: „Noi, ſo nitte, Männle! Sui (ſie) muß ſchlafe, und 's Männle muß ſui traktiere!“

„Und wenn es doch schief geht?"

„Dann stehen wir schon an der Hausthür und helfen dem tapferen Ritter!"

„Ja, wenn die Herren mir beistehen wollen, könnt' ich's riskieren! Mein', es ist nimmer z' bald, daß ich zu meinem Recht komm'!"

„Prost, Brunfthirsch!"

Nachdem die Lachmuskeln wieder etwas beruhigt waren, setzte der Assistent den Schlachtplan fest; man werde dem Glaser nachfolgen und an der Hausthür Posto fassen, bis der Kampf ums Gattenrecht beginne. Brauche Heinzl Hilfe, so werden die Genossen seiner Schmach eintreten und ihn vor Schlägen der zweifellos entrüsteten Liesel retten.

Heinzl merkte den Ulk nicht, blieb über die übliche Zeit hocken, und das viele Bier erzeugte eine gewisse Schneid, die zum Renommieren antrieb. Als dann der Assistent meinte, die Göttergattin könnte nun im Schlafe liegen, ward dem Heinzl ein spanisches Röhrl feierlich übergeben und ihm zugesichert, daß die Hilfstruppe bestimmt nachkommen werde. Glasel trollte kampflustig, ja siegesbewußt heim, zog hinter der Hausthür die Schuhe aus und schlich, mit dem Röhrchen

bewaffnet, in die Schlafkammer, welche von einem Nachtlichtlein ſchwach erleuchtet war.

Im Duſel merkte Heinzl nicht, daß Lieſel nicht ſchlief und blinzelnd den hauluſtigen Gatten beobachtete. Wie Heinzl nun das Röhrchen hob, genügte ein Griff, und der Angreifer wich wie ein begoſſener Pudel, um Hilfe ſchreiend, zurück. Im Nu war Lieſel auf den Beinen, entriß dem Zeternden den Bambusſtab und walkte den geliebten Mann gründlich durch, unter kräftigen Belehrungen über den Umgang mit dem ſchönen Geſchlecht.

Unten ſang die Hilfstruppe in Falſett und Bierbaß das ſchöne Lied: „Heil ſei dem Tag, da Du bei uns erſchienen, bideldum, bideldum, bideldum!“

„Das auch noch!“ ſchrie empört Lieſel, riß ein Fenſter auf und bombardierte die Spötter mit Gegenſtänden, wie ſie dem Weibe eben in die Hände kamen; ſchier die ganze Schlafzimmergarnitur bis auf die Bettſtellen flog hinaus und hinunter.

„Singt weiter! Es muß noch mehr herausfliegen!“ hetzte, ſich vor Vergnügen windend, der Aſſiſtent. „Heil ſei dem Tag . . .“

Es ſchien nun doch einer der Spötter etwas

auf den Schädel bekommen zu haben, und dem Davonstürmenden liefen auch die anderen nach, das nächtliche Konzert hatte ein Ende.

Heinzl hockte zusammengekauert und heulte.

In Liesel regte sich ein Gefühl des Mitleides, vielleicht dämmerte eine Ahnung auf, daß das Männlein es doch recht gut mit seinem Heiratsantrag gemeint haben könnte, daß Heinzl diesmal nur aufgehetzt sein wird und schließlich ein Recht auf Liebe habe.

So griff denn Liesel nach dem erschreckt aufschreienden Männlein, zog es an sich und küßte Heinzl, der nicht wußte, wie ihm geschah.

Und was zwischen den Eheleuten vereinbart worden sein mochte, offenbarte sich nach wenigen Tagen zum Staunen der Dörfler: Liesel ging wieder fuhrwerken, kam abends nach Hause, lebte mit dem Gatten in vollster Eintracht, um am Morgen wieder gewohntermaßen mit Roß und Wagen auszuziehen. Das Hauswesen besorgte eine kochkundige Magd, und Liesel blieb der zerbrechlichen Abteilung des Hauses fürder fern. So war Liesel also verheiratet und fuhrwerkte weiter, seelenvergnügt dabei, und auch

Heinzl war mit dieſer Wendung im Schickſal zufrieden, mit welcher ſich ſchließlich auch die Spötter abfanden. Mißtrauen ob dieſes Wandels hegten nur die Zöllner, denn — Weiber ſchmuggeln gern. Die ledige Lieſel genoß Vertrauen, das der Frau Lieſel mit dem Tage entzogen ward, da Lieſel wieder fuhrwerkte und einen Haushalt hat.

XIV.

Im Hauswesen Feldbergs, des Zolleinnehmers, vollzog sich seit Wiedergenesung Bellas ein Umschwung, der Alfreds Herz wie seinen Sinn für einfache, den Verhältnissen angepaßte Lebensweise hochentzückte: Frau Bella kümmerte sich wirklich um ihre Häuslichkeit, griff zu und übte sich, da die neue Köchin alles, nur nicht ordentlich kochen konnte, in Zubereitung allerlei Speisen an der Hand eines schleunigst verschriebenen Kochbuches. Wenn nun diese Kochversuche selbst dem gar nicht verwöhnten Gaumen Alfreds empfindlich zusetzten, Feldberg lobte alles und war mit allem zufrieden. Karli hatte gute Zeiten, stets an Mamis Seite kam Bubi in der Nähe des Honighafens und der Marmelade nicht zu kurz und schmeichelte Bella auch noch andere Leckerbissen ab. Auch sparsam ward Frau Bella, das spürten die Bauernweiber, welche Viktualien, Hühner

und dergleichen ins Zollhaus brachten, alsbald, denn die Mautnerin, wie das Volk gemeiniglich die Einnehmereheleute nannte, begann vom geforderten Preise abzuhandeln. Dafür schenkte Bella den Weibern mitunter abgetragene Kleider und erzielte dadurch einen beide Teile befriedigenden modus vivendi.

Als eines Tages Forstassistent Gratt am Zollhause vorüberkam und den Baron bei einer Revisionsvornahme antraf, wollte Gratt, der lange Zeit dem Hause fern geblieben, sich doch nach dem Befinden der gnädigen Frau erkundigen, und auf eine diesbezügliche Frage meinte Feldberg, es möge doch der Herr Assistent einen Besuch machen, der gewiß freudig angenommen werde.

Das ließ sich der feucht-fröhliche Waldmann nicht zweimal sagen und flink sprang Gratt die Treppe hinauf. Auf sein Klopfen öffnete die neuengagierte Küchenfee, bei deren Anblick der Assistent etwas enttäuscht rief: „Oha! Ein neues Kocherl! Ist die Frau Baronin zu sprechen?“

Die Unschuld vom Lande stotterte: „Sell woaß i nit! Sein thuet sie in der Kuchel!“

Gratt unterdrückte einen Ruf des Erstaunens,

die Gnädige amtierend in der Küche, das ist etwas ganz Neues bei Feldbergs. „Melden Sie: Forstassistent Gratt wünscht der Frau Baronin seine gehorsamste Aufwartung zu machen!“

Grinsend sagte das Kocherl: „Wie moanst?“

„Herrgott, wo haben s' denn Dich auslassen? Du bist ja dümmer, als es die Gendarmerie erlaubt!“ rief Gratt unwillig aus.

Bella hatte sprechen gehört und kam mit Karli herbei, grüßte lächelnd und bat den Besucher, in den Salon zu treten.

„Sehr gütig, gnädige Frau! Darf ich mich nach dem werten Befinden erkundigen? Hoffe das beste!“

„Danke sehr! Es geht wieder! Entschuldigen Herr Assistent gütigst, daß ich nicht in Grandtoilette bin, die Hausfrau gehört um diese Stunde in die Küche, deren neue Fee noch nicht auf der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit steht.“

„Bitte sehr, ich werde auch nicht länger stören! Also eine durchgreifende Änderung, wie ich sehe und höre! Frau Baronin haben mutmaßlich dem Bergsport entsagt?“

„Jeglichem Sport, Herr Aſſiſtent! Es war ſehr an der Zeit zu ſolcher Einſicht, zur Umkehr, wenn nicht das ganze Hausweſen hätte leiden ſollen.“

„Eine großartige Neuigkeit für mich! Ich war monatelang der Forſteinrichtung in einem anderen Bezirk zugeteilt, bin alſo nicht auf dem Laufenden. Nun zu beſſerer Jahreszeit werden gnädige Frau doch wieder Freude an unſerer Alpenwelt empfinden, ſich zu einem Beſuche der Höhen verlocken laſſen, nicht?“

„Nein, Herr Aſſiſtent! Dieſe Zeit iſt endgültig vorüber. Ich weiß jetzt, daß die Frau ins Haus gehört und nicht auf Bergſpitzen. Und ich danke Gott, daß dieſe Erkenntnis meiner Pflichten, wenn auch ſpät, doch noch mir geworden iſt.“

Gratt machte ein langes Geſicht.

„Wenn ich den Ausdruck Ihres ſchätzbaren Antlitzes richtig deute, ſo bedauern Herr Aſſiſtent dieſen Wandel der Verhältniſſe. Das thut mir leid, doch müſſen wir mit dieſer Thatſache rechnen.“

„Bitte recht ſehr, ich freue mich!“

„Das merkt man!“ lachte Frau Bella.

Gratt hatte nun Eile, ſich zu verabſchieden, und

verließ die nach seiner Meinung ungastlich gewordene Stätte entsetzlichen Philistertumes. Auch für Feldberg hatte Gratt nur mehr einen flüchtigen Gruß, und stapfte dann höchst eilig der Grenze zu, um außer Gehörweite ein Hohngelächter auszustoßen, das seinem Ärger und Verdruß Luft machen sollte. Die fesche Frau so verwandelt! Alle Hoffnungen vernichtet! Schändlich! Aber das kommt davon, wenn man das Eisen nicht im warmen Zustand schmiedet und die Gelegenheit verpaßt.

Im Zollhause zu ebener Erde war auch ein Wandel insofern eingetreten, als die bisherige Harmonie im gemeinschaftlichen Haushalt der vier Grenzaufseher sich in Zwietracht geändert hatte. Emerenz, die Stationsköchin, war bisher zur Zufriedenheit der vier Aufseher thätig gewesen, besorgte den Haushalt treu und ehrlich, bis sie den heimlichen Werbungen eines Grenzers um Gunst und Liebe kein starres „Nein" entgegensetzte und sich in verschwiegener Stunde, da ihre übrigen „Kostknaben" im Außendienst weilten, küssen ließ. Flecken hinterließ dieser Kuß so wenig wie die rapid nachfolgenden weiteren Lippenberührungen, es

war nichts am hellen Tage zu ſehen, der Seelenbund blieb tiefſtes Geheimnis, und dennoch witterten die Kollegen etwas davon, ſie rochen Lunte inſofern, als Befürchtungen entſtanden, daß Emerenz dem Erkorenen auf Koſten der von der Liebe Ausgeſchloſſenen beſſer kochen, dem Favoriten mancherlei „zuſchanzen“ werde, was die übrigen Grenzer zahlen müßten. Auf den Mann trifft monatlich circa dreißig Mark Koſtgeld, wofür Emerenz Mittag- und Abendtiſch pro Mann liefern muß. Der Turnusdienſt bringt es mit ſich, daß die Grenzer niemals gemeinſchaftlich ſpeiſen können, es trifft ſich regelmäßig, daß nur zwei Mann zu gleicher Zeit eſſen, manchmal auch nur einer allein. Eine Begünſtigung des Liebhabers wäre alſo niemals kontrollierbar, an eine Übervorteilung glaubte nun jeder der drei anderen Aufſeher; der Neid iſt wachgerufen. Es dauerte nicht lange, da ward Emerenz mit der Kündigung des Dienſtverhältniſſes überraſcht, es ſiegte die Geldbeuteltendenz. Der Favorit that das Klügſte, er ſchwieg und unterließ jeden Verſuch, die Kollegen umzuſtimmen. Emerenz flog mit ihrer Liebe im Herzen hinaus, und die vier Grenzer waren Köchin- und

koſtlos, ſie müſſen entweder nach den Mühen des Grenzwachdienſtes ſelbſt kochen oder in eine der Dorfwirtſchaften gehen. Eine Miſere mehr im harten Dienſtleben der Grenzer.

Wer immer auf der Straße von Sankt Veit nach Hochblößen oder umgekehrt der nun verehelichten Fuhrlieſel begegnete, grüßte das drollige Mannweib mit Scherzworten, die Lieſel ſchlagfertig kräftig zu erwidern verſtand. Freundlich wie bisher blieb der Zolleinnehmer und erledigte Alfred die jeweils nötigen Zollgeſchäfte ſo ſchnell, als es dienſtlich möglich war. Daß Lieſel ſeit ihrer Verheiratung bei Holztransporten auch einen Korb mitführte, erklärte man ſich aus den Haushaltbedürfniſſen, Lieſel zeigte den Inhalt auch regelmäßig dem Einnehmer vor, es war meiſt das für Grenzbewohner erlaubte Maß und Gewicht von Fleiſch und Mehl, alſo zollfrei. Manchmal kam Lieſel auch mit einem hochgehäuften Sägmehltransport vom Ausland herein, hielt vor dem Zollhauſe und meldete dem Einnehmer, daß ſie Sägmehl, etwas Fleiſch im Korbe, ſonſt aber nichts Zollpflichtiges mitführe.

Nach Vorſchrift muß nun mit dünnen Spießen

in das Sägmehl geſtoßen werden gleichwie in Heufuder, damit ſich der Zöllner Gewißheit verſchaffe, ob nicht etwa feſte, Widerſtand leiſtende Gegenſtände ſich inmitten dieſer Ladung befinden. Selbſtverſtändlich wird beſonders eifrig dem Wagenboden zu geſtochen, weil Schmuggler dort gern Contrebande verbergen.

Alfred hantierte perſönlich und ſtocherte mit dem Viſitationsſpieß pflichtgemäß in die Sägmehlladung.

„Plagen S' Cahna nit, Herr Baron! I hab' nix, Sie kennen mich ja ſchon lang genug, i ſchwirz' nixen!" verſicherte Lieſel in treuherzigem Tone.

„Alles recht, Lieſel! Aber ich muß nach Vorſchrift viſitieren!" erwiderte Feldberg, und gab dann die Fuhre frei, nachdem er überzeugt war, daß keine Contrebande im Wagen ſei.

Grüßend fuhr Lieſel dem Dorfe zu.

Bald darauf kam einer der Aufſeher vom Dienſt heim, der Hauptgegner gegen jene Liebelei in der Station, und machte den Zolleinnehmer auf den mißlichen Umſtand aufmerkſam, daß man ſeit dem Abgang der Emerenz keine weibliche Vertrauensperſon zur Leibesviſitation etwaiger Schmugglerinnen

habe. Da zufällig kein Fall ſolcher Viſitation in letzter Zeit vorgekommen war, hatte Feldberg dieſes Umſtandes nicht geachtet. Sofort beſchloß der Einnehmer, nun ſeine eigene Magd hierzu zu verwenden und eilte in die Wohnung, um die Küchenfee beſonders für ſolche Fälle zu inſtruieren.

Unterdeſſen ſtand der Aufſeher am Zollhauſe, gewiſſermaßen in momentaner Stellvertretung Feldbergs, und guckte die Straße zur Grenze entlang, auf welcher ein altes Weiblein mit einem großen Korb auf dem Rücken heranwatſchelte. Schon von weitem winkte das Weiblein dem Aufſeher freundliche Grüße zu.

Sofort erkannte der Grenzer die als notoriſche Schmugglerin amtsbekannte Perſon und hielt das Weiblein an, das willig den Korb vom Rücken nahm und die darin befindlichen Heidekrautbeſen vorwies, heilig beteuernd, daß nichts Zollpflichtiges vorhanden ſei. Das alte Weib rief immer wieder in ſchier unverſtändlichen Tönen: „Büabei, i hab' nix, Büabei, Du därfſt mir's glauben, daß i nix hab'!“

„Komm nur herein in die Kanzlei! Ich mache Dich aufmerkſam, daß die freiwillige Herausgabe

der Contrebande die Strafe mildert!“ mahnte der Aufſeher und durchſuchte den Korb, der thatſächlich nur Beſen enthielt. Feldberg kam herab und fragte, ob ein Aufgriff vorliege.

„Wahrſcheinlich, Herr Baron! Die Perſon iſt ja eine bekannte Schmugglerin!“

„Alſo herein damit in die Kanzlei!“ befahl Feldberg.

Vom Aufſeher eskortiert, trippelte das Weiblein in die Amtsſtube, immer wieder beteuernd, daß es nichts Steuerbares bei ſich habe.

Das glaubten nun beide Beamten nicht, und Alfred ermahnte zur freiwilligen Herausgabe.

Reſolut rief das Weiblein: „Os glaubt's mir's nit, na, Büabei, ſchau halt ſelber!“ und hob ihre ſämtlichen Kitteln in die Höhe.

Entſetzt fuhr der Aufſeher zurück, und in einem Anfalle von Lachkrampf ſchrie Alfred: „Der Menſch verlange nimmer zu ſchauen!“

Feldbergs Kocherl wurde geholt und mußte in einem ſeparierten Raume die Leibesdurchſuchung der Schmugglerin vornehmen. Vier Pfund Feigenkaffee fanden ſich vor, und die Zollrechnung ergab mit

Strafe, Zoll, Wert und ſo weiter das Sümmchen von ſieben Mark neunzig Pfennig. Das Angebot des Weibleins, die Kittel bis auf einen als Pfand dazulaſſen, wurde dankend abgelehnt und die Verhaftung angedroht. Das wirkte, und das Weiblein brachte wirklich das verlangte Strafgeld bis auf wenige Pfennige zu Tage.

Nach Abgang dieſes Beſuches riß Alfred die Kanzleifenſter auf mit dem Rufe: „Luft, Luft, Clavigo!“

Mit leerem Fuhrwerk fuhr Lieſel am nächſten Morgen zur Grenze, und am Zollhauſe rief ihr Alfred die Frage zu, was ſie heute wohl hereinbringen werde.

„Heunt kriegen S' gar nixen, Herr Baron! Gleich nur Brennholz hol' ich, das is zollfrei!“

„Schon gut, Lieſel, gute Fahrt!“

„Dank' ſchön, Herr Baron! Hüh!“

Zum Abend kam Lieſel richtig mit einer Fuhre Brennholz über die Grenze, doch zu bedeutend ſpäterer Zeit, als es ſonſt bei viel ſchwereren Transporten der Fall war.

Alfred fiel das auf, doch unterließ er eine

diesbezügliche Bemerkung, forderte Lieſel auf, einen Teil der Scheiter vom Wagen zu nehmen und viſitierte den Wagenboden. Es fand ſich nichts, daher wurde das Holz wieder aufgeladen, und Lieſel konnte wegfahren.

Nach Kanzleiſchluß meldete einer der Aufſeher dem aus der Wohnung geholten Einnehmer, daß die Anweſenheit der Fuhrlieſel in der Sägerhütte hart an der Grenze als etwas Ungewöhnliches aufgefallen ſei. Der Grenzer ſei ſo hoch im Berg geweſen, daß eine ſofortige Kontrolle der Perſon zeitlich genommen unmöglich war.

Dieſe Meldung mußte einen Verdacht wachrufen.

In der Nacht änderte man den Turnus der Aufſeher inſofern, als ein Grenzer ſich in der Sägerhütte auf die Lauer legte, indes der zweite Mann die Straße im Auge behielt, bis gegen Morgengrauen dieſer Mann abgelöſt wurde. Gemäß der Verabredung mußte der Grenzer in der Sägerhütte bis Mittag bleiben.

An dieſem Morgen überraſchte es Feldberg, daß Lieſel ohne Fuhrwerk und zu Fuß kam und auf eine Frage nach dem Verbleib der Pferde

äußerte, es würde heut nichts gefahren, ſie wolle nur vom Hochblößener Arzt ein Medikament holen. Kaum war Lieſel fort, aviſierte Feldberg einen Grenzer, der ſich alsbald in guter Deckung auf die Lauer legte.

Lieſel ging über die Landesgrenze in die Starkenbacher Schlucht, blieb ſo lange aus, daß ein Beſuch in Hochblößen und der Rückmarſch annähernd ſtimmen konnte und ſuchte die Sägerhütte an der Grenze auf. In einen Heuhaufen greifend, zog Lieſel zwei Pakete Rauchtabak hervor und ſchickte ſich an, dieſelben unter ihre Kleider zu praktizieren.

Da kroch der Grenzer hinter dem Holzverſchlag hervor und bat Frau Lieſel, mit dem Kittelausziehen zu warten.

„Jeſſ', Maria und Joſef!“ ſchrie Fuhrlieſel auf und ließ die Pakete fallen.

„So, Weiberl, dasmal haben wir Dich ſauber erwiſcht! Biſt halt auch wie alle anderen! Komm nur mit zum Herrn Baron! Der wird ſchauen!“

Alles Jammern half nichts, Lieſel mußte mit den Paketen geſchmuggelten Tabaks ins Zollhaus wandern, und die Rechnung auf dreiundzwanzig

Mark Strafe und so weiter entgegennehmen, zugleich auch die Versicherung, daß von heute an die strengste Kontrolle ihrer Transporte stattfinden werde.

Diese Ankündigung hatte einen unerwarteten Erfolg: Liesel gab das Fuhrwerken auf und verwandelte sich mählich in ein wirklich weibliches und häusliches Wesen, zur größten Freude und Genugthuung ihres Gatten.

XV.

Nach langer Krankheit wiederhergeſtellt, konnte Grete, die arme Telegraphiſtin, wieder ihr Amt übernehmen, die Subſtitutin, welche bisher den geringen Lohn Gretes vom Poſtmeiſter erhalten hatte, konnte Hochblößen verlaſſen. Mißlich genug war die Lage des blaſſen Fräuleins; belaſtet mit der Krankenhausrechnung, ohne einen Kreuzer Lohn die lange Zeit hindurch, müde und matt mußte der Telegraphendienſt wieder geleiſtet werden, und nicht wenig Vorwürfe wußte die Poſtmeiſterin vorzubringen über jene verunglückte Reiſe und die doppelte Fütterung während der Geneſungszeit. Durch eine unvorſichtige Äußerung des Poſtinhabers war auch die Vorſchußgeſchichte zur Kenntnis der Frau gekommen, und der ſpitzen Reden war nun kein Ende.

Ehrliches Mitgefühl bekundete in dieſen ſchweren Tagen der nach außen hin rauhe, wortkarge Poſtmeiſter in ſeiner ſchwerfälligen Art, er kam auf

manche Viertelstunde, wenn just nichts zu depeschieren war, zu Besuch und tröstete Grete mit dem Hinweis auf kommende bessere Zeiten.

Diese harmlosen Besuche schienen jedoch die Eifersucht seiner Gattin zu erregen, die Postmeisterin holte eines Tages den Gatten aus der Kanzlei und verbat sich die Karessiererei mit der Telegraphistin sehr energisch und mit einem Massenaufgebot von Worten über einen solchen unerhörten Skandal in einem soliden, christlichen Hause.

Vergessen und verlassen wähnte sich Grete in stillen Stunden, da kein Lebenszeichen vom Oberkontrolleur Lauber auf ihren in Sankt Veit zur Post gegebenen Brief gekommen war. Entschuldbar ist solches Schweigen ja mit seiner Krankheit, doch schmerzt es das junge, hoffende und nun enttäuschte Herz. Grete saß eines Tages am Apparat, um eine Depesche abzunehmen, und zur grenzenlosen Überraschung des Fräuleins las sie vom Streifen die Kunde ab, daß ein Telegramm an ihre eigene Adresse gerichtet ist: „Zillner, Telegraphenamt Hochblößen. Warum keine Antwort auf Brief? In Sorgen! Leidlich wiederhergestellt. Grüße. Lauber."

Jäh ſchoß das Blut zum Herzen, Grete rang nach Luft. Kaum vermochte ſie den Apparat wieder in Ruhe zu bringen, ſo ſehr zitterten die Hände, bebte der Körper. Eine unnennbare Seligkeit erfüllte die Bruſt, aufjauchzen vor Glück möchte Grete, ſtürmiſch wogte die ſchöne Büſte, die Wangen glühten, es hämmerte in den Schläfen, wild kreiſen die Gedanken.

Wo aber iſt der Brief geblieben? Wo weilt der liebe Mann, der ihrer gedenkt in dieſer qualvollen Zeit?

Aus dem Streifen iſt der Aufgabeort erſichtlich, die Hauptſtadt, doch jede nähere Adreſſe fehlt, eine Antwort iſt daher unmöglich zu geben. War die Adreſſe nun in dem verloren gegangenen Brief enthalten? Nach dieſer Epiſtel muß ſogleich recherchiert werden.

Sonſt die Gewiſſenhaftigkeit ſelbſt, gab Grete, da eben wieder Hochblößen gerufen ward, das Zeichen: „warten“ und ſprang in die anſtoßende Poſtkanzlei, die Kollegin nach dem Verbleib eines wichtigen Briefes fragend.

Das Poſtfräulein konnte ſich wohl entſinnen, daß während der Krankheitszeit ein Brief für Grete eingelangt ſei, doch habe die Poſtmeiſterin denſelben mit dem Bedeuten in Empfang genommen, daß ſie für die Beförderung ins Krankenhaus Sorge tragen werde.

„Die Poſtmeiſterin?“ ſtammelte beſtürzt Grete.

„Ja, es wird vor einigen Wochen geweſen ſein.“

„Dann iſt der Brief für mich rettungslos verloren!“ jammerte Grete und kehrte ins Telegraphenamt zurück, deſſen Apparat fortwährend knatterte. Hurtig nahm nun Grete und las die Anfrage des Oberinſpektors, ob Fräulein Zillner morgen im Amte ſicher zu treffen ſei. Täglich erkundigte ſich der Oberbeamte nach ihrem Befinden.

Als die dankende Antwort abgeklopft war, ſchloß Grete für einen Augenblick die Kanzlei, ſuchte die Poſtmeiſterin auf und bat um Ausfolgung jenes Briefes.

Dieſe leugnete jeglichen Briefempfang, zeterte über Dienſtvernachläſſigung und jagte das Fräulein in die Kanzlei zurück unter Drohungen einer Anzeige.

Abends ward beiden Fräuleins verdorbene Koſt

gereicht, garniert mit heftigen Vorwürfen über dienſtliche Schlamperei und dies in Gegenwart ſämtlicher Dienſtboten. Die Mädchen glaubten vergehen zu ſollen vor Scham.

Lange ſchwieg der Poſtmeiſter zu dieſen handgreiflichen Lügen und Verdächtigungen, doch als die Fräuleins zu weinen begannen, die Stallmägde höhnten, und die Poſtmeiſterin ſich mit ihrer Oberhoheit brüſtete, da geſchah etwas Unerwartetes: der Poſtmeiſter hieß die Gattin augenblicklich Abbitte leiſten. Als dieſe ſich weigerte und dabei eine böſe Bemerkung machte, erhielt die Poſtmeiſterin einen klatſchenden Hieb, ein zweiter Schlag folgte nach, dann faßte der Poſtmeiſter ſein böſes Weib am Arm und führte es kraftvoll zur Stube hinaus. Gelaſſen kam er wieder herein, ſetzte ſich an ſeinen Tiſch und rief: „Milla, bring mir ein Viertele Rötel!“

Den Dienſtboten war jegliche Luſt zum Reden vergangen, ſcheu blickten ſie auf den energiſchen Herrn wie auf die Expeditionsfräuleins, wünſchten guten Abend und ſchlichen hinaus.

Grete dankte für das Eintreten und die Ehrenverteidigung und wünſchte gute Nacht.

„Nicht der Red' wert! Gute Nacht beiſamm'!“ knurrte der Poſtmeiſter und zündete ſich eine Cigarre an.

Als die Fräuleins ſich entfernt hatten, ſuchte der Poſtmeiſter die Schenkſtube auf, um mit etlichen anweſenden Dörflern Zwieſprache zu halten, alles ſo gelaſſen und ruhig, daß die Bauern nicht das mindeſte von dem großen Ereignis einer handgreiflichen Züchtigung der Gattin ahnten.

Gegen Mittag des nächſten Tages fuhr richtig der Oberinſpektor am Poſthauſe vor, und der erſte Gang galt der Telegraphenkanzlei.

In herzlicher Anteilnahme erkundigte ſich der Oberbeamte nach Gretes Befinden und Schickſalen, und eröffnete dem Telegraphenfräulein die Abſicht der Direktion, das Hochblößener kombinierte Amt in ein völlig ſtaatliches im eigenen äräriſchen Betrieb umzuwandeln, wobei beide Fräuleins in den Staatsdienſt würden aufgenommen werden.

Grete traute ihren Ohren nicht; was ihr heißeſter Wunſch geweſen, ſoll nun zur That werden. Doch ihr erſtes Wort galt der Frage, was mit dem Poſtmeiſter geſchehen werde.

Kalt erwiderte der Oberinſpektor: „Die Zuſtände verlangen gebieteriſch, daß dieſen Leuten das Amt abgenommen werde. Wir mieten andere Lokalitäten, Sie, Fräulein Zillner, und Ihre Kollegin von der Poſt übernehmen die Verwaltung beider Ämter mit Staatspatent. Über gewiſſenhafte Amtsverweſung beſteht in der Direktion kein Zweifel; nur auf dieſe Art kann Ordnung werden.“

Fräulein Grete war unfähig, zu reden, die Überraſchung wirkte nahezu lähmend.

„Nun? Warum ſprechen Sie nicht, Fräulein? Ich denke, Sie können mit Freuden zugreifen, die Abſicht der Direktion iſt in jedem Falle für Sie ehrenvoll und zeigt das größte Vertrauen!“

Ächzend begann Grete zu antworten: „Herr Oberinſpektor! Ich — danke — unterthänigſt —“

„Nun? Sie nehmen natürlich an! Es gibt übrigens gar keinen Widerſpruch! Sie werden befohlen und damit baſta!“

„Verzeihung, Herr Oberinſpektor! Ich kann nicht annehmen, ich verzichte —“

„Unſinn!“

„Doch, Herr Oberinſpektor! So groß die Ehre

und Auszeichnung ist, ich muß ablehnen, zum mindestens bitten, daß mir ein Amt anderswo anvertraut wird!"

„Aber warum denn?"

„Ich möchte nicht Ursache sein, daß dem Postmeister die Ämter weggenommen werden! Rücksicht auf seine Familie zwingt mich zum Verzicht!"

„Sie sind wohl nicht bei Trost?! Auf diese Leute auch noch Rücksicht nehmen? Ganz und gar nicht! Seien Sie froh und danken Sie Gott, daß Sie diese Peiniger los werden!"

„Ich bitte herzlichst, Herr Oberinspektor, lassen Sie den Leuten das Amt! Der Verdienst in der Wirtschaft ist nicht groß, die Leute sind auf die Amtserträgnisse angewiesen! Bitte, haben Sie Erbarmen, schonen Sie die Familie!"

„Ihr Edelsinn ist nahezu Dummheit zu nennen! Bedenken Sie doch, wie miserabel Sie von den Leuten, besonders von der boshaften Postmeisterin behandelt wurden!"

„Es sei alles vergessen! Bitte, seien Sie barmherzig, lassen Sie den Leuten das Amt!"

„Unbegreiflich! Ist es Ihr definitiver Entschluß?"

Digitized by Google

„Ja, Herr Oberinſpektor, ich verzichte auf die Leitung des Amtes hier, und bitte, wenn nicht anders möglich, um Verſetzung!“

„Aha! Hier bleiben wollen Sie alſo doch nicht!“

„Nein, Herr Oberinſpektor!“

„Nun, Sie werden ja wiſſen warum! Doch gleichviel, ich nehme die Poſt und den Telegraphen von hier weg!“

Abermals bat Grete in beweglichen Worten um Zurücknahme dieſer Abſicht und bettelte ſo lange, bis der Oberinſpektor erklärte, es auf weitere drei Monate beim alten belaſſen zu wollen. Jäh die Thür aufreißend, ertappte der Oberbeamte die Poſtmeiſterin, die wohl gehorcht haben mochte und nun in größter Verblüffung davontrippelte. Ihr rief der Oberinſpektor nach: „Der Horcher an der Wand hört die eig'ne Schand!“

Raſch fuhr der Oberbeamte dann von Hochblößen weg.

Wie eine Furie raſte die Poſtmeiſterin im Anweſen umher, dem erſchreckten Gatten wie den Gäſten und der letzten Kuhmagd vordemonſtrierend, daß die infame, falſche Telegraphiſtin ihr die Ämter weg-

kapern wollte und den in ſie vernarrten Oberinſpektor richtig ſo weit gebracht hätte, daß die Poſt nach drei Monaten vom Hauſe wegkomme. Mit beiſpielloſem Aufwand von Lungenkraft beteuerte die Frau, daß ſie dieſer „Intrigi“ rechtzeitig ein Ziel zu ſetzen wiſſen werde.

Juſt aus dieſer ſchwurähnlichen Beteuerung ſchöpfte der Poſtmeiſter einen gewiſſen Troſt, daß die Angelegenheit nicht ſo bedrohlich für ſeine Geſchäftsintereſſen werden dürfte, denn Fräulein Grete iſt ganz zweifellos einer Intrigue unfähig. Der Poſtmeiſter that denn auch das Klügſte und ging zu Fräulein Grete, erzählte ihr von dem Herumraſen der Gattin und bat um Aufklärung, was denn eigentlich paſſiert ſei.

Ruhig und ſanft ſagte Grete, daß der Oberinſpektor ihr die Leitung des kombinierten Amtes nach deſſen Umwandlung in ein ärariſches, ſelbſtändiges Amt angetragen habe.

„Jeſſ', Maria und Joſef!“ rief nun doch aufs höchſte beſtürzt der Poſtmeiſter aus. „Sie werden mir decht das nit anthun, Fräul'n?! Ich wär' ja ſo viel wie ruiniert, wenn ich die Poſt verlier'!“

„Keine Sorge, Herr Poſtmeiſter! Ich habe mit ſchuldigem Dank abgelehnt und gebeten, es möge Ihnen das Amt gelaſſen bleiben!“

„Vergelt's Gott tauſendmal! Ich hab' es mir ja gleich gedenkt, die Grete thut mir ſell nicht an!“

„Seien Sie immerhin vorſichtig, Herr Poſtmeiſter! Nur proviſoriſch auf weitere drei Monate will der Oberinſpektor alles beim alten bleiben laſſen. An Ihnen wird es liegen, zu ſorgen, daß die Direktion auf die Änderung verzichtet. Ich habe kein Recht, mich irgendwie einzumiſchen; wenn ich aber im Vertrauen etwas ſagen darf, iſt es eine Warnung vor den Eingriffen Ihrer Frau in amtliche Angelegenheiten. Die Neugierde Ihrer Gattin geht zu weit, die Poſtmeiſterin will nicht nur wiſſen, was telegraphiert wird, ſie mißachtet auch das Briefgeheimnis, unterſchlägt fremde Briefe . . .“

„Wär' nit übel! Da ſoll dech gleich der Teufel dreinfahren und das ordentlich!“

„Es iſt das Behauptete Thatſache! Mir ſelbſt hat Ihre Frau einen Brief unterſchlagen! Nur aus Rückſicht für Sie habe ich dem Herrn Oberinſpektor davon nichts geſagt! Erhält die Direktion hiervon

nachträglich Kenntnis, ſo iſt nicht zu zweifeln, daß Ihnen die Poſt genommen wird. Ich könnte dann gar nichts dafür!“

„Jeſſas, Jeſſas! Das eigene Weib ſchuld, daß ich in der ganzen Exiſtenz geſchädigt, zeitlebens ruiniert werd'! Na, Fräulein Grete, ſein Sie gut! Den Brief verſchaff' ich Ihnen und wenn ich jeden Buchſtaben von dem Brief aus meiner Frau mit glühenden Zangen herauszwicken müßte! Na, freu' Dich, Alte! So verhauen biſt noch nit worden!“ In heller Wut ſtürmte der Poſtmeiſter aus der Kanzlei, brüllend vor Zorn und Angſt. Und bald darauf gellten Hilfrufe durch das Haus, die das Geſinde aber in entlegene Orte verſcheuchten und den Glauben an eine irdiſche Vergeltung aller Bosheiten verſtärkten.

Wie der freilich arg zerknitterte, von Fettflecken beſchmutzte Brief gefunden und zu Tage gefördert ward, erfuhr Grete nicht, aber nach verhältnismäßig kurzer Zeit hatte ſie das allerdings geöffnete Schreiben Laubers in Händen, der Poſtmeiſter ſelbſt hatte es gebracht mit einer herzlichen Bitte um Verzeihung, verbunden mit der Verſicherung, daß ſeine Frau ob

der ihr gewordenen Züchtigung wahrſcheinlich in dieſem Leben nicht mehr fremde Briefe angreifen werde.

Unter Thränen las Grete Laubers herzlich gehaltenen Dankbrief für bekundete Teilnahme. Manches Wort iſt freilich verwiſcht, in Kaffeeflecken untergegangen, und juſt dort, wo die Adreſſe angegeben iſt, macht ein zerronnener Fetttropfen jegliches Forſchen nach der Bedeutung der verwiſchten Worte unmöglich. Alſo alles vergeblich! Was nun thun? Wie kann die Adreſſe des lieben Mannes aufgefunden werden?

Mit dem völkerverbindenden Draht wird nichts zu erreichen ſein. „Muß ich denn aber telegraphieren?“ fragte ſich Grete und kam mählich auf den Gedanken, einen Brief mit der Bitte um gütige Weiterbeförderung der Einlage an die Generaldirektion der Zölle in die bayeriſche Hauptſtadt zu richten. Die höchſte Behörde dürfte ja doch wiſſen, wo der Adreſſat ſich befindet. Was aber wird die Generaldirektion denken über dieſe, noch dazu von einer Dame kommende Zumutung einer Privatbriefbeförderung?

„Muß es denn ein Privatbrief ſein?“ flüſterte

Grete und griff unwillkürlich nach einem Depeschenabgabeformular, das sich rasch mit Zeilen bedeckte. In innigen Worten dankte Grete für den lieben Brief und bat die Verzögerung wegen Krankheit und verspäteter Briefzustellung ebenso entschuldigen zu wollen wie die Art der jetzigen Depeschenbeförderung mangels einer genaueren Adresse.

Grete faltete das Telegramm nach Vorschrift, schloß die Depesche mit der üblichen Amtsadler-Vignette, schrieb auf die Vorderseite die Worte: „Obergrenzkontrolleur Lauber. — Wegen fehlender Adresse an die Generaldirektion der Zölle mit der Bitte um Weiterbeförderung, k. k. Telegraphenamt Hochblößen.“ Die Unterschrift kritzelte Grete möglichst unleserlich und „männlich“ darunter und drückte schließlich den Amtsstempel dazu.

Befriedigt murmelte Grete: „Jetzt soll einer herausfinden, daß diese Epistel ein Brief von Damenhand ist!“

Die Depesche wurde in ein braunes Amtscouvert gesteckt, der Umschlag geschlossen, frankiert, die Adresse der Zoll-Generaldirektion daraufgeschrieben,

und dann übergab Grete dieſen ſehr dienſtlich ausſehenden Brief der Kollegin im Poſtamt.

Was die Poſt einmal hat, kommt bald ans Ziel. Auch dieſer braune Dienſtbrief wanderte alsbald fort. Tags hindurch wartete Grete mit ängſtlicher Spannung auf eine Antwort, Tag für Tag fragte ſie die Kollegin von der Poſt, ob kein Brief für ſie eingetroffen ſei, ſo daß das Poſtfräulein faſt ärgerlich ward und die Kollegin verſicherte, es würde ein Brief ſelbſtverſtändlich ſofort eingehändigt werden. Aus den Tagen wurden Wochen und eine Antwort lief nicht ein. Grete zermarterte ſich den Kopf, um Gründe für dieſe Schweigſamkeit Laubers zu finden.

Im Poſthauſe war das Leben wie die Koſt erträglich geworden, die Poſtmeiſterin merkte ſich die Lehre, vielleicht trug die Sorge vor noch immer drohendem Verluſt der Ämter dazu bei, daß die Fräuleins menſchenwürdig behandelt wurden. Als aber die drei Monate der Angſt vorüber gegangen waren, und die Direktion ihre [illegible] der Umwandlung der Expeditionen in ein ärarisches Amt nicht verwirklichte, begann die Poſtmeiſterin zu glauben, daß es nur ein Schreckſchuß war und man ſie ein-

ſchüchtern wollte, und in ſolchem Glauben kehrte die Bosheit in Geſinnungs- und Handlungsweiſe wieder. Es ward die Koſt verſchlechtert, die Schikanen begannen abermals, für die Fräuleins brachen ſchlimme Tage an. Für Grete im beſonderen Maße, da ſie durch Rückzahlung der Schuld für Krankenpflege und ärztliche Behandlung die Mittel nicht beſaß, ſich genießbare Speiſen zu kaufen. Im Heißhunger verſchlang das arme Fräulein eines Abends nun doch die verabreichte Speiſe, würgte die verdorbene Pökelzunge trotz des Widerwillens hinab, und ward noch in der gleichen Nacht ſchwer krank, ſo daß der von der Poſtkollegin alarmierte Poſtmeiſter den Arzt holen laſſen mußte. Am Morgen wurde die Telegraphiſtin abermals ins Krankenhaus verbracht. Den Telegraphendienſt mußte aushilfsweiſe das Poſtfräulein übernehmen, ſo ſehr ſich die Kollegin als „ſchwache“ Telegraphiſtin auch dagegen ſträubte. Nach einigen Tagen fand das Poſtfräulein aber doch ein gewiſſes Vergnügen am Klopfen, hervorgerufen durch die erfreuliche Thatſache, daß der Bräutigam in die Zentrale verſetzt iſt, und das Pärchen nun manches Viertelſtündchen mit Drahthilfe korreſpondieren kann. Das

iſt nun freilich verboten, man nimmt es aber nicht ſo genau, und das Poſtfräulein tröſtete ſich mit der famoſen Ausrede, daß fleißiges Telegraphieren eine gewiſſe Gewandtheit mit ſich bringe. Daß ſich das Pärchen mit Hilfe des Morſe-Apparates auch und nicht zu wenig über die eigenen Heiratsausſichten unterhielt, konnte unter ſolchen Umſtänden nicht verwundern. Jeden Morgen und Abend vor Kanzleiſchluß brachte der elektriſche Funke Grüße und Küſſe ſowie die Verſicherung, daß geheiratet werde, ſobald die Papiere beſchafft ſeien. Auch von Kündigung wußte der Morſe nach Hochblößen zu berichten, und das nehmende Poſtfräulein verſtand ganz richtig, daß es am nächſten Monatserſten dem Poſtmeiſter den Dienſt aufkündigen ſolle. War der Bräutigam dienſtfrei, ruhte natürlich dieſe telegraphiſche Korreſpondenz der Liebenden.

Eines Tages war das Pärchen wieder in lebhaftem Gedankenaustauſch, die Zentrale meldete privatim ganz gegen jede Vorſchrift, daß in ſechs Wochen bereits geheiratet werden könne, und der Schluß der Liebesdepeſche lautete: „kündige!“

Als „ſchwache“ Telegraphiſtin las das Poſt-

fräulein langsam die Morsezeichen, und war recht ärgerlich, als Hochblößen von der Telegraphengrenzstation gerufen wurde.

„Warten!“ klopfte das Fräulein und las erst den Schluß bedächtig, bis es sich zur Abnahme der neuen Depesche bereit meldete. In rasender Eile gab das Grenzamt, das Postfräulein konnte gar nicht folgen und klopfte die Bitte um langsameres Geben, was den Geber veranlaßte, eine unfreundliche Bemerkung außerdienstlich dem Morse anzuvertrauen. Es blieb schließlich nichts anderes übrig, als sich der langsamen Nehmerin anzupassen, und so erschienen die Morsezeichen ungewöhnlich lang auf dem Streifen, Punkte wurden zu kleinen Strichen, so daß das Lesen sehr erschwert wurde. Den Kopf voll Heiratsgedanken, übertrug das Postfräulein die Depesche, welche an Grete gerichtet ist, in Kurrentschrift folgendermaßen: „Fräulein Zillner, Hochblößen. Depesche in Akt verlegt gewesen, daher enorme Verspätung. Untröstlich. An Ostgrenze ver — heiratet, hoffe aber doch auf Rückkehr. Kündige alles. Lauber.“

Das Postfräulein war so sehr von der richtigen Abnahme der Depesche überzeugt, daß es das nieder-

geſchriebene Telegramm gar nicht mehr durchlas, verſchloß und, mit Gretes Adreſſe verſehen, durch eine Hausmagd der Telegraphiſtin ins Krankenhaus zuſtellen ließ.

Mit zitternden Händen riß Grete die Depeſche auf, überflog den Inhalt und ſank mit einem Wehe-ruf ohnmächtig in die Kiſſen zurück.

XVI.

Die Freudenbotſchaft vom nachträglichen Freiſpruch Franzls mußte in Sankt Veit das größte Aufſehen erregen, weil die Dörfler die Gründe des Freiſpruches nicht verſtehen konnten. Das neue, freiſprechende Urteil ſtand zwar im Wochenblättchen der Kreisſtadt fett gedruckt, die Gründe waren im Wortlaut des langen und breiten zu leſen, aber ſelbſt die Honoratioren des Dorfes vermochten ſie nicht zu erfaſſen. Über die Ausdrücke „reflektoides Handeln", „Unterbewußtſein" und ſo weiter debattierten die Herren um ſo heftiger, je weniger ihnen dieſe Begriffe klar waren, und der Lehrer der Dorfſchule kramte ſeine Weisheit dahin aus, daß es „reflexoides" heißen müſſe. Die Kardinalfrage blieb natürlich die: hat der Pauly Franzl das Verbrechen begangen oder nicht. Eingeſtandenermaßen hat er ſeinen Peiniger in den heißen Ofen geſtoßen, alſo

war das erste Urteil richtig. Einige Dörfler nannten es übertriebene Gefühlsduselei, einen Meuchelmörder frei zu sprechen, bloß weil er eigentlich die Unthat nicht verüben wollte, dennoch aber das Thürl zugeschlagen hat. Der Glasermeister im Hochgefühle seiner erreichten eheherrlichen Macht glaubte hingegen, daß eine wahrscheinliche Gefängnisüberfüllung die Freilassung werde hervorgerufen haben. Und der Posthalter erklärte mit der ihm eigenen Entschiedenheit, daß es die That eines „Spinners" war; normal im Schädel sei der Franzl nie gewesen, allweil ein Mensch, der was erfinden wollte, dazu die ewige Aufregung, und so halb im „damischen" Zustand, geistesverwirrt, in einer gewissen Betäubung der „Gehirnmarterien" müsse die That geschehen sein. Das Gericht aber habe nachträglich herausgefunden, daß es mit dem Franzl nicht richtig im Hirnkastl sei, vielleicht habe der Franzl auch dumme Geschichten im Zuchthaus gemacht, man wollte ihn nimmer länger behalten, das Gericht hat auch nicht direkt sagen wollen, daß der Franzl „gehirnnarret" sei, also hat man so feinere Ausdrücke gebraucht, lateinische oder französische Wörter, die keine Katz' versteht, und der

Empfang der Freudenbotſchaft abgereiſt, um den freigeſprochenen Sohn abzuholen und dem ſiegreichen Advokaten gebührenden Dank zu erſtatten. Zum größten Erſtaunen der Dörfler kam die Schmiedin nach wenigen Tagen ohne Franzl wieder heim und erzählte Nanny, wie dem Nachbar, daß die Scheu ihren Sohn abhalte, heimzukehren. Franz ſei durch Vermittlung einer befreundeten Perſönlichkeit in eine große Kunſtſchloſſerei als Geſelle eingetreten und wolle nun ſehen, wie er ſich in die Höhe arbeiten könne, um ſpäter Nanny zu heiraten.

Ein Geheimnis konnte dieſes Motiv einer Fernhaltung nicht bleiben, für die Dörfler war es nun ſicher und feſtſtehend, daß Franz ſich als wirklicher Schwerverbrecher fühle und die Kritik fürchte. Auf Freiſpruch und Gerichtsauffaſſung gaben die Sankt Veiter nun keinen Pfifferling, ſie waren aber froh, daß der Zuchthäusler nicht heimkomme.

Nanny aber ſchickte an ihren Franzl ein Briefchen, in welchem es hieß:

„Ich habe nie geglaubt, daß Du es abſichtlich gethan haſt, und darum halte ich am Gelöbnis feſt, treu und unerſchütterlich, liebe Dich wie früher

und immerdar und warte, bis Du mich holst als Dein Weib. Ich werde dann schon für Dich sorgen, daß Dir nichts passiert. Laß mich nicht gar zu lang warten! Es umarmt Dich im Geiste

Deine Dich treuliebende

Anna."

Die Liebe überwindet alles. Franz überwand die Scheu vor den Leuten der Heimat aus Liebe zu Anna, und als er der Geliebten immer intensiver gedachte, kam das Heimweh nach den schönen Bergen dazu. Nach einer Woche befand sich denn Franz auf dem Weg in die Teuchel, dessen Hauptdorf Sankt Veit er nach mühseligem weiten Marsche spät in der Nacht erreichte. Die Mutter mußte aus dem Schlaf geweckt werden, bis der Bursch Einlaß finden konnte. Dann freilich ward er geherzt und geküßt, Mütterchen jubelte unter Thränen: „Franzl, mein lieber, armer Bub!"

Einige Tage hielt Franz freiwilligen Hausarrest, der durch Annens Liebkosungen sehr angenehm versüßt ward; dann aber mußte der Bursch doch an die Luft und Arbeit gehen. Sein Erscheinen unter den Leuten veranlaßte die Tratschmäuler, sofort die Frage

zu diskutieren, was wegen des zweifellos irrsinnigen Menschen gethan werden solle. Man erhitzte sich wegen der vermeintlichen Gefahr, die ein wahnsinniger Ex-Zuchthäusler für die Bevölkerung bilde, die Schmiede und Schlosserei wurden boykottiert, man wich nicht nur dem Franzl, sondern auch allen Bewohnern des Schmiedanwesens scheu aus, Paulys wie das Gesinde wurden geächtet, gemieden gleich Pestkranken. Das Geschäft verödete zusehends, mit Schrecken erkannte Frau Amanda den drohenden Ruin der Existenz. Da raffte sich die Witib auf und ging in ihrer Angst und Sorge zu Baron Feldberg, ihn um Rat und wenn möglich um Hilfe zu bitten.

Alfred hörte den Jammerbericht ruhig an; die Boykottierung hatte er als Kenner ländlicher Verhältnisse geahnt und gefürchtet. Wie ihr aber begegnet werden könnte, dafür wußte er selbst keinen Rat, er mußte die Schmiedin mit einer Vertröstung auf die Zukunft nach Hause schicken.

Als Alfred diese beklagenswerten Verhältnisse der Gattin mitteilte, ward Bella nachdenklich und meinte, daß vielleicht ein Eingreifen ihrerseits einen

Wandel der dörflichen Volksmeinung herbeiführen könnte.

„Wie willſt Du denn das machen, Bella?“ fragte überraſcht Alfred.

„Das weiß ich zur Stunde ſelbſt noch nicht. Vielleicht findet der vielverleumdete Frauenſinn das Richtige!“

„Da bin ich aber nicht wenig neugierig!“

„Abwarten, lieber Mann! Ich will mal darüber ſchlafen!“

Das Ehepaar nahm mit Karli, der unter liebevoller Pflege prächtig gedieh und ſeither den Namen Papas mit behördlicher Genehmigung führte, das frugale Abendbrot ein. Mehrmals ſuchte Feldberg der Gattin Näheres über ihre Pläne zu entlocken, doch jedesmal erklärte Bella, heute ſelbſt nichts zu wiſſen, und ohne Neugierbefriedigung mußte ſich der Einnehmer zur Ruhe begeben.

Am nächſten Morgen kam Bella in ihrem beſten Ausgehkleide, von Karli, der gleichfalls fein ausſtaffiert war, begleitet, in die Kanzlei und bat den überraſchten Gatten, nicht böſe zu ſein, wenn heute das Mittagsmahl ſehr knapp und verſpätet ſein werde.

„Ja, warum denn? Wohin willſt Du in Staatstoilette?“

„Abwarten, Alfred! Ich gehe zunächſt ins Dorf, das weitere wird ſich finden!“

„Ich zerplatze vor Neugierde!“

„Thu's lieber nicht! Du biſt Familienvater, haſt für uns zu ſorgen. Adieu, Alfred!“

Karli bot Papa ein Patſchhändchen und ſprang dann Mama nach, die tapfer auf der leicht angeſchneiten Straße dem Dorfe zuging.

Beim Bürgermeiſter ward der erſte Beſuch gemacht mit dem Erfolg einer völligen Überrumpelung. Die Leutchen ſchrieen vor Überraſchung über die Ehre, daß eine wirkliche Baronin Beſuch mache, noch dazu in Feiertagskleidung an einem Werkeltage, und baten um Entſchuldigung, daß die gute Stube nicht geheizt ſei. Man drängte Frau von Feldberg in die heiße Wohnſtube, die täglich als Kanzlei zu dienen hatte, und hier ſetzte Bella dem aufhorchenden Bürgermeiſter auseinander, daß ſie die Abſicht habe, regeren Verkehr zu unterhalten.

„Ah ſo wohl, Frau Baronin!“ meinte der Dorfgewaltige.

„Ganz richtig, Herr Bürgermeiſter! Die Trauerzeit iſt bei mir um, ich kann mich daher wieder den Leuten widmen. Wie ich höre, iſt auch der überaus geſchickte Schloſſer Franz Pauly wieder hier, das iſt mir ſehr willkommen . . .“

„Wär' nit übel, Frau Baronin!“

„Doch, ſehr willkommene Gelegenheit, bei dieſem Künſtler eine kunſtvolle Eiſenumfriedung der Grabſtätte meines verſtorbenen Kindes zu beſtellen . . .“

„Wird nit ſein, Frau Baronin?!“

„Jawohl! Gleich von Ihnen weg werde ich zum Franzl gehen! Wir können ſtolz darauf ſein, im Dorfe einen ſo hervorragenden Handwerker, der eigentlich ein Künſtler in ſeinem Fache iſt, zu beſitzen. Ich habe daher auch vor, dem Franzl ein gewiſſes Kapital zur Geſchäftserweiterung zu geben, es muß Franz ſich rühren können, und wir werden große Freude und bedeutende Thaten erleben.“

„Wird allweil beſſer, Frau Baronin!“

„Wieſo? Was meinen Sie, Herr Bürgermeiſter?“

„Frau Baronin wiſſen wohl nicht . . .?“

„Was?“

„Na, der Franzl war doch im Zuchthaus!“

„Und ist als Reflektoide im Revisionsverfahren freigesprochen worden. Für mich ist gar kein Grund vorhanden, deshalb den Verkehr mit den Paulyschen zu meiden!"

„Ah so wohl, Frau Baronin?!" rief der Dorfvorsteher im höchsten Erstaunen, seinen Ohren nicht trauend.

„Euer Verhalten ist ebenso lächerlich wie unchristlich! Es ist erwiesen, daß Franz Pauly außer Verantwortung gehandelt hat. Ihn jetzt zu ächten, ist geradezu eine Sünde! Sie können es übrigens halten wie sie wollen, ich werde mit den Paulyschen nach wie vor verkehren! Sie, Herr Bürgermeister, als die oberste Persönlichkeit im Dorfe wie in der ganzen Teuchel, habe ich für intelligenter gehalten!"

„Ah so wohl, Frau Baronin!"

„Gewiß! Ich habe als sicher vorausgesetzt, daß Sie der einzige sein werden, der die Motive des Freispruches voll erfaßte und daher den unglücklichen Franzl unterstützen werden. Der Oberste ist sonst immer der Gescheiteste!"

„Ah so wohl, Frau Baronin!"

„Wollen Sie etwa eine Ausnahme machen und weniger geſcheit ſein?“

„Na, na, Frau Baronin! Haben S' die Ehr' und halten S' mich nur für den Geſcheiteſten! Aber mit dem Franzl iſt es halt doch ſo eine verzwickte Sach'!“

„Wieſo denn?“

„Na wiſſen S', Frau Baronin, mit 'm Gericht will keiner was zu thun haben, deswegen verignorieren wir auch alle Sprüch' des Gerichtes. Wer mit dem Gericht zu thun hat, iſt allemal ein Lump!“

„Alſo Sie auch!“ rief Bella.

„Wär' mir lieb, Frau Baronin!“

„Aber ſicher! Sie waren doch ſchon einmal Zeuge, nicht?!“

„Das ſchon!“

„Alſo hatten Sie mit dem Gericht immerhin zu thun. Haben Sie noch nie jemand wegen Zahlungsverweigerung bei Gericht eingeklagt?“

„Ja, etlichemal ſchon!“

„Alſo ein ‚Lump‘ in folio!“

„Wie man eine Sach' nur ſo verdrehen kann!

An Ihnen ist ein Advikat verloren 'gangen, Frau Baronin!"

„Durchaus nicht! Ich ziehe nur die richtigen Konsequenzen!"

„Ah so wohl, Frau Baronin! Sie meinen also, wir sollen das für wahr halten, was das Gericht wegen dem Franzl ausgesprochen hat?"

„Selbstverständlich! Erstens wahr halten und dann, mit Verlaub gesagt, das Maul halten, sonst findet sich das Gericht beleidigt, und der Herr Bürgermeister kann blechen oder er spaziert auf etliche Wochen ins Loch!"

„Wär' mir lieb, Frau Baronin!"

„Sie sollten als Gemeindeoberhaupt eigentlich der erste im Dorfe sein, der den Wahrspruch des Gerichtes respektiert, weil Sie eben der Gescheiteste sind!"

„Ah so wohl, Frau Baronin!"

„Und dann sollen Sie mit gutem Beispiel vorangehen und die Paulyschen gewissermaßen unterstützen!"

„Ja, wenn Frau Baronin sich nicht stoßen, mir kann's hinter Ihnen gleich sein, ich geh' halt dann hinter Ihnen nach!"

„Das ist ein Wort, Herr Bürgermeister! Noch besser aber ist es, wenn Sie gleich mit mir gehen!"

„Ah so wohl, Frau Baronin!"

„Flink den Ausgehrock angezogen und mitgegangen!"

„Pressiert es so stark? Ich werd' keinen Rock haben, der einer Baronin gut genug ist!"

„Her mit dem Kirchenrock, der ist gut genug! Ich möchte wirklich mal den Bürgermeister an der Seite haben."

„Ah so wohl, Frau Baronin!"

Nun mischte sich die Bürgermeisterin ein und drängelte, daß der Gatte sich fertig machen solle, denn eine Baronin dürfe man nicht warten lassen.

Der gescheite Dorfgewaltige verschwand, kehrte nach wenigen Minuten wieder und ging nun wirklich mit Frau Bella zum Schmiedanwesen, beguckt von vielen Leuten, die vor die Häuser gelaufen waren.

Vor dem Hause angelangt, zögerte der Bürgermeister und sagte, er wisse nicht, was er reden solle.

„Einstweilen gar nichts! Und schließlich gebrauchen Sie in Gottesnamen Ihre Redensart!"

„Ah ſo wohl, Frau Baronin!“

„Das genügt vollkommen!“

Frau Amanda ſtaunte mit offenem Munde über dieſen Doppelbeſuch, Franz wollte ſich ſcheu aus der Wohnſtube drücken.

Bella hieß ihn dableiben, begrüßte die Leute und erteilte dem freudig aufhorchenden Franz Auftrag zur Anfertigung eines künſtleriſch auszuführenden Grabgitters. Dann erklärte Frau Bella, daß der Herr Bürgermeiſter mitgegangen ſei, um zu verſichern, daß er den Gerichtsbeſchluß für völlig richtig halte. Auch meine der Herr Bürgermeiſter, daß man die vom Schickſal ſo hartgeprüften Leute nicht durch üble, unchriſtliche Nachrede noch weiter ſchädigen dürfe.

„Ah ſo wohl, Frau Baronin!“

„Das wird genügen! Nun vertraut auf Gott, es wird ſchon wieder recht werden! Adieu, liebe Leute!“

Vor Rührung weinend, wollte die Witib, welche die Bedeutung dieſer Intervention herausfühlte, der Baronin die Hand küſſen, und auch Franz ſtammelte erſchüttert innige Dankesworte.

Frau Bella aber ging mit Karli und dem Vorsteher rasch fort und bat, auf der Straße angekommen, es möge sie der Bürgermeister zum ersten Gemeinderat führen, dem gleichfalls ein Besuch abgestattet werden solle.

Dies geschah, und auch in diesem Hause gab es eine vollkommene Überraschung ob dieses Besuches, gesteigert durch die Begleitung des Vorstehers, der zwar den Zweck solcher Besuche nicht einsah, jedoch sich geschmeichelt fühlte, die Baronin begleiten zu dürfen. Stolz verkündete er denn auch, daß der erste Besuch ihm gegolten habe. Bella erzählte von dem Franz erteilten Auftrag und ließ sich vom Bürgermeister bestätigen, daß Franz überglücklich darüber sei.

Der Gemeinderat erriet daraus, daß der Vorsteher bei den Schmiedischen gewesen, also die Ächtung hierdurch aufgehoben sein müsse.

Das wollte Bella eben erreichen, und des Erfolges sicher, nahm sie dann schnell Abschied, um nach Hause zurückzukehren.

Wie vermutet ward der Doppelbesuch bei Paulys Tagesgespräch im Dorfe, und die Leute argumentierten,

es könne der Verkehr mit Paulys keine Schande sein, nachdem eine Baronin und der Bürgermeister sich nicht gescheut haben, dort Besuche zu machen. Einmal in der Beurteilung so weit, konnte es an milderer Auffassung nicht fehlen, die allerdings zur völligen Entfaltung die übliche Zeit brauchte.

Der Bann aber war durch das kluge Eingreifen Bellas gebrochen.

XVII.

Grenzoberkontrolleur Laubers Bitte um Verſetzung an ein Amt im Teuchelbezirke hatte Berückſichtigung gefunden, der vollkommen wiederhergeſtellte Beamte kam wieder an die Südgrenze des Reiches, und wenn auch nicht in den alten Poſten zu Sankt Veit, ſo doch nach Blaikenſtein am nördlichen Ausläufer des Teuchelgebirges, das zur linken Seite von der Zollſtraße umſäumt wird. Ein Nebenzollamt gleichfalls zweiter Klaſſe beherrſcht das Sträßlein am Paßende, und durch die Schlucht führt ein Paßweg nach Hochblößen, in deſſen Nähe die öſterreichiſche Finanzwache domiziliert iſt.

Um ein Stündchen weiter hat alſo Lauber zu reiten, ſo er das liebgewonnene Dorf beſuchen will. Ein Dienſtantritt im Grenzbezirk bringt jedoch ſo vielfach Schreibarbeit, bedingt Informationsreiſen, fordert raſches Einleben in neue Perſonalverhältniſſe,

daß an Privatausflüge in der Anfangszeit nicht gedacht werden kann. Als aber die Kassenrevision des Nebenzollamtes am Engpaß vorzunehmen war, die sich sehr schnell, weil alles in bester Ordnung sich befand, erledigen ließ, so konnte Lauber auf flinkem Roß — der Schlachtesel war im Tauschwege durch eine Fuchsstute „Lucy" ersetzt — den lang geplanten Ritt nach Hochblößen wagen, um endlich Näheres über das Schicksal des geliebten Fräuleins Grete, der Telegraphistin, zu erfahren. Die lange Zeit hindurch hat Lauber keine Zeile von Gretes Hand erhalten; allerdings hatte auch Wilhelm seit jenem Telegramm aus der Station im Osten nichts von sich gegeben, immer hoffend, bald persönlich anfragen zu können.

Trotz des harten, mitunter steinigen Straßenbodens ritt Lauber scharf, mit Sporenhilfe seine „Lucy" zu andauerndem Trab animierend. Achtsamer wurde der Oberkontrolleur, als das Sträßlein ohne Geländersicherung an Steilstürzen vorüberführt und grob beschottert ist. Hier heißt es vorsichtig reiten, den Gaul in der Trense halten, jegliches Stolpern verhüten. Das Sträßlein verengt sich

ſtellenweiſe ſo ſehr, daß es unmöglich wäre, einem entgegenkommenden Fuhrwerk auszuweichen. Zudem ſteigt die Straße bergan, zur linken Hand beengt von wuchtigen Felswänden, während zur rechten Seite die Böſchung ſteil und glatt zum Wildbach abfällt. Einige Kurven müſſen ausgeritten werden, dann beginnt das Gefälle hinab in das Becken von Hochblößen, aus deſſen Mitte der ſchlanke, grünbedachte Kirchturm aufragt.

Wie das Herz pocht bei dieſem Anblick! Nach langer Zeit des Hoffens und Harrens ſoll ein Wiederſehen ſtattfinden. Wie mag es der ſchönen Grete ergangen ſein?

Noch im Gefälle begann Wilhelm zu drücken, die Sehnſucht und Ungeduld iſt zu groß, und gehorſam reagierte das brave Roß ſogleich zum Galopp, der dem Pferd wie dem Reiter wohlthat, als ſich neben dem Sträßlein eine kurzgraſige Alpenwieſe weitete. Sauſend ging es darüber hinweg, dann hinein in den Hohlweg. Juſt noch im rechten Augenblick verkürzte Lauber den Trenſenzügel zum Schritttempo, „Lucy“ wollte eben in die Knie fallen. Etwa einen Büchſenſchuß weiter beginnt wieſiges Gelände, und

das Roß ging von selber, die Ungeduld des Reiters fühlend, in Galopp über, welche Eigenmächtigkeit Lauber aber ausnahmsweise nicht rügte.

Gering muß der Verkehr sein, denn das Zollsträßlein weist in der Geleisemitte üppigen Graswuchs auf, auf dessen Streifen „Lucy" einherjagte. Sausend ging es an der Finanzstation vorüber, deren Zöllner wohl heraussprang, jedoch vom Passanten nur mehr den Rücken sehen konnte. Die grüne Uniform des Oberkontrolleurs wirkte indes beruhigend, der deutsche Zollbeamte wird nichts Steuerbares haben. Schnell waren die ersten Häuser des Dorfes Hochblößen erreicht, im Schritt nach Vorschrift ritt Wilhelm der Ungeduldige ein und steuerte dem Gasthof zur „Post" zu, dessen Hausknecht, vom Hufgetrappel angelockt, sogleich auftauchte und das Pferd zur Einstallung übernahm.

„Nicht absatteln! Hafer geben, so viel die Stute mag!" befahl Lauber und schritt, dem Drängen seines Herzens folgend, sogleich zur Telegraphenkanzlei.

Eintretend rief Wilhelm freudig: „Guten Tag, Fräulein! Hier bin ich! Wie —" Mitten im Satz

brach Lauber ab und blickte enttäuſcht auf die näher-tretende Telegraphiſtin, die nach Alter und Runzeln eine Schweſter der poſtaliſchen Schwiegermutter von Sankt Veit ſein könnte. Zu allem Überfluß flötet die zahnloſe Drahtbändigerin noch recht ſüßlich: „Euer Gnaden befehlen?“

„Herr des Himmels, welche Veränderung!“ ſtotterte im erſten Schrecken Lauber.

In aufdringlicher Weiſe erkundigte ſich die alte Telegraphiſtin, deren Augen den feſchen Mann in Uniform muſterten, nach den Wünſchen mit einem Überfluß an Worten.

„Sind Sie ſchon lange hier in dieſem Amte?“ fragte Lauber, nachdem er die Beſtürzung über-wunden hatte.

„Ah, Sie wollen wohl wiſſen, wohin meine Vorgängerin gekommen iſt! O, dieſe Wißbegierde haben ſchon mehrere Herren gezeigt! Natur, um ein junges Ding fragen die Herren immer! Unſer-eins iſt auch noch nicht ſo alt, jawohl! Und gar nicht ſo übel, wenn auch grad' die Larve nicht mehr ſo anziehend iſt! Famm Karant la millör pour

lamur,*) sagt der Welsche! Die Männer verstehen das aber gewöhnlich nicht oder nur im Notfall! Ist einer wie der andere, von Treue keine Spur! Will der Herr ein Telegramm aufgeben?"

„Danke, nein! Ich bin ein alter Bekannter des früher hier stationierten Fräuleins und wollte mich nach langer Zeit um das Befinden desselben erkundigen!"

„So, so! Natur! Euer Gnaden sind aber erheblich zu spät daran! Jetzt regiere ich in dieser Kanzlei! Ich stehe auch mit der Postmeisterin auf einem erträglichen Fuße, ohne Eifersuchtsscenen!"

„Das glaub' ich!" rutschte es Lauber wider Willen heraus.

Die alte Telegraphistin nahm diese unvorsichtige Äußerung sehr übel auf und zischte giftig: „Natur! Und grob dazu! Gott sei Dank, seit ich da bin, ist das Haus purifiziert, die Skandalwirtschaft hat ein Ende, es wird nur mehr dienstlich im Amte verkehrt, verstanden! Ist ja zugegangen wie im Taubenschlag! Natur, ist ausgegirrt! Wenn der Herr nicht

*) Französisches Sprichwort: „La femme de quarante ans est la meilleure pour l'amour."

telegraphieren will, haben Sie hier nichts zu ſuchen, außer Sie haben etwa die Abſicht, meine Unſchuld zu bedrohen!"

„Um Gottes willen!" ſtotterte Lauber.

„Sie, ich ſage Ihnen, es haben ſchon die höchſten Beamten mich heiraten wollen! Wir Dienſtfräuleins ſind immer Attacken von ‚anhabigen' (zudringlichen) Leuten ausgeſetzt! Übrigens iſt geheiratet worden!"

„Nicht möglich!"

„Warum denn nicht! Leſen S' nur die Streifen, das heißt, Sie werden die Morſezeichen nicht leſen können und außerdem darf eine Partei überhaupt nichts davon leſen — blaue Wunder könnten Sie erleben, wie meine Vorgängerin mit ihrem Bräutigam telegraphiſch geliebelt hat. Eine verruckte Korreſpondenz ſag' ich Ihnen! Sein Sie froh, daß das Fräulein einen anderen geheiratet hat. Der ihr Mann wird zu ſeufzen haben! So ein Frauenzimmer! Eine verruckte Raſſ'! Ich möcht' ihr Mann nicht ſein!"

Wie betäubt ſtarrte Lauber die alte Vogelſcheuche an.

„Sie ſein wohl etwas langſam im Begreifen, was? Natur, wenn einer ſo was ganz Neues er-

fahrt! Heiraten S' die nächst' beste, da sein Sie allweil noch besser dran. Jesses, es ruft die Zentrale, ich bin Gehörleserin, ua', gleich komm' ich! Empfehl' mich sehr!"

Wilhelm wankte hinaus, schier erdrückt von der Wucht der eben vernommenen, unglaublichen Auskunft. Grete verheiratet! Grete, die reine, stolze Mädchenblume, und eine Liebelei im Amt?! Ein rassiges, verrücktes Frauenzimmer nannte sie diese Telegraphenmegäre! Das kann nicht wahr sein, nicht zutreffen auf Grete, unmöglich!

Unschlüssig stand Lauber im Flur des Posthauses, mit sich im unklaren, was er nun beginnen soll. Wen nur fragen nach dem jetzigen Aufenthalt des Fräuleins, ohne Grete in schlimmen Verdacht zu bringen? Der Ruf des geliebten Mädchens ist Wilhelm zu heilig, als daß er ihn auch nur im geringsten gefährden möchte.

„Alle Heiligen steht mir bei!" flüsterte Lauber, als er der entsetzlichen Postmeisterin ansichtig wurde, die geschäftig und verdienstthungrig auf ihn zusteuerte.

„Ah, der Herr Oberkontrolleur! Hab' die Ehr'! Sein Sie auch wieder einmal da! Das ischt aber

ſchön! Was iſcht gefällig? Was darf ich Ihnen bringen? Heiße Würſtel, Wein, Brot! Bier iſcht zwar nicht von heut, aber decht ſehr zu empfehlen! Weiß ſchon, der Herr Oberkontrolleur nehmen gern Rotwein! ‚Natur‘, ſagt unſere telegraphiſche Heugeigen! Kommen S’ nur in die beſſere Stub’, Herr Oberkontrolleur! Ich werd’ Ihnen ſelbſt bedienen, freilich, iſcht mir eine Ehr’! Sie werden jedenfalls all die Neuigkeiten wiſſen wollen, die ſich ereignet haben, ſeit Sie nicht mehr hier waren! Iſcht lang her! Wie geht’s der Frau Gemahlin? Aproho, Sie ſein aber ein Schlankel! Mich ſo anzublümeln! Die ſaubere Dame von damals, mit der Sie kareſſiert haben, war ja gar nit Ihnere Frau! Iſcht dem Einnehmer drüben ſein Eheweib! So was! Na, mich geht’s ja nixen an, man redet ja nur davon! Und die ledigen Herren ſein keine Heiligen! Aber daß eine verheiratete Frau mitthut und Techtelmechtel hat, nit zu glauben!“

Lauber hatte alle Anſtrengungen gemacht, den Redeſtrom zu unterbrechen und loszukommen, doch vergebens.

„Kommen S’ nur, Herr Oberkontrolleur! So

einen raren Gaſt, der was auslaßt und bar zahlt, kriegen wir nit ſo leicht ins Geſchäft! Mein Gott, es geht ja miſerabel das Geſchäft! Und dabei hat die infame Perſon, die Grete, uns auch noch die Ämter wegkapern wollen!"

Das hören und bereitwilligſt in die Stube gehen, war für Lauber eins. Endlich kann er hoffen, über Grete etwas zu erfahren, ohne nach dem geliebten Mädchen fragen zu müſſen.

Zu ſeiner bitteren Enttäuſchung ging aber die Poſtmeiſterin in die Schenkſtube, um Wein zu holen. Und in die Honoratiorenſtube gekommen, fragte ſie ſo aufdringlich, was der Gaſt zum „Zuſpitzen" haben wolle, daß Lauber notgedrungen Schinken und Wurſt beſtellte.

„Schön, Herr Oberkontrolleur! Sie können aber auch was Warmes haben. Backhendl mit Salat und Kompott, koſtet für Ihnen nur einen Gulden und dauert höchſtens ein Stünderl! ‚Natur', ſagt unſere jetzige Drahterin, müſſen Sie halt ſo lang warten; ich würd' Ihnen gern Geſellſchaft leiſten, aber Backhendl mach' ich immer für vornehme Gäſt' ſelber von wegen der Akkarateſſ'! Die Hendeln

müſſen, wiſſen S', die richtige Farb' haben, nicht zu blaß, aber auch nicht zu braun. Köchin haben wir keine, bloß ein Kocherl zur Mithilf' für mich, und ſelles Kocherl muß auch die grobe Arbeit mitverrichten! Ich mein', Sie verſtehen davon nit viel, was?"

„Gott ſei Dank, nein! Alſo her mit dem Backhendl!"

„Gleich, Herr Oberkontrolleur! Das ſoll ein Herreneſſen werden! Und grad' freuen thut es mich, daß die falſche Perſon nit miteſſen kann!"

„Welche Perſon?"

„Sie wiſſen ſchon, wen ich meine! So eine g'ſchleckige (naſchhafte) Perſon war nie in meinem Haus! Unſere Koſt war gewiß allweil gut und nahrhaft, echte Hausmannskoſt! Aber ‚Natur', ſagt unſere telegraphiſche Heugeigen, die Amtsfrauenzimmer hätten Hendeln und Nudeln und Kuchen und ſüßen Wein dazu mögen, Ferchen und Aſchen am Freitag, beſſer wie der Pfarrer — aproho — der Pfarrer iſcht glücklich verſetzt worden, es hat kein gut mehr gethan."

„Iſt Fräulein Grete ſchon lange fort?“ fragte Wilhelm.

„Fort? Ah na! Die falſche Perſon hat —“

„Wirſchtin!“ rief eine Magd in die Stube.

„Gleich! Verzeihen S', Herr Oberkontrolleur, ich muß nachſchauen, was die Dirn' von mir will!“

„Bitte ſehr! Sie kommen ja wohl bald wieder?!“

„Was Sie aber jetzt gern mit mir plaudern wollen! Grad' zum Staunen! Sie werden mich decht nit in ein Gered' bringen wollen! Sie, ich ſag' Ihnen, ich bin fein eine anſtändige, tadelloſe Frau, die nixen kareſſiert, und das Reden iſcht meine Sach' auch nit!“

„Wirſchtin!“ rief abermals die Dirn zur Stube herein.

„Jeſſes, ich komm' ja ſchon! Keinen Augenblick hat man eine Ruh'! Alſo entſchuldigen S' einen Augenblick!“

„Bitte! Und bringen Sie mir doch lieber Schinken und Extrawurſt! Ich kann ſo lang nicht ausbleiben und muß nach Blaikenſtein zurückreiten!“

„Wie Sie wollen!“ Ärgerlich über die Zurück-

nahme der Backhuhnbeſtellung entfernte ſich die Poſtmeiſterin.

Lauber weihte der Geliebten einen Schluck Wein und gab ſich ganz ſeinen Gedanken an Grete hin. Iſt das Opfer auch groß und entſetzlich, das Geſchwätz der Poſtmeiſterin anhören zu müſſen, die Hoffnung, über den Aufenthalt Gretes etwas Genaueres zu erfahren, läßt ihn ſelbſt dieſes Opfer willig ertragen. Es dauerte ein Weilchen, bis die Frau wiederkam und die geforderten Speiſen ſervierte.

Zum Verdruß Laubers ſchwätzte die Poſtmeiſterin über alles, ſogar über den letzten Ferkelwurf und ſonſtige Viehverhältniſſe, nur über Grete ſagte ſie nichts. Da hieß es nun geduldig zuhören.

Gottlob iſt bei einer Frau vom Schlage dieſer Wirtin vom Stall zum Geſinde im Schwätzen nicht weit und einmal bei dieſem Thema, mußte eine Schilderung der jetzigen Telegraphiſtin geradezu unvermeidlich ſein.

Flink warf Wilhelm ein: „Ja, ganz anders als Fräulein Grete!“

„Hören S' mir nur von dieſer falſchen, arra-

ganten Perſon auf! Wiſſen S', was das letzte Mal paſſiert iſcht?"

„Ich weiß gar nichts!"

„So, Sie wiſſen nixen! Freilich, Sie waren ja lang nimmer da, und in der langen Zeit kann ſich viel abſpielen. Denken S' Ihnen nur: Eine 'beizte Zung', grad' nobel, der Fürſtbiſchof von Brixen, wenn 'kommen wär', hätt' ſelle Zung' mit Appetit 'geſſen, haben wir der Grete 'geben zum Abendeſſen. Und was glauben S', was die infame Perſon gethan hat?"

„Ich habe keine Ahnung!"

„Aus Bosheit iſcht ſie — krank worden in der Nacht, den Doktor haben wir holen müſſen auf unſere Koſten, ins Krankenhaus haben wir die fade Nocken bringen müſſen und dürfen ſie erhalten und verköſtigen die Zeit her, und wir dürfen gar nit aufmucken, nixen ſagen, ſonſt nimmt uns die Direktion, die einen Narren an der faden Perſon gefreſſen hat, die Ämter weg, und wir ſein dann petſchiert!"

„Grete hier! Sie ſind ein Engel!" jubelte Lauber, ſprang auf und wollte im Übermaß der

Freude über die heißerſehnte Auskunft die grenzenlos überraſchte Frau umarmen.

In dieſem Augenblick trat das alte Telegraphenfräulein ein mit der keifend geſprochenen Frage, wo ihr Kaffee bleibe. Beim Anblick dieſer Umarmungsſcene rief die alte Schachtel: „Natur, jetzt macht ſogar die Frau Skandalgeſchichten!“

„Adieu, Frau Poſtmeiſter! Tauſend Dank für dieſe Auskunft!“ rief Lauber und praſſelte ſporenklirrend aus der Stube, die Poſtmeiſterin in völliger Beſtürzung zurücklaſſend. Das alte Fräulein begab ſich kopfſchüttelnd in die Küche.

Die Bezeichnung „Krankenhaus“ für das Häuschen auf gemeindlichem Grund iſt etwas kühn, der Mangel an Verputz läßt darauf ſchließen, daß die wenigen Innenräume ärmlich ausgeſtattet ſein werden. Lauber erſchrak beim Anblick dieſes kleinen Gebäudes, doch drückte er feſt auf die Klinke. Die Thür iſt verſchloſſen. „Nanu!“ brummte der Oberkontrolleur und guckte auf das handſchriftliche Plakat an der Thür, das die Beſuchstage und -ſtunden der hier weilenden Kranken genau angibt. Juſt heute, in

dieſer wichtigen, ein Lebensglück entſcheidenden Stunde, iſt kein Beſuchstag, der Eintritt alſo verboten.

So ein Pech! Endlich Grete gefunden, er im Orte, und dennoch will das Schickſal dieſe zwei Menſchen nicht zueinander kommen laſſen! Soll nun ohne jeden Verſuch gehorſam fortgegangen, der Ukas eines Dorfvorſtehers reſpektiert werden?

Als Beamter möchte Lauber dies ja thun, die Beachtung behördlicher Vorſchriften iſt ihm in Fleiſch und Blut übergegangen und Gewohnheit geworden; aber das liebevolle Herz will nicht, es drängt zum geliebten Weſen, die Lippen lechzen nach dem erſten, dem Verlobungskuß, es ſoll geworben, gefreit werden, der Mann will zur Braut. Gehe einer mit ſolcher Sehnſucht gehorſam von dannen, wenn er kann. Wilhelm vermochte es nicht, er muß Grete ſehen und ſprechen, ſofern des Mädchens Zuſtand einen Beſuch zuläßt.

„Den Kopf wird es nicht koſten!“ flüſterte Lauber, und umkreiſte das Häuschen, um eventuell durch eine rückwärtige Thür einzudringen. Richtig iſt hier eine Thür und offen iſt ſie auch, nur ſteht ein altes Weiblein an der Schwelle und wehrt

jeglichen Eintritt mit dem Hinweis auf die Beſuchsverordnung.

Lauber dachte an den „rollenden Rubel“, der ſelten ſein Ziel verfehlt, und reichte der grinſenden Alten eine Silbermünze.

„Vergelt's Gott, Herr, tauſendmal! G'ſund ſollſt bleiben, Herr, alt werden wie Methuſalem! Ich werd' ſchon beten für Enk (Euch)! Aber einhergehen därfſt nit, Herr!“

Wilhelm ward dringlich und redete auf die Alte ein: „Sei vernünftig, Weibel! Schau, ſeit vielen Monaten war ich fort, drinnen iſt meine kranke Braut, ſeit langem hab' ich ſie nimmer geſehen! Kennſt ſie, Fräulein Grete heißt ſie?“

„Wohl, wohl! Ein liebes Menſcherl! Und ſo viel ſchön, grad' wie eine Heilige! Eppas (etwas) blaß wird ſie wohl ſein, iſcht ja lang genug ſchon im Krankenhaus, da wird ein Geſunder die gute Farb' verlieren! So, ſo! Ja, Ös habt Enk da ſchon ein ſauberes Dirndl ausg'ſucht! Na, Ös ſeid ja auch ein ſchöner Mann! Wird ein feines Paarl amal werden!“

„Jetzt ſchwätz nicht lang, geh zur Seite und laß mich ein! Ich muß Fräulein Grete ſprechen! In welchem Zimmer iſt ſie?“

„Nutzt Di nix, Herr! Einher laß i Di nit!“

„So? Dann mach' ich die Sach' dienſtlich! Aufmachen, Grenzwache!“

Erſchrocken blickte das Weiblein auf den Mann in Uniform und jammerte: „Wir haben nix g'ſchwirzt, nix Zollbares, Herr!“

Wohl wußte Lauber recht gut, daß er hier und noch dazu auf fremdem Boden dienſtlich gar nichts zu ſagen, nichts zu befehlen habe, ja daß das Vorſchützen ſeiner dienſtlichen Eigenſchaft ihm im Falle des Bekanntwerdens nicht geringe Unannehmlichkeiten eintragen könne. Aber ins Haus will er, die Alte iſt einzuſchüchtern, das beweiſt ihr Gejammer, wahrſcheinlich iſt ſie bei guter Gelegenheit auch eine Schmugglerin; alſo heißt es die Stunde wahrnehmen, ehe ſie entflieht.

„Augenblicklich gehſt weg! Ich bin der Grenzoberkontrolleur und muß ins Haus!“

„O mei', o mei'! Nur mit der Grenzwach' nix zu thun haben, die iſcht noch ſchlimmer wie 's

Gericht! Geh' halt einher, Herr! Aber thun därfst ihnen nixen, die Kranken!"

„Wo ist das Fräulein Grete?"

„Über die Stiegen auffi, gleich die erste Thür rechts, da wird sie sein!"

„Flink voraus! Spring hinauf und sag dem Fräulein, der Herr Grenzoberkontrolleur will das Fräulein Grete sprechen!"

Einen scheuen Blick warf die Alte auf den Beamten, murmelte: „Jesses, diese Finanzer!", und kletterte dann die Treppe hinauf, um sofort in einem Zimmer zu verschwinden.

„Hilf, was helfen kann! Ein zweites Mal mach' ich so was nicht mehr!" sprach Wilhelm vor sich hin, gleichsam sein dienstliches Gewissen beschwichtigend, und blieb auf der ersten Stiegenstufe harrend stehen.

Richtig kam die Alte wieder heraus und winkte.

Flink war Lauber oben, befahl dem Weiblein hier vor der Thür zu warten, bis er wieder herauskomme, und klopfte alsdann an die Zimmerthür.

„Herein!" klang es leise.

Klopfenden Herzens trat Wilhelm ein, die Augen erwartungsvoll auf Grete gerichtet. „Fräulein

Grete, Gott zum Gruß! Endlich ſehe ich Sie wieder!“

Halbaufgerichtet ſaß Grete im Bette, die bleichen Wangen röteten ſich, ein ſüßes Lächeln umſpielte die blaſſen, zuckenden Lippen, ſtürmiſch wogte der volle Buſen, die Hände zitterten. „Herr Lauber! Sie ſind es wirklich?“

Sporenklirrend trat Wilhelm an das Krankenlager und ergriff Gretes bebende Rechte, auf welche er haſtig einen Kuß drückte. „Ja, Fräulein Grete, ich bin es wirklich! Verzeihen Sie mein ſpätes Kommen, es war mir früher unmöglich! Und im Krankenbett muß ich Sie finden! Was mögen Sie gelitten haben!“

„Viel! Es war eine bittere, ſchwere Zeit!“ Grete deutete auf einen Stuhl, den Lauber behutſam zum Bette ſtellte und dann auf demſelben Platz nahm.

„Es ſchmerzt mich zu hören, daß ſo Schweres über Sie gekommen iſt! Ich hatte, weit in eine Station an der Oſtgrenze verſetzt, keine Ahnung davon!“

„Sie hatten Unglück, Herr Oberkontrolleur, auf einem nächtlichen Dienſtritt?“

„O, nicht von mir wollen wir ſprechen! Innigen Dank möchte ich Ihnen ſagen für den teilnahmsvollen Brief, den Sie mir damals geſandt. Gott vergelte Ihnen dieſe warme Anteilnahme, die meinem Herzen ſo unendlich wohlgethan hat. Etwas wunderte mich an jenem Brief: der Poſtſtempel Sankt Veit! Waren Fräulein denn ſelbſt dort?“

Glühende Röte ſchoß in Gretes Wangen. In ſichtlicher Befangenheit nickte das Mädchen.

„O, ich ahne! Fräulein glaubten mich in Sankt Veit daniederliegen und wollten mich beſuchen! Wie lieb und gut iſt das von Ihnen!“

Ausweichend ſprach Grete: „Vom Diſtriktskrankenhaus kamen Herr Oberkontrolleur in die Reſidenzſtadt, aus welcher ich ein freundliches Telegramm erhielt. Vielen Dank nachträglich dafür wie auch für den Brief, der mir leider ſehr verſpätet eingehändigt worden iſt.“

„Verſpätet? Wie iſt das möglich? Ich will nicht hoffen, daß etwa die Hochblößener Poſt —“

„Leider iſt dem ſo geweſen. Ich erhielt den Brief erſt nach Umfluß einiger Wochen, offen, und juſt die Stelle mit Angabe Ihrer Adreſſe war ver-

wiſcht. Aus dieſem Grunde richtete ich mein Danktelegramm an Ihre höchſte Behörde! Doch nun geſtatten Herr Oberkontrolleur mir die ergebene Frage nach dem Befinden — Ihrer — Frau Gemahlin!“ Grete hatte den letzten Satz bebenden Tones geſprochen, ſie zitterte und wagte nicht, den Beſucher anzublicken.

Lauber fuhr auf, der Säbel klirrte, jäh und in größter Erregung rief er: „Um Gottes willen, Grete, wer hat Ihnen das geſagt?“

„Alſo wahr!“ ſchluchzte Grete und vergoß im herbſten Seelenſchmerz um das verlorene Glück bittere Thränen.

„Nein! Bei Gott im Himmel, es iſt nicht wahr!“

„Aber Sie haben mir doch telegraphieren laſſen! Ich weiß die Worte auswendig: ‚An Oſtgrenze verheiratet — kündige alles‘!“

„Ich ſoll Ihnen das telegraphiert haben? Unmöglich!“

„Unmöglich? Ich habe die unglückſelige Depeſche wohlverwahrt in meinem Koffer; ſie wurde mir hierher gebracht, als ich das erſte Mal im Krankenhauſe weilte.“

„Es ist unmöglich! Ich habe telegraphiert: ‚An Ostgrenze versetzt!‘ Was die Worte ‚kündige alles‘ heißen sollen, weiß ich nicht! Glauben Sie mir, Fräulein Grete, ich beschwöre Sie! Mein Lebensglück hängt davon ab!“

Stammelnd wiederholte Grete: „Mein Lebensglück! O Gott, sollte es wahr sein?“

„Ja, es ist wahr! Verzeihen Sie mein Ungestüm, die Sehnsucht, die Hoffnung hat mich hierhergeführt, sie hat mich gezwungen, hier trotz des Verbotes einzudringen, verzeihen Sie mir! Zu lange mußte ich Ihres Anblickes entbehren, übervoll von Empfindungen ist mir das Herz! Dachten Sie denn, Fräulein Grete, ich würde gewagt haben, Sie aufzusuchen, wenn ich — verheiratet wäre?! O Gott, eine Depeschenverstümmelung unerhörter Art hat so viel Leid über Sie gebracht! Wie konnte das nur möglich sein? Glauben Sie mir, ich flehe darum! Ich bin ja gekommen, um — es muß heraus, sonst drückt es mir das Herz ab — Sie zu bitten: Grete, heiß und innig Geliebte, werde mein Weib! Ich will Dich zur Gattin, keine andere! Du sollst in treuer Liebe gehalten sein als mein kostbarer Schatz,

mein Alles auf Erden! Ich liebe Dich, Grete, ehrlich und treu, reich mir Deine Hand zum Lebensbunde!“ Lauber hielt ſeine Rechte hin und blickte der Geliebten innig in die Augen.

„Großer Gott! Er liebt mich wirklich, welches Glück!“ rief bebend Grete und ſtreckte ihm weinend und lächelnd zugleich die zitternden Arme entgegen.

Glückſelig vereint küßte ſich das Paar und immer wieder fanden ſich die Lippen zuſammen.

„Nun aber, Herzensſchatz, werd' mir bald geſund! Wir müſſen in ſechs Wochen verheiratet ſein!“ rief Lauber und erhob ſich aus der Knielage.

„Ich fühle mich jetzt ſchon geſund! Die Liebe ſtärkt wunderbar!“

„Bravo, Grete! Nun aber einen letzten Kuß! Ich muß fort, der Dienſt ruft, und weit iſt der Weg nach Blaikenſtein!“

„Du biſt in Blaikenſtein ſtationiert?“

„Ja, ſeit etwa drei Wochen! Betreibe die Beſchaffung Deiner Papiere!“

„Gott, es iſt ſo ſchnell nicht möglich! Ich muß doch erſt um die Entlaſſung bei der Direktion einkommen! Beim Poſtmeiſter kann ich auf vier Wochen

kündigen, bei der Direktion braucht es erklecklich längere Zeit, bis ich definitiv entlassen werde."

„Pressiere, wie und wo es möglich ist, Geliebte! Wir haben schon viel zu viel Zeit unseres Glückes verloren!"

Glückselig lächelte Grete: „So sehr liebst Du mich? Also ein ‚Pressierer' aus Liebe zu einer armen Telegraphistin!"

„Diesmal bin ich wahrhaftig ein ‚Pressierer' und ein reicher Mann, denn ich besitze Dein Jawort, Deine beglückende Liebe!"

Die Thür ward geöffnet, das Weiblein steckte den runzelreichen Kopf herein und fragte: „Wie lang soll ich denn noch warten? Wir haben nix Mautbares!"

Verdutzt guckte Grete auf die Alte, deren Worte ihr unverständlich waren.

Lauber lachte hellauf: „Und ob! Alles wird konfisziert! Die Liebe muß schwer Zoll zahlen!" beugte sich zu Grete herab und holte sich noch schnell zum Abschied einen langen süßen Zöllnerkuß.

„Ah so wohl! Seien Sie aber ein Schlankel!"

flötete die Alte und wischte sich in Erinnerung an vergangene Zeiten den zahnlosen Mund.

Lauber händigte dem Weiblein noch ein Silberstück ein und verließ klirrend, glücklich und selig das Krankenhaus durch die hintere Thür.

Grete sank in die Kissen und weinte vor Glück.

Im Posthause kam Lauber just recht, um im Flur einen Herrn wettern zu hören, welcher der Postmeisterin sehr gründlich den Standpunkt klar machte und dann nach Fräulein Grete fragte.

Der zerknirschten Antwort der Postmeisterin konnte Lauber entnehmen, daß der scharfe Herr ein Oberinspektor sei, also wohl ein Oberbeamter der Post- und Telegraphendirektion. „Schmiede den Nächsten, so lang er warm ist!" dachte Lauber, ging auf den Herrn zu und sprach ihn an, sich sofort vorstellend.

Kühl klang die Antwort unter Gegenvorstellung: „Sie wünschen?"

Den Blick Laubers auf die horchende Postmeisterin würdigend, trat der Oberinspektor bereitwillig vor das Haus, und Lauber ging mit.

„Womit kann ich dienen, Herr Oberkontrolleur?"

„Fünf Minuten Audienz, wenn ich bitten darf!

Ich habe mich ſoeben mit Fräulein Grete, der Telegraphiſtin, im Krankenhauſe verlobt."

„Ah, gratuliere! Ich wünſche dem braven Fräulein wahrhaftig das Beſte, und das iſt ein braver Mann! Ein ſolches Glück iſt dem wackeren Mädchen zu gönnen nach all dem Leid, das es hier zu erdulden hatte!"

„Innigſten Dank, Herr Oberinſpektor! Ich möchte aber, wenn Sie geſtatten, aus Ihrer momentanen Anweſenheit inſofern Nutzen ziehen, daß ich Ihnen die ergebenſte Bitte unterbreite, Fräulein Grete in beſchleunigtem Tempo die Entlaſſung aus dem Staatsdienſte zu gewähren!"

Lachend erwiderte der Oberbeamte: „Alſo ein ‚Preſſierer'! Na, alle Brautleute preſſieren! Mir hat es vor dreißig Jahren ja auch enorm preſſiert! Nun, im Hinblick auf das verdienſtliche Wirken des Fräuleins, in Berückſichtigung des dornenvollen Dienſtes in hieſiger Station und erduldeten Leides ſowie ſchlechter Behandlung kann man ſchon eine Ausnahme machen! Wann wollen Herr Oberkontrolleur Fräulein Braut an den Altar führen?"

„Ich denke, in ſechs Wochen!"

„Aber verehrter Herr! Der Menſch iſt doch kein Eilwagen! Sagen wir zwei Monate, iſt es ſo genehm?“

„Wenn es anders nicht ſein kann, muß ich mich wohl und mit innigſtem Dank dreinfinden!“

„Na, nur nicht tragiſch werden! Alſo ſechs Wochen! Soll recht glücklich werden, unſere brave Telegraphiſtin!“

„Dürfte ich Herrn Oberinſpektor bitten, uns die Ehre als Hochzeitsgaſt zu geben?“

„Aber gern, herzlich gern, auch als Beiſtand, der Braut zu Ehren! Wo wird die Hochzeit ſtattfinden?“

„Darüber bin ich noch nicht ſchlüſſig, es kam ja heute alles ſo plötzlich und beglückend! Hier wird es wohl nicht gehen, Hochblößen war ja für Grete eine Marterſtation!“

„Allerdings! Aber es wäre nicht ‚ohne‘, juſt hier Hochzeit zu halten, einen triumphalen Abſchied zu feiern. Zum mindeſten würde ſich die Peinigerin ärgern, und dieſer Frau gönne ich ein gerüttelt Maß von Verdruß, ſie hat es reichlich verdient.“

„Topp, Herr Oberinſpektor, das iſt eine famoſe

Idee! Wir halten Hochzeit hier in der ‚Poſt‘ zu Hochblößen. Sobald ich die Papiere in Ordnung habe, ſoll das Mahl beſtellt werden.“

„Bravo! Nun Gott zum Gruß! Ich will Ihre Braut aufſuchen, ihr gratulieren, und da es der Geſundheitszuſtand wohl erlauben wird, einige dienſtliche Fragen an die jedenfalls ſehr vergnügte Telegraphiſtin richten.“

„Sehr wohl! Verbindlichen Dank, Herr Oberinſpektor! Wenn ich alſo bitten darf: Als Trauungszeuge erſter Klaſſe. Für rechtzeitige Verſtändigung werde ich Sorge tragen! Tauſend Dank!“

„Bitte ſehr! Auf Wiederſchaue“

Die Herren ſchüttelten ſich die Hände und ſchieden, zufrieden darüber, daß um Gretes willen wenige Minuten genügten, ein Freundſchaftsband zwiſchen zwei Männern herzuſtellen.

Was die beiden Herren ſo angelegentlich vor dem Poſthauſe zu beſprechen hatten, zu erfahren, hätte die Poſtmeiſterin für ihr Leben gern gewußt, jedoch mußte die Neugierige ſich gedulden, es ging nicht an, den gefürchteten Oberbeamten ausforſchen

zu wollen, und der Kontrolleur ist bereits abgeritten. Erst gegen Abend kam die Postmeisterin auf den Gedanken, die Vogelscheuche in der Telegraphenkanzlei zu fragen, ob das Fräulein nichts erlauscht hätte von jenem verdächtigen Gespräch der Herren.

Ärgerlich sprudelte die ältliche Substitutin heraus: „Zum Hören war nichts, eifrig genug haben die Herren getuschelt und sich die Hände geschüttelt wie Napoleon auf dem Rütli mit dem König von Elba. Dafür weiß ich aber etwas ganz Neues!“

„Nit möglich! Was denn? Sie wissen ja, daß ich mich für alles Neue veriniteressier'! Reden S'! Mit Ihnen kann man decht reden! Zum erstenmal, seit wir die Post haben, sein Sie eine Fräul'n, die zu mir haltet und mit der man ein vernünftig Wörtl reden kann. Sonsten hängen die Fräul'n allweil den Amtszipfel 'raus und verschanzen sich hinter das Amtsgeheimnis! Also reden S', geschwind!“

„Ja, wenn Sie allweil diskerieren, kann doch ich nicht zum Wort kommen! Klipp und klapp herausgesagt, liebe Frau Postmeister, meine Herrlichkeit hier hat ein End', ich kann heut noch einpacken, und morgen muß ich fort! Schad' darum, hat mir

recht gut gefallen hier! Netter Verkehr, nette Herren! Vielleicht wär's doch noch gelungen."

„Was? Sie wollen fort? Ja, warum denn?" ſchnatterte die Poſtmeiſterin überraſcht.

„Warum? Weil Fräulein Grete geruht, morgen das Amt wieder zu übernehmen! Eben hat ſie mir Botſchaft geſchickt, ich kann und muß alſo abziehen. Der Himmel weiß, wohin ich nun in Aushilf' geſchickt werde! Iſt halt mein altes Pech: wo es mir gefällt, dort darf ich nicht bleiben! Natur!"

„So, die Grete kommt morgen ſchon und will wieder eintreten? Jetzt geht mir ein Mordslicht auf! Zuerſt der Kontrolleur mit ſeiner Fragerei, dann das Geſchrei — einen Engel hat er mich genannt — ich bitt' Ihnen: ich und ein Engel! Ganz ſicher iſcht der Kontrolleur bei der Grete geweſen, und ſie iſcht geſchwind geſund worden, die falſche Tropfin! Jetzt kann die alte G'ſchicht' von vorn wieder angehen und der Verdruß nimmt kein End'! Hab' mir's ja gleich gedenkt, daß der Oberkontrolleur die Hand im Spiel hat!"

„Natur! Er hat ja bei mir in der Kanzlei

rabiat genug gethan, wie er mich gesehen hat statt der Vorgängerin!"

„Das kann ich ihm nit übelnehmen!"

„Erlauben Sie, Frau Postmeister! Ich verbitt' mir jede Anzüglichkeit! Schauen S' meinen Wuchs an, ich könnt' drei Männer statt einen beglücken, bloß die Larven ist ein bissel z'wider ausgefallen, sonst bin ich besser beinander wie ein junges Fräulein! Jawohl, Natur!"

„Lassen S' Ihnen nit auslachen! Die Mannsbilder schauen allweil zuerst auf ein nettes Gesichtel! Das haben Sie nie g'habt!"

„Ich glaub' gar, Sie wollen mich jetzt, weil Sie wissen, daß ich morgen fortkomm', verschimpfieren! Da kommen S' aber bei mir an die Unrechte!"

„Sie arragante Person, Sie! Wer sein denn Sie? Nichts anders als Dienstbot', von mir bezahlt! Sie sein mir schon die Wahre: erst schandfreundlich ins Gesicht, katzenschmeichlerisch und hinterdrein lernt man die Leut' von der ganz anderen Seiten kennen! Na, ischt gut, daß Sie aus dem Haus kommen, Ihnen hätt' ich so wie so gekündet!"

„Natur! Ha, Postmeisterin, nehmen nur grad'

Sie den Mund nicht voll! Sie dürfen schon gar nicht aufmucken! Ihre Post ist die schlechteste im ganzen Land, Sie sein schlecht angeschrieben bei der Direktion und keine Stund' sicher vor der Wegnahme der Ämter! Ihre Kost ist berüchtigt bei allen Expediterinnen . . ."

„Jetzt wird es mir bald zu dick! Wer hat denn die verabreichte Kost über den Schellenkönig gelobt wie Sie? Wer hat denn alles bei uns für ausgezeichnet erklärt? Sie sein schon die allerfalscheste Person, die auf zwei Füß' umeinanderläuft und alles durcheinander bringt! Da ischt mir die Grete schon hundertmal lieber, jawohl!"

„Natur! Na, morgen können S' die Grete ja wieder umarmen und abbusseln, wenn's der saubere Bräutigam verlaubt! Geschieht ja alles doch nur wegen der Hoffnung auf das Hochzeitsmahl in der ‚Post'! So eine profithungrige Person, wie Sie eine sind, gibt es im ganzen Land nimmer! Pfehl mich!"

Diese Art einer Abfertigung versetzte die hitzige Frau in die größte Wut, gellend schrie die Post-

meiſterin: „Was Ihnen nit einfallt?! Ich glaub' gar, Sie freche Perſon wollen mich ausſchaffen?!“

Giftig klang die Gegenrede: „Haben Sie ein Telegramm aufzugeben? Nein! Alſo ſpazieren Sie gefälligſt ſamt Ihrem loſen Maul aus der Kanzlei!“

„Wie? Was? Wie wird mir denn? Ich bin die Poſtmeiſterin! Ich bin die Hausfrau! Mir gehört alles, was im Haus iſcht, verſtanden! Ich laß mich nit ausſchaffen!“

„Wenn Sie im Amt nichts wollen, hier gibt es nur Aufgabe von Depeſchen, ſo gehen Sie hinaus! Das iſt Vorſchrift, ich hab' keine Zeit und auch keine Luſt zum Schwätzen! Adieu!“

Die Frau rang nach Atem, keuchend rief ſie: „Na, freu' Dich! Jetzt hol' ich meinen Mann, der wird Ihnen den Standpunkt ſchon klar machen und das gehörig! Und zum Abendeſſen kriegen Sie das Schlechteſte, was aufzutreiben iſcht! So eine infame Perſon! Jeſſes, wie brav und nett und anſtändig iſcht decht die Grete geweſen! I merk' es jetzt erſt! Ja, wahr bleibt wahr: ein übertragenes Frauenzimmer iſcht das Schrecklichſte auf Erden!“

„Und Sie ſein die ſchauerlichſte Ratſchen auf

der ganzen Welt! Gottlob werd' ich morgen erlöst!" —

„Rache, Rache!" schrie die Frau und stürmte hinaus.

Im Flur stand der Postmeister, las ein Brieflein, welches ihm eben überbracht worden war, und seufzte dabei. Als die Gattin anhub, die eben erlebte Scene mit epischer Breite und wildem Affekt zu schildern, steckte der Mann das Brieflein in die Gilettasche und ging hinweg. Diese rücksichtslose Ignorierung konnte den Zorn nur steigern, die Postmeisterin schimpfte, daß man ihre Wutausbrüche im ganzen Hause hören konnte.

Zum Abendessen versammelten sich Knechte und Mägde um den Tisch in der Gesindestube, auch die ältliche Telegraphistin fand sich gezwungenermaßen ein und harrte in gewisser Spannung auf die Speise, welche gemäß der Drohung zweifellos sehr schlecht sein dürfte.

Eine Dirn brachte eine große Schüssel mit Fleisch gefüllt, lebhaft acclamiert von den angenehm überraschten Knechten. Fleisch an einem Werktage und abends, das kommt nicht häufig vor.

Die Substitutin windete gleich einem Schweißhund und wußte genug. Gleichwohl nahm das alte Fräulein ein Stück Fleisch heraus und zerlegte es mit dem Erfolg, daß mehrere kleine Würmer entzweigeschnitten wurden. Also das ist die Rache!

Der Roßknecht bemerkte, daß die Telegraphistin ebensowenig von der total verdorbenen Speise genoß wie das zur gleichen Rachekost verurteilte Postfräulein, und meinte lakonisch: „O mein', sein dös dappige Menscher! Wegen dö paar Würmla! Fleisch ischt es decht! Und dö Würmla kunnten s' jo abkratzen, dös ischt nix Ungreachts!"

In Bosheit, Haß und Rachsucht übertrifft gegebenenfalls jedes Weib den Mann; die Postmeisterin kam in die Stube, um sich zur Befriedigung ihres Rachedurstes zu überzeugen, welches Gesicht die verhaßt gewordene Substitutin zu der Speise mache. Auf den ersten Blick sah die boshafte Frau, daß die Amtsfräuleins das übelduftende, wurmreiche Fleisch nicht genossen und noch auf dem Teller liegen hatten. Bissig meinte die Postmeisterin: „Na, die fürnehmen Damen warten wohl gar auf

einen zweiten Gang? Es gibt aber nixen mehr! Ein Fleiſchgang wird decht wohl genug ſein!"

Der Roßknecht ſtimmte, lüſtern auf die Fleiſchreſte blickend, zu: „Freilich, Frau! War jo grad' noblicht! Dös kloane Grüachel (Geruch) iſcht jo grad' fein!"

„Na, da können's die Damen ja hören!" höhnte die Frau und ſchritt frohlockend durch die Stube, kehrte jedoch augenblicklich um, als ſie hörte, wie die Poſtexpeditorin ſich auf eigene Rechnung Käſe mit Butter bei der Kellnerin beſtellte.

„Sie, Fräul'n von der Poſt, was Sie extrig beſtellen, muß auch gezahlt werden, verſtanden!"

Die Subſtitutin rief nun: „Die Koſt iſt ungenießbar! Sie müſſen genießbaren Erſatz liefern, Natur, koſtenlos, oder ich ſende dieſe Portion total verdorbenen Fleiſches der Direktion ein als Corpus daliegter!"

Mit jähem Satze ſprang die Frau an den Tiſch und riß den Teller mit dem Fleiſch an ſich, ſo raſch, daß die Fleiſchſtückchen zu Boden fielen und ſofort vom Haushund verſchlungen wurden.

„So, jetzt ſchicken S' 's der Direktion! Was

der Hund mag, iſcht allweil noch gut genug für eine Expediterin!"

Die Fleiſchſtückchen vom Teller des Poſtfräuleins hatte unterdeſſen einer der Knechte weggefiſcht. Somit gab es, da das Geſinde abſolut nichts übrig gelaſſen hatte, auch kein zum Ankläger brauchbares Corpus delicti mehr.

Ein Verſuch der Subſtitutin, ein Schnitzel zu beſtellen und hinterdrein die Zahlung zu verweigern, mißlang deshalb, weil die Kellnerin wahrheitsgemäß erklärte, alles auf Rechnung zu haben. Der armen Hebe wollte aber das Telegraphenfräulein keinen Schaden zufügen.

„So, jetzt wiſſen S', wie Sie dran ſind, Sie unverſchämte Perſon!" höhnte die Poſtmeiſterin und rauſchte ſiegesbewußt hinaus.

Das Geſinde verrichtete ein Tiſchgebet und verließ dann die Stube.

Zu Abend wollte die Telegraphiſtin aber doch eſſen, ſie holte ärgerlich kleine Münze aus dem Geldtäſchchen und ließ ſich gegen Vorausbezahlung eine Kleinigkeit kalten Aufſchnittes kommen.

Punkt acht Uhr am nächſten Morgen erſchien

Grete in der Telegraphenkanzlei, bleich noch vom langen Krankenlager her, auch etwas geschwächt, doch frischen Blickes, seelenfroh, und übernahm das Amt. Während der Kassenskontrierung erzählte die Substitutin den Vorfall vom gestrigen Abend, ward aber von Grete unterbrochen durch die Bemerkung, daß dergleichen in diesem Hause nichts Neues sei.

„So? Na, da werden Sie, Natur, froh sein, wenn Sie auch bald zum Tempel hinauskommen!"

„Der Mensch muß manches ertragen lernen!"

„Natur! Auch das Heiraten will gelernt sein!"

Umständlich prüfte Grete Kasseninhalt und Protokolle, sie unterzeichnete das Übergabeschriftstück erst, nachdem sie sich bis ins kleinste Detail von der Richtigkeit, auch im Inventar, überzeugt hatte.

„Sie werden's noch zur Kontrolleurin bringen!" spottete anzüglich die nun entlastete Substitutin, welche die Gründlichkeit Gretes ärgerte.

Mittags fuhr die Vogelscheuche weg, ohne Abschied genommen zu haben.

Zu Tisch gab es für die Amtsfräuleins eine großartige Überraschung; einmal meldete die Kellnerin, daß für die Fräuleins separat im Honoratiorenzimmer

gedeckt ſei, und zwar auf Befehl der Poſtmeiſterin, und zum zweiten gab es ein feines Diner, im Vergleich wenigſtens gegen die ſeit Jahren verabreichte Dienſtbotenkoſt.

Noch hatten die Fräuleins dieſe Überraſchung nicht überwunden, da kam die Poſtmeiſterin herein, um den Damen geſegneten Appetit zu wünſchen, ſo freundlich und liebenswürdig, daß Grete wie die Kollegin von der Poſt nicht wußten, was ſie ſagen ſollten.

Die Hausfrau ſprudelte heraus: „Gelt, da gucken Sie! Ja, ich weiß aber auch, was ſich ſchickt und gebührt! Natur, na, das dumme Wort von der faden Nocken mag ich nimmer brauchen. Gott ſei Dank, daß die ekelhafte Perſon aus dem Haus iſcht, alsdann natürlich muß man einen Unterſchied machen, freilich! Die Fräul'n ſind decht keine Dienſtboten, müſſen extrig eſſen und beſſer wie die Eh'halten. Natur! Man kann nie wiſſen, was aus einer Expediterin wird! Der Roſenfeld oder wie er heißt, drenten der Präſident von Amerika, ſoll ehnder (früher) auch ſo was wie ein Poſtknecht geweſen ſein, und iſcht hinterher dös worden, was der Max Kinley

war, ſo was wie ein Präſident von der Direktion in der Amerika! Wiſſen S', ſo dumm bin ich nit wie ich ausſchau'! Und gleich nachher gibt es ein Henderl für die Damen, jawohl, das Henderl hat die letzten Tag ſchon das Köpferl hängen laſſen, ganz todtraurig, muß ihm was gefehlt haben, dem Henderl, alſo haben wir's abg'ſtochen! Laſſen S' Ihnen gut ſchmecken! Und was ich ſagen will: Grete, iſcht es Ihnen wirklich Ernſt mit der Kündigung? Der Poſtmeiſter druckt allweil ſo verdächtig herum, und das bedeutet was! Na, iſcht ja nit ſchwer zum Erraten, der Herr Oberkontrolleur, die geſchwinde Geneſung und Amtsübernahm', wird decht wohl ſo ſein, daß eine Kündigung und ſpäter eine Hochzeit herausſpringt, und da möcht' i halt der Fräul'n Grete gratalieren und ſchön bitten um eine Rekammandation! Sie wiſſen ja ſelber, daß wir ein gutes Haus ſein und das möglichſte leiſten für die Gäſt'!"

Grete lächelte, ſie weiß nun, wohin die Poſtmeiſterin zielt und ſprach den Dank für die Glückwünſche zur Verlobung aus.

„Alſo iſcht die Sach' decht richtig! Iſcht wirklich frei ſchad', ſo eine brave, willige, gewiſſenhafte Teli-

graphiſtin kriegen wir nimmer, es war eine Freud', ſo lange Sie da waren! Und nehmen S' halt um Himmels willen nixen krumm, wiſſen S', Differanzen gibt es überall, ich bin halt ein wenig gach, das Reden iſcht meine Sach' nit, ich kann nur keine Unordnung leiden und muß überall dabei ſein, ſonſten geht es nit! Tragen S' mir nixen nach, Grete, verklampfeln (Übles nachreden) S' mich nit bei der Direktion, es wär' unſer Untergang, wir ſein auf die Ämter angewieſen, Ihnen thät' es gewiß keinen Segen bringen im heiligen Eheſtand! Und wenn S' was brauchen, ich ſteh' zur Verfügung und das ganze Haus, weil's uns eine Ehr' iſcht! Behüt' Gott derweil!"

Kaum hatte die Frau die Stube verlaſſen, lachte das Poſtfräulein aus vollem Halſe. Auch Grete konnte ſich des Lachreizes nicht erwehren, der Kontraſt im Verhalten dieſer Frau wirkt auf das Zwerchfell.

Der Poſtmeiſter erſchien mit einer Flaſche Weißwein, zur „Nervenſtärkung", wie er ſagte, und als „Pflaſter" auf den Schrecken, welchen Gretes

Kündigung in ihm erzeugt habe. „Wollen Sie wirklich Ihre Entlaſſung nehmen, Fräul'n Grete?"

„Aber natürlich! In ſechs Wochen iſt ja Hochzeit!"

„Na, ich kann's nit ändern! Vom ganzen Herzen wünſch' ich Ihnen alles erdenkliche Glück, das dürfen S' mir glauben! Und was ich noch ſagen möcht': ſo ſehr es mich freuen thät', wenn Ihre Hochzeit in Hochblößen ſtattfinden thät', ſo muß ich decht ſagen, es iſcht geſcheiter, Sie halten drüber der Grenz' Hochzeit! Sie, liebe Grete, haben, Gott ſei's geklagt, in dieſem Haus ſo viel zu dulden und zu leiden gehabt unter der ſchlechten Behandlung von der Frau, daß ich mir denken kann, Sie gehen gern fort. Es paßt ſich nit, hier die Hochzeit zu feiern, das geſpür' ich ſelber. Drum verzicht' ich auch auf jeglichen Profit und red' Ihnen zu, die Tafel über die Grenz' drüben zu halten. Meine Fehler kenn' ich gut, ich weiß, ich hätt' energiſcher ſein ſollen, aber ich kann aus der Haut nit heraus und bin nun einmal ein verſchloſſener Menſch! Nix für ungut, Grete! Werden S' recht glücklich im

Eheſtand! Und jetzt erlauben S', daß ich das Maul wieder zumach'! Proſt, Grete, recht viel Glück!"

Hell klangen die Gläſer zuſammen. Der wortkarge Poſtmeiſter trank das Glas leer, wiſchte ſich eine Thräne aus dem Auge und ging.

Auch Grete konnte ſich einer Rührung nicht erwehren und flüſterte: „Ein braver Mann, der eine andere Frau verdient hätte!"

Auf das Henderl verzichteten die Fräuleins auf Grund der Andeutungen aus dem Munde der ſchwatzhaften Poſtmeiſterin, und Punkt zwei Uhr ſaßen die Damen in den Kanzleien.

So oft es der Dienſt erlaubte, kam Lauber von Blaikenſtein zum Beſuch ſeiner glückſtrahlenden, ſchönen Braut geritten, manchmal zur Mittagszeit, ab und zu abends, da die Telegraphenkanzlei um ſechs Uhr geſchloſſen wird. War Lauber verhindert, ſo ſchickte er im Drahtwege Kuß und Gruß, vergaß aber regelmäßig das „Rp.", das heißt, er bezahlte die erwartete Rückantwort nicht im voraus. Grete wollte doch auch ein liebes Wort nebſt Kuß und Gruß telegraphieren, mußte daher ordnungsgemäß jede Depeſche mit ſechzig Hellern aus der Privat-

ſchatulle bezahlen. „Ein teurer Brautſtand!“ meinte ſie jedesmal bei ſolcher Gelegenheit und klopfte dann den Liebeserguß am Morſeapparat über die Reichsgrenze.

Tag für Tag war die Poſtmeiſterin beſtrebt, Grete die Zuſicherung, daß das Hochzeitsmahl in der Hochblößener „Poſt“ ſtattfinde, zu entlocken. Die Zuſage erfolgte jedoch erſt nach einer Rückſprache mit Lauber. Nun ſchwamm die Frau in Seligkeit, zerfloß in Höflichkeit und gratulierte der Telegraphiſtin ſchier beide Ohren weg. Dazu verbreitete ſie die Nachricht von der bevorſtehenden Hochzeit mit einem Eifer, daß ſelbſt die entlegenſt wohnenden Bergbauern Kunde von dieſem Ereignis erhalten mußten. Mochte nun manches im Verkehr der Gebirgler mit der Telegraphiſtin vorgekommen ſein, die Nachricht vom bevorſtehenden Abgang des allzeit freundlichen, gefälligen Drahtfräuleins wurde mit großem Bedauern aufgenommen, und es zeigte ſich jetzt, wie beliebt Grete durch ihre Amtsführung geworden war. Von allen Seiten kamen die Gratulanten angerückt, derbe Gebirgler, Comptoiriſten, Fabrikbeamte; auch aus der nahen Teuchel fanden ſich Zöllner

und sonstige Beamte ein zur Gratulation, ehemalige erfolglos gebliebene „Belagerer“ der „Festung“, darunter der Forstassistent Gratt, dem der helle Neid aus den Augen zu lesen war. Baron Feldberg kam mit Frau und Karli angefahren, erstattete seinen Glückwunsch und fuhr alsbald wieder zurück in sein Zollamt, das inzwischen ein Aufseher verwaltete.

Köstlich gestalteten sich die Gratulationen seitens der Gebirgsbevölkerung, jeder, der je eine Viehhandeldepesche aufgegeben und daher mit dem gefürchteten Telegraphen zu thun hatte, brachte in einem vollgefüllten „Schneuztüchel“ freiwillige Gaben für die Braut, meist Küchel, Rohrnudel, Butter und Schmalz, Käse, etliche Laibe Brot, Honig und so weiter. Den Vogel schoß eine Bäuerin vom Moserberg zu höchst oben ab, die eines Morgens schwitzend vom eiligsten Marsch in der Telegraphenkanzlei erschien, in jeder Hand ein gefülltes Schneuztüchel trug und Grete erst mißtrauisch beguckte, dann aber sprach: „Sein kunnt es, daß Du selle Menschin waarst, die 's mit 'm Taifel hat! Bischt aftn (hernach) die Expediterin von der Teligraf, die nächstens über die Grenz hochzeitet?“

Grete erwiderte lächelnd: „Die bin ich, jawohl! Was willſt denn, Bäuerin? Haſt ein Telegramm zu befördern? Wenn Du nicht ſchreiben kannſt, ſag' mir nur, was Du telegraphieren laſſen willſt, ich ſchreib' es gern nieder und es koſtet dieſes Niederſchreiben nichts!"

Die ſchwitzende Bäuerin ſchüttelte den Kopf.

„Willſt Deine Sachen auf der Poſt aufgeben, ſo mußt Du in die Kanzlei nebenan gehen. Weißt, Bäuerin, hier iſt das Telegraphenamt, ich darf Poſtſtücke nicht zur Beförderung annehmen."

Wieder ſchüttelte die Bäuerin das Haupt und ſo energiſch, daß der Hut davonflog. „Oha, mein Huat!" rief ſie, ließ die gefüllten Schneuztüchel fallen und ſetzte den Hut als notwendiges Attribut wieder auf.

„Was willſt denn dann bei mir, Bäuerin?"

„Bringen möcht' i Dir was! Und angratalieren muaß i Di au', auf daß D' Glück haſt im Eheſtand! Geaht oft ſchief zu au, da muß ma' tüchtig glückwünſchen, ſonſt heart (hört) es der Herrgott nit!"

„Vergelt's Gott viel tauſendmal, Bäuerin! Es iſt wirklich lieb von Dir! Biſt eigens deswegen den Berg herunter? Zu viel Ehr' für mich!"

„Na na, beileib! Zuerſt muß i ſchon zu Dir, aftn geah' i ſchon zum Kramer au'!"

„Da will ich Dich nicht aufhalten! Alſo recht herzlichen Dank für Deine gutgemeinten Glückwünſche!"

„Na, na, ſo laß i mi' nit abſpeiſen! Woaßt, i hun Dir jo was mit'bracht, ſo eppes zum Zuſpitzen (Kleinigkeit eſſen), auf daß Du nit abmagerſt, bis Di' der Loder hochzeitet!"

„Aber Du meinſt es gut mit mir, Bäuerin!" lachte Grete.

„Freili'! Gelt, Heiterin arme, haſt Di' viel plagen müſſen, viel lerna, bis D' es ſo weit 'bracht haſt! Schau' her, was i Dir mit'bracht hun!"

Grete war nun doch neugierig geworden und ſah zu, wie die Bäuerin den Inhalt ihrer Schneuztüchel auf das Zählbrett des Schalters legte. Es war ein mächtig großes Stück Speck und eine Anzahl geſottener Kartoffeln.*)

„Ach, du lieber Himmel!" rief Grete.

„Jo! Iſcht 'gewiß guet g'moant! I hun mir

*) Unglaublich, aber Thatſache! D. V.

gedenkt, 'leicht mogst Erdäpfeln au', und drum hun i selle gleich g'sotten! Grod' (gerade) derbarma thuest mir, Bualein (Fräulein)! Loß Dir's schmecken, der Speck ischt guet für die Brust! Bald Du g'hoachzeitet bist, wird er Di' schun besser verköstigen, Dein Loder!"

„Vergelt's Gott tausendmal, Bäuerin! Du meinst es wirklich zu gut mit mir! Ich nehm's dankbar an, ich will Dich nicht verkehren! Aber ein Loder ist mein Bräutigam nicht, er ist ein höherer Zollbeamter jenseits der Grenze!"

„Na, na! Jedes Mannsbild ischt, ehnder er heiratet, a Loder! Dös gibt's gar nit anders! Also wird auch der Deinig' a Loder sein!"

Dagegen war nun nicht anzukämpfen. Grete dankte nochmals, reichte der nun hochbefriedigten Bäuerin die Hand, und nahm nach deren Abgang die „sinnigen" Hochzeitsgeschenke vom Schalter weg.

Zu Mittag kam Lauber zu Besuch, und Grete zeigte dem Bräutigam diese gutgemeinten Spenden, die Scene möglichst getreu schildernd.

Wilhelm wand sich vor Lachen, schwor hoch und teuer, diese Hochzeitskartoffeln aufzubewahren, bis sie

C36953

schimmlig werden, und nannte fürder die süße Braut nicht anders als sein „Bualein".

Prompt wie versprochen kam das Entlassungsdekret für Grete, die nun das Amt einer Nachfolgerin übergeben konnte. Von der Landeshauptstadt wurde das bestellte Hochzeitskleid geholt, und zum festgesetzten Tage konnte in Gegenwart des Oberinspektors und eines weiteren Zeugen, eines Kollegen Laubers, das hohe Fest gefeiert werden.

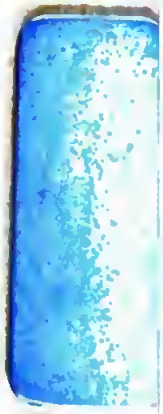
Es begann das Lebensglück zweier Menschen von hüben und drüben.

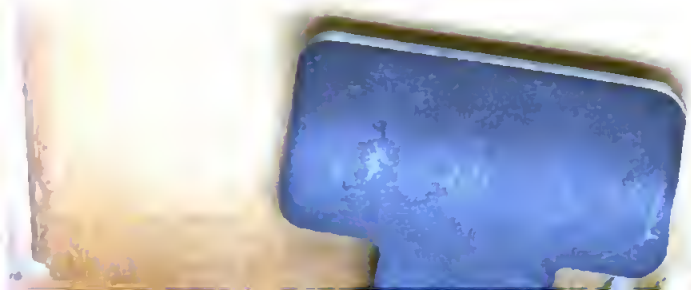
Ende.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

B89091340679

B89091340679A





b89091340679
b89091340679a